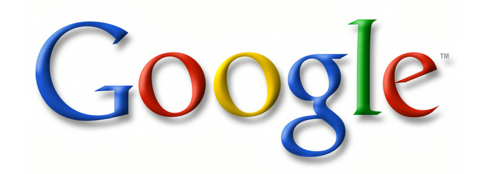
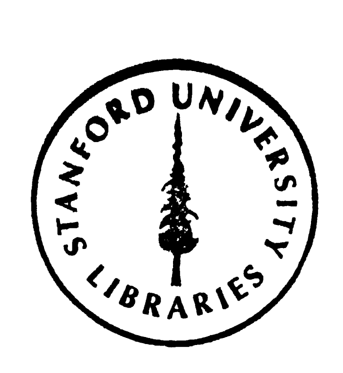
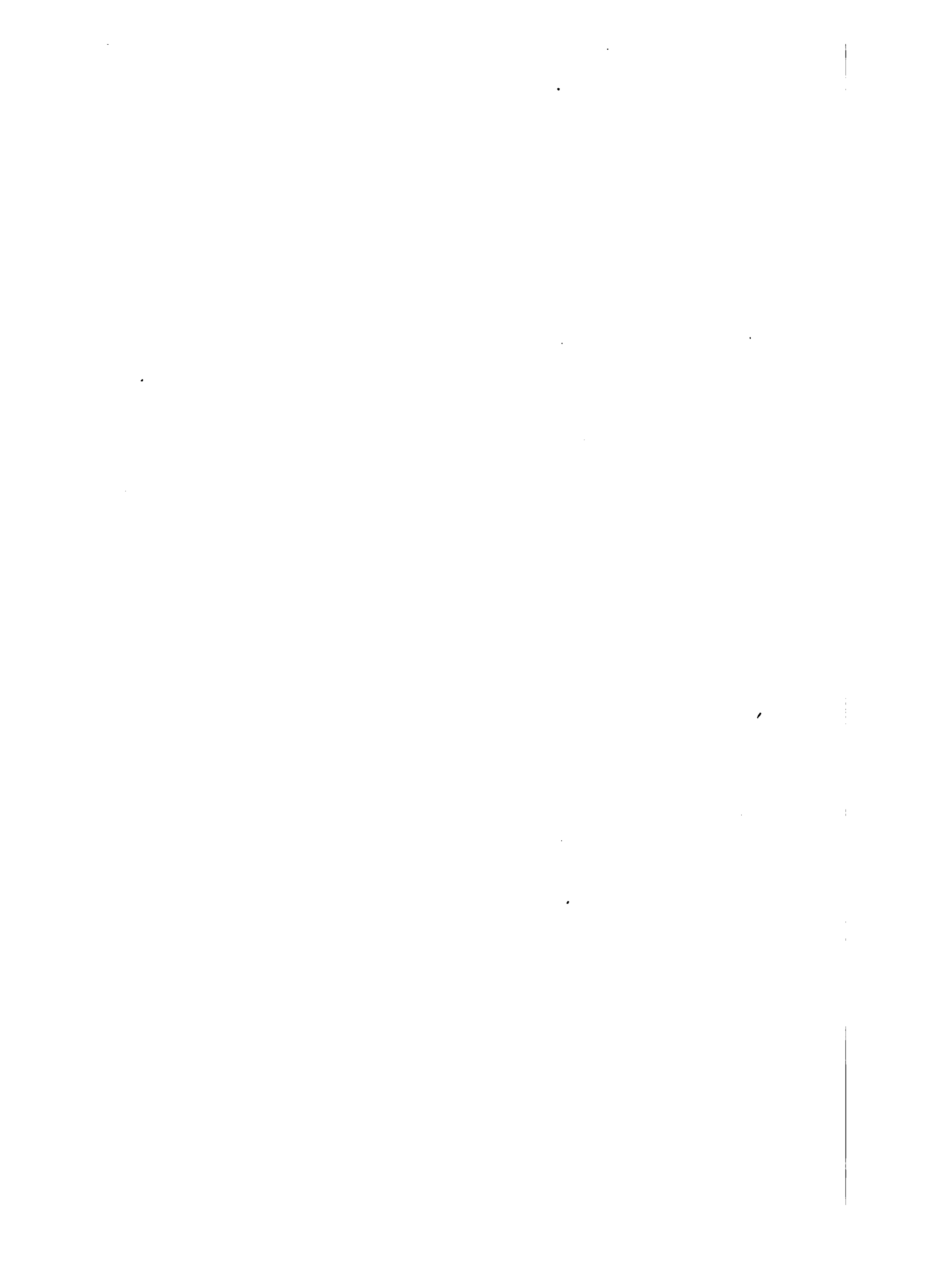


Philipp Melanchthon











Philipp Melanchthon,

geb. 16. Febr. 1497, gest. 19. April 1560.

Philipp Melanchthons Leben

aus den Quellen dargestellt

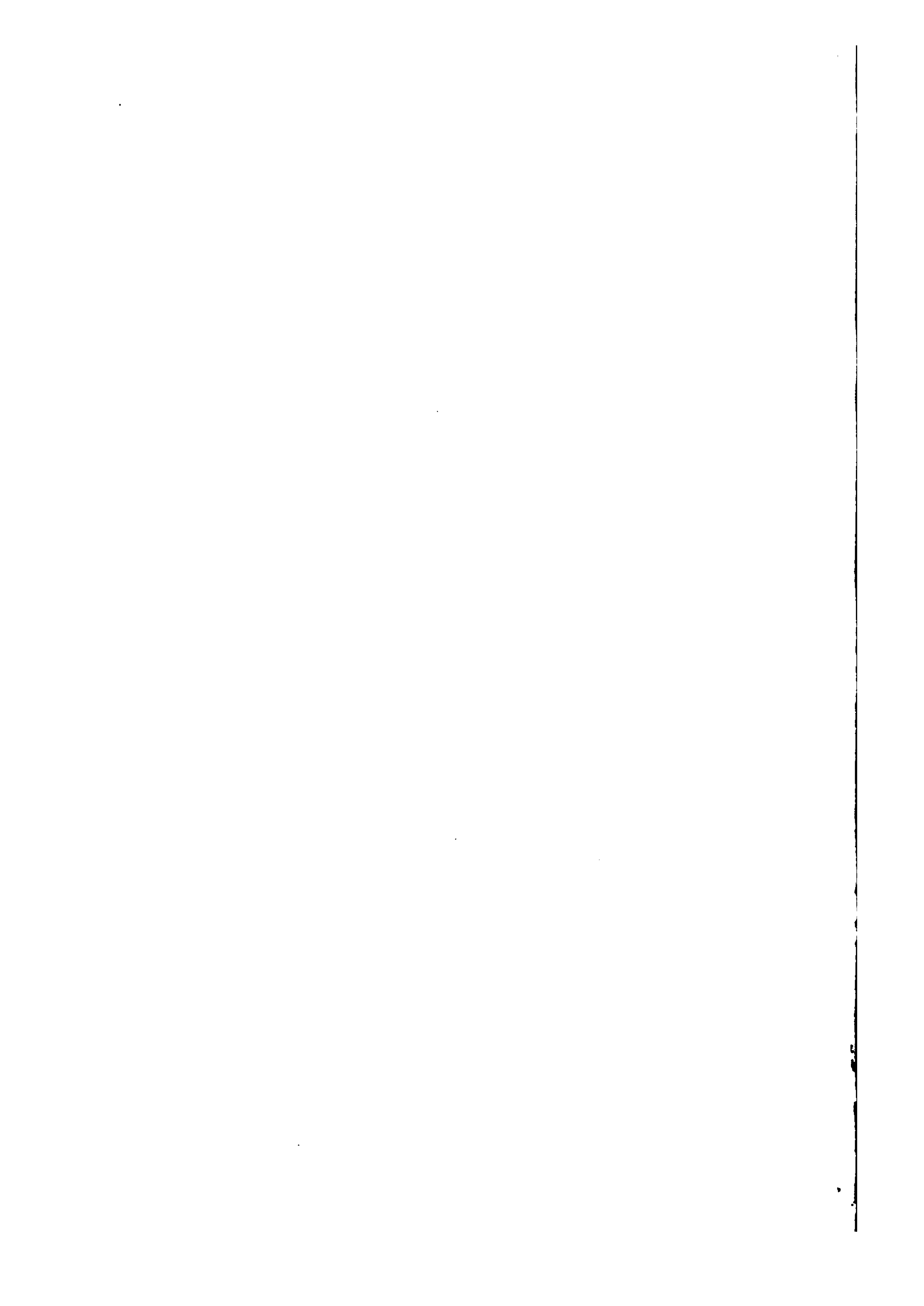
von

Rudolf Schaefer.

Mit einem Bildnis Melanchthons.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1894.

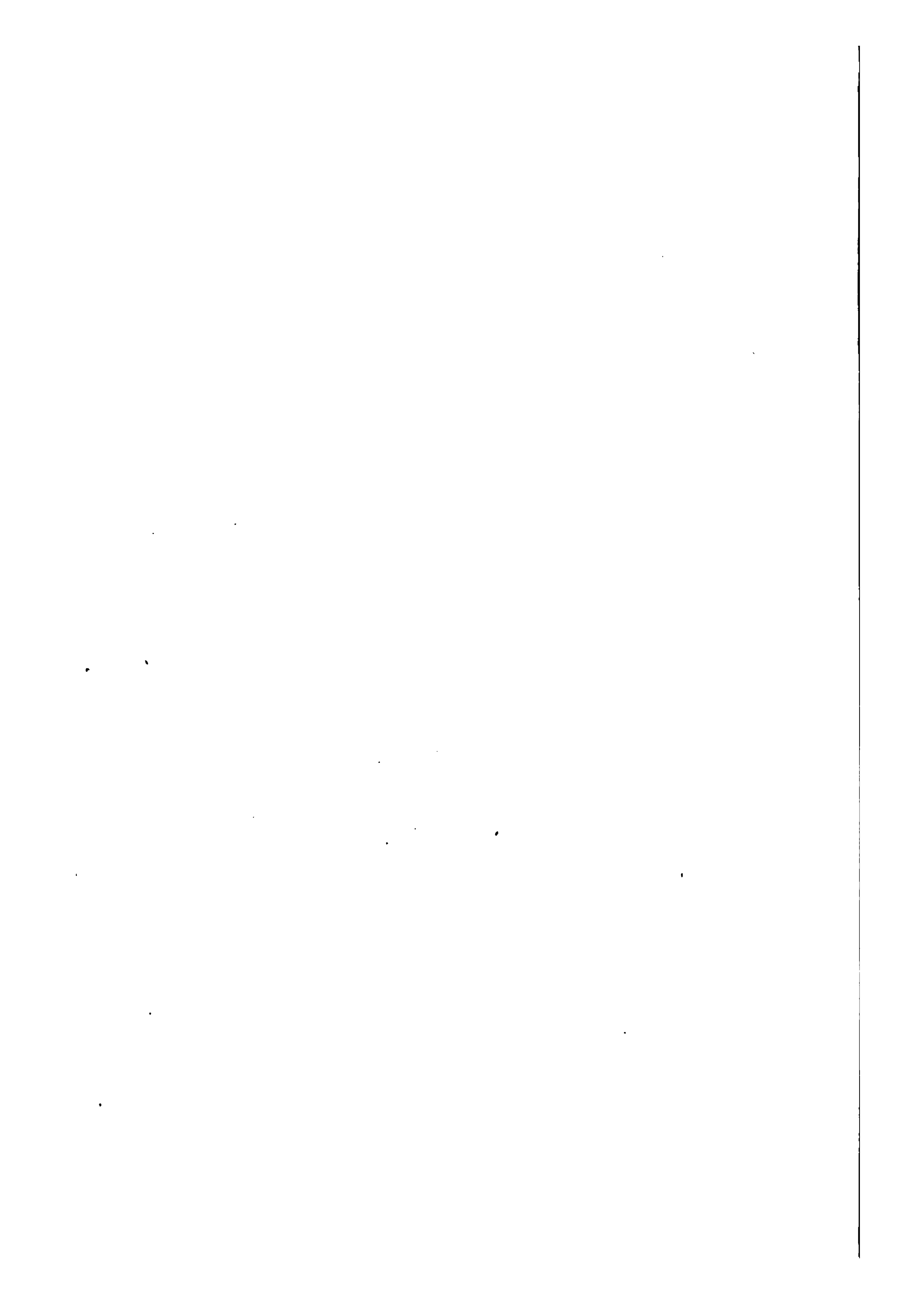


„Fast möchte ich glauben, daß ich unter einem unglücklichen Himmelszeichen geboren bin, denn gerade das, was mich am meisten betrübt, muß ich erfahren. Armut, Hunger, Verachtung und andere Übel will ich gern erdulden, aber was mich ganz niederschlägt, ist Zank und Streit. Ich soll das Bekenntnis verfassen, das dem Kaiser und den Ständen übergeben werden soll; da sehe ich im Geiste Schmähungen, Kriege, Verheerungen, Schlachten voraus. Und wenn es nun an mir läge, so großes Unheil zu verhindern? Gott, auf den ich traue, hilf du mir selbst; du richtest uns, wie wir gesinnt sind. Die Sache, lieber Bruder, darf ich nicht verlassen, solange ich lebe, aber durch meine Schuld soll auch der Friede nicht gestört werden. Es wollten andere Theologen das Bekenntnis abfassen; wollte Gott, man hätte es ihnen vergönnt! Nun sind sie unzufrieden mit dem meinigen und wollen es geändert haben. Hier schreit einer, dort ein anderer! Ich muß aber meine Eigenart beibehalten dürfen: nämlich alles fliehen, was noch mehr verbittern würde. Gott ist mein Zeuge: meine Absichten sind gut, der Lohn wird jedoch sein, daß man mich haßt.“

Melanchthon an seinen Bruder Georg von Augsburg aus. Mai 1530.

„Nehmet ja, lieber Philipp, der Leute Urteil wenig zu Herzen, die da sagen und schreiben, Ihr hättet den Päpstlern zuviel nachgegeben; es müssen ja wohl auch unter den Unsern Schwache sein, deren Art und Gebrechen Ihr tragen müßt.“

Luther an Melanchthon am 11. September 1530.



Vorwort.

Das vorliegende Buch ist für Schule und Haus bestimmt. Als Leser wünsche ich ihm die Zöglinge der höheren Klassen unserer Lehranstalten, Gymnasien und Seminarien, die evangelische Lehrer- und die gebildete Frauenwelt; darum habe ich die kirchenpolitische Wirksamkeit Melanchthons wie auch die vielfachen theologischen Lehrstreitigkeiten, in die er verwickelt war, nur da berührt, wo es zum Verständnis seines Lebens notwendig schien; ihre Erörterung und Würdigung gehört der theologischen Wissenschaft an.

Melanchthons Entwicklungsgang, sein Seelenleben, seinen Charakter, sein Familienleben, seine Lebensweise und, soweit es anging, seine Verdienste um Schule und Kirche habe ich im Zusammenhange mit der Geschichte seiner Zeit darlegen wollen. In Ansehung des Leserkreises, den sich das Buch wünscht, habe ich es nicht mit Quellen- und sonstigen litterarischen Nachweisen belastet, somit auf jeden gelehrten Anstrich gern verzichtet; ich denke, die Leser werden es mir danken, und kundige Beurteiler es billigen; diese Dinge, in einer rein wissenschaftlichen Arbeit unentbehrlich, rauben meiner Meinung nach dem Leser durch das jedesmal beigefügte Ursprungszeugnis und viele Anmerkungen nur den Genuß der Lektüre.

In dem Buche sollte Melanchthon, sollten seine Zeitgenossen reden und von sich und ihm Zeugnis ablegen und so das Gedächtnis an diesen großen Reformator neben Luther erneuern.

In die gleichzeitig erscheinende englische Ausgabe dieses Buches ist ein ausführlicheres Kapitel über die „Beziehungen Melanchthons zu England" an passend scheinender Stelle eingefügt.

Meine geringe Arbeit befehle ich Gott, daß er sie an den Herzen und in den Häusern diesseits und jenseits des Kanals reichlich segnen möge.

Cöslin, Oktober 1893.
Kadettenhaus.

P. Schaefer.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Buch. 1497—1529.

Zweites Buch. 1530—1560.

Erstes Buch.

1497—1529.

1. Deutschland um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst hatte dem Leben Deutschlands einen großen Aufschwung und mannigfache Veränderungen gebracht. „Auf keine Erfindung", — rühmte der berühmte Humanist Jacob Wimpheling im Jahre 1507, — „können wir Deutsche so stolz sein als auf die des Bücherdruckes, die uns zu neuen geistigen Trägern der Lehren des Christentums, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohlthätern der ganzen Menschheit erhoben hat. Welch ein anderes Leben regt sich jetzt in allen Klassen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der ersten Begründer und Förderer dieser Kunst gedenken, auch wenn er sie nicht .... persönlich gekannt und mit ihnen verkehrt hat;" und der gleichzeitige kölnische Chronist preist „diese Kunst der Künste", wie der Karthäusermönch Werner Rolewinck den Buchdruck in seinem Abriß der Weltgeschichte nennt, und ihren Nutzen auch für das religiöse Leben: „Wieviele Gebote und .... Andachten werden geschöpft aus den gedruckten Büchern; .... was für ein großer Nutzen, welche Seligkeit, wenn sie wollen, kommt davon denjenigen, die gedruckte Bücher machen oder bereiten helfen; für die, die Kunst und Ehre lieb haben, ist jetzt eine goldene und selige Zeit, daß sie den Acker ihres Verstandes mögen pflanzen und besäen mit so unzähligem wunderlichem Samen oder auch erleuchten ihren Verstand mit so manchen göttlichen Strahlen; aber von denjenigen, die Kunst nicht lieb haben noch ihre Seele, sage ich: wollen sie, sie mögen mit halber Arbeit soviel lernen in einer kurzen Zeit, als zuvor einer mochte in vielen Jahren." Mit überraschender Schnellig-

1*

keit verbreitete sich durch die Deutschen diese Kunst. „Wie ehemals die Sendboten des Christentums hinauszogen,“ sagt derselbe Jacob Wimpheling, „so ziehen jetzt die Jünger dieser heiligen Kunst aus Deutschland in alle Lande aus, und ihre gedruckten Bücher werden gleichsam Herolde des Evangeliums, Prediger der Wahrheit und Wissenschaft.“ Der Buchhandel blühte sehr. „Gerade zu dieser Stunde“ — lesen wir in einem Briefe eines Baseler Gelehrten an einen auswärtigen Freund um diese Zeit — „läßt Wolfgang Lachner, der Schwiegervater unseres Froben, aus Venedig einen ganzen Leiterwagen voll Klassiker von den besten Aldinerausgaben kommen; willst du davon etwas haben, so teile es mir schnell mit und schicke bares Geld, denn kaum langt eine solche Gallione an, so stehen immer ihrer dreißig für einen da, fragen nur, was es kostet und katzbalgen sich noch darum.“

Die Bildung des niederen Volkes wurde ihm durch die Kirche vermittelt, es gab hie und da Stadtschulen, in die auch die Kinder der Ärmeren gingen neben den Klosterschulen. War die Volksbildung auch gering, sie wurde wenigstens angestrebt. „Man soll die Kinder frühzeitig zur Schule schicken zu ehrbaren Meistern, auf daß sie Ehrfurcht lernen und auf der Straße nichts Böses lernen und keine Sünde“, mahnt der Minoritenmönch und Volksprediger Dederich Coelde in seinem um das Jahr 1470 in niederdeutscher Mundart erschienenen Katechismus. Auf einem Holzschnitt Albrecht Dürers aus dem Jahre 1510 sehen wir einen Lehrer, der in seiner Rechten den Stock hält, dessen Linke auf einem aufgeschlagenen Buche ruht; vor ihm sitzen einige Knaben auf niedrigen Schemeln, an ihren Leibgurten hängen die Tintenfläschchen. Die Kirchenzucht war in vielen Gegenden sehr in Verfall geraten, doch suchten die kirchlichen Oberen sie zu heben, auf zahlreicheren und öfteren Kirchenbesuch hinzuwirken; die Pfarrgeistlichkeit wurde zu fleißigerem Predigen ermahnt. So verordnete die Baseler Diöcesansynode im Jahre 1503: „Die Seelsorger sollen an allen Sonntagen den Pfarrkindern die betreffende Perikope des Evangeliums in ihrer Muttersprache erklären“; mit Predigt-

anweisungen und -sammlungen suchte man der ungebildeten niederen Geistlichkeit zu Hilfe zu kommen. Die Frömmigkeit der Zeit äußerte sich in zahllosen frommen Stiftungen. Die Kirchen waren nach dem Worte des Papstes Gregor „die Bilder sind die Bibel der Armen“ mit zahlreichen Bildern aus der heiligen Geschichte und Legende geschmückt; ob man die Bibel dem Volke in die Hand geben solle, stritt man. Der Herausgeber der Kölner Bibel spricht sich dafür aus: „Die heilige Schrift ist mit Innigkeit und Ehrfurcht von jedem Christenmenschen zu lesen“, aber Sebastian Brant und Geiler von Kaisersberg widerrieten es. „Es ist gefährlich“, sagt der letztere, „Kindern das Messer in die Hand zu geben, um sich selbst Brod zu schneiden, denn sie können sich verwunden. So muß auch die heilige Schrift, die das Wort Gottes enthält, gelesen und erklärt werden von solchen, die an Kenntnis und Erfahrung schon weiter sind und den unzweifelhaften Sinn herausbringen; das unerfahrene Volk wird bei ihrem Lesen leicht Anstoß nehmen, denn da es den bloßen Buchstaben erfaßt, nimmt es, was Nahrung des Glaubens sein soll, leicht zu seinem eigenen Verderben.“ Die Bibel war in das hoch- und niederdeutsche freilich ungelenk und oft unverständlich genug übersetzt.

Die Universitäten blühten auf. 1453 war Konstantinopel von den Türken eingenommen, und Scharen von griechischen Gelehrten waren nach Italien geflohen und hatten die Handschriften der alten Klassiker und die nötige Gelehrsamkeit zu ihrem Verständnis mitgebracht. Begeisterte Schüler strömten ihnen zu von nah und fern: es bildete sich der Humanismus. Die Humanisten Rudolf Agrikola zu Heidelberg, der Rechtsgelehrte Ulrich Zasius zu Basel, Johannes Reuchlin, der Großoheim Melanchthons zu Heidelberg, später zu Pforzheim und Ingolstadt, Willibald Pirkheimer zu Nürnberg, Desiderius Erasmus in Basel, die Theologen Gabriel Biel und Conrad Summenhart zu Tübingen, Conrad Peutinger zu Augsburg, Conrad Celtes in Wien, der Geograph Martin Behaim und Johannes Regiomontanus, der Begründer der mathematischen

Geographie zu Nürnberg, nebst manchen anderen strahlten als Sterne ersten Ranges am Himmel der deutschen Gelehrtenwelt. Von 1456—1506 kamen zu den schon vorhandenen deutschen Universitäten Prag, Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig, Rostock sieben neue hinzu: 1456 wurden Greifswald, 1460 Basel und Freiburg, 1472 Ingolstadt, 1477 Tübingen, 1502 Wittenberg und 1506 Frankfurt a. O. gegründet. Das damalige Wissen gliederte sich in Gottesgelehrtheit, Weltweisheit, Rechtswissenschaft und Heilkunde, die die damalige Zeit mit den vier Strömen des Paradieses verglich, „die keine andere Bestimmung haben, als die Fülle der Fruchtbarkeit und des Segens über alle Länder der Erde auszubreiten zur Freude aller Geschlechter und zum Preise des Höchsten", wie ein zeitgenössischer Schriftsteller sagt. Die Hochschulen, „die Brunnen des Lebens", wie sie in der Stiftungsurkunde der Universität Basel genannt werden, hatten ihre eigene Verfassung, die sich noch bis heute erhalten hat. Unter den Studenten war jedes Alter, jeder Rang und jeder Stand vertreten. Man lernte und lehrte zu gleicher Zeit. Die Magister der freien Künste, die innerhalb der philosophischen Fakultät lehrten, studierten weiter in den drei höheren Fakultäten. Die Studentenschaft war international wie die Wissenschaft. Am wenigsten war die Mark Brandenburg von dem Bildungsdrang und Aufschwung der Zeit berührt, so daß im Jahre 1503 der Kurfürst Joachim der Erste sagen konnte, ein in den Wissenschaften hervorragender Mann sei in seinem Lande so selten wie ein weißer Rabe, und der Abt Trithemius von Sponheim, einem Kloster bei Kreuznach, der 1505 Berlin besuchte, konnte dies Urteil als der Wahrheit entsprechend aus eigener Anschauung nur bestätigen. Erst die Reformation brachte 1539 den ersten Buchdrucker nach Berlin. Am höchsten stand das geistige Leben am Rhein. Hier bildete sich die erste litterarische Gesellschaft. Kaiser Maximilian förderte Kunst und Wissenschaft; selber ein Dichter, ließ er die alten Volksepen sammeln und abschreiben, selber gelehrt und in manchen Künsten bewandert, war er der Freund und Gönner der Gelehrten. Nach dem maßgebenden

Urteil des Nürnbergers Willibald Pirkheimer schrieb er das eleganteste und reinste Latein, so daß es nur die Wahrheit war, was der Abt Trithemius in seiner Schrift „über die rechte Art des Studiums“ von ihm sagt: „es giebt in Deutschland niemanden, der eine größere Wißbegier besäße, eine ernstere Liebe zu den mannigfaltigsten Studien, eine herzlichere Freude an dem Aufblühen der Wissenschaften und Künste als König Maximilian, dieser Freund und Förderer aller Gelehrten.“ Dabei war Maximilian so national gesinnt, daß man ihm bei Lebzeiten das Wort in den Mund legen durfte:

„Deutsch bin ich und sinn ich,
Deutsch handl' ich und bleib ich.“

Neben der Wissenschaft wurde die Kunst eifrig gepflegt. Die Künstler waren in den Zünften vereinigt. Viele herrliche Kirchen in ganz Deutschland wurden in dieser Zeit (1450 bis 1510) gebaut, der Stolz der Bürger war ein schöner Dom. Neben der Baukunst blühten Bildnerei und Malerei. Der Erzgießer Peter Vischer, der Steinmetz Adam Kraft, der Maler Albrecht Dürer waren die Zierden Nürnbergs wie der Kunst; aus dieser Zeit stammen viele der schönsten und größten Glocken.

Das Leben des Volkes, wie die zeitgenössischen Künstler es in Holzschnitt, Kupferstich und Ölbild darstellten, war im ganzen und großen fröhlich und heiter, die Kleidung bunt, die Kopfbedeckung mannigfaltig: ellenhohe spitze Hauben mit Perlenschnüren, Blumen- und Federschmuck, Hüte mit breitem Rand, Mützen von Tuch, Filz und Pelz. Der Mann ließ das lockige Haar als schönsten Schmuck lang herabwallen, die Frauen trugen es in Flechten aufgesteckt, doch oft wurde die Klage gehört: „sie nehmen totes Haar und binden es ein“, die Mädchen faßten es in Netzen zusammen oft von Goldfäden durchzogen. Die Moden wechselten schnell, die Trachten waren mannigfaltig, je nach Stand und Herkommen. Am wenigsten berührte die Mode die Tracht des Arbeiters, des Gelehrten, des Bürgers und der Geistlichkeit. Der Arbeiter erscheint auf den Bildern der Zeit in rotem oder gelbem Kittel, dunklen

Hosen mit Mütze oder niedrigem Filzhut. Die Bürger trugen über der kurzen Unterjacke den Tappert, den man, da er vorn geschlossen war, über den Kopf beim Anziehen streifte, oder die Schaube, die vorn zugeknöpft werden konnte. Die Farbe der Kleider war meist dunkel; die Röcke oft mit Pelz gefüttert oder doch besetzt. Die Gelehrten trugen ein bis auf die Füße herabreichendes talarartiges Gewand in der Form der Schaube oder des Tappert, auf dem Kopf ein Barett. Die Ausstattung der Wohnungen war im Bürgerstande zwar einfach aber gediegen, die Fenster hatten runde kleine in Blei gefaßte Scheiben, in der Nähe des Fensters stand der Eichentisch mit Schreibgerät und dem Krucifix; an der gegenüberliegenden Wand die Sanduhr, das Wandbrett mit Lichtstock, dem Arzneikasten mit den Hausmitteln, der Balsamflasche; darunter zwei Lederriemen für Briefschaften mit der Schere; eine Bank, wohl gleichzeitig als Truhe oder Lade zu benutzen, vervollständigte die Einrichtung. Im Frauengemach sah man gleich neben der Thür ein einfaches Waschbecken, darüber die hohle Metallkugel mit Hahn für das Waschwasser, daneben Handtuch und Bürste, in der traulichen Fensternische Sitzbänke mit Kissen belegt, in einer Ecke eine schön geschnitzte Truhe mit dem feinen Leinen, der deutschen Hausfrau Stolz; bei den wohlhabenderen und reichen Patriziern waren die Geräte kunstvoller gearbeitet, besser ausgestattet.

Auch die Musik war nicht ohne Pflege in dieser Zeit: Jacob Obrecht und Johann Ockenheim waren ihre vielbewunderten Meister. Das Volkslied erhielt sich neben dem Kunstlied in alter Frische und trieb neue Blüten; auch die geistliche Musik fand an den Hauptkirchen wenigstens treue Pflege; auch das geistliche Volkslied war nicht verklungen. Luther erkannte das später vorurteilsfrei an. „Im Papsttum,“ sagt er in einer Predigt, „hat man feine Lieder gesungen.“ Die geistlichen Volksschauspiele waren noch viel im Schwang, wurden oft in die Kirchen verlegt; harmlos ließ sich in ihnen der Witz des Volkes gehen. Schwänke und Spiele oft sehr derber Art ergötzten reich und arm, und Hans Sachs verdiente

sich bei seinen Mitbürgern manchen Dank damit. Das Volks- und Kunstlied schilderte anschaulich die Sitten der Zeit und verspottete sie mit beißendem Witz.

Der Grund und Boden gehörte den weltlichen oder geistlichen Herren; ein Drittel von Deutschland gehörte der Kirche; freie Bauerschaften waren nicht mehr so zahlreich. Die Landarbeit verrichteten Pächter und Hörige, die Hintersassen, doch das alte Kaiserrecht: „Die Lude (Leute) sind Gotes und der Zinss ist des Keysers“ war vielfach außer Geltung gekommen, und der andere Grundsatz „Wir haben an der schrift, das nieman sol eigen sin“ drohte in Vergessenheit zu geraten. Die „Weistümer“ und Hoferollen stellten Rechte und Pflichten des Herrn wie der Hörigen fest. Die Leistung bestand meist in Naturalien, oft auch noch in Geld, daneben im Frondienst, der genau geregelt war. Die Bauernschaft hatte ihr Gemeindeland, die Allmende, die in Acker, Wiesen, Wald bestand; gegen die „Beisassen“ als ländliche Handwerker, Tagelöhner, Arme, die keinen Anteil an der Dorfschaft hatten, bewies diese wenigstens eine „Fruntliche Gebahrung“ als „gegen die, so unsere Hülfe Noth haben.“

Das Handwerk war in Zünften gegliedert, mit der Kirche in Verbindung, mit eigenen Gottesdiensten, Altären, Kapellen; der Handwerkerstand wohlhabend, in den freien Städten oft reich, überall kirchlich, fromm, ehrbar. Der Handel blühte, war aber damals schon in Gefahr, in die Hände einzelner großer Handelsherren zum Schaden des ganzen Volkes zu geraten, die dann die Preise willkürlich steigerten. Oft begegnen schon Klagen über diese Preissteigerungsgesellschaften, zu denen sich mehrere Handelshäuser zusammenthaten und Ringe bildeten. Der steigende Luxus in den großen Handelsstädten förderte die Üppigkeit und rief die Schwelgerei hervor. „Am meisten Verbreitung finden die Übel dort“, sagt der Zeitgenosse Jacob Wimpheling, „wo der Handel im Übermaß getrieben wird, einen allzu großen und leichten Gewinn abwirft und immer neue Bedürfnisse im Volke anstachelt und befriedigt. Übertriebener Handel ist fürwahr ein zweifelhaftes Gut,

besonders der mit kostbaren Luxusgegenständen für Nahrung und Kleidung.“ Deutschland machte in jener Zeit auf unbefangene Beurteiler, die Land und Leute kannten, den Eindruck des Reichtums und seine Städte den der Pracht. „Aufrichtig zu reden,“ sagt der päpstliche Legat Aeneas Sylvius, der in kirchenpolitischen Angelegenheiten die Fürstenhöfe bereist hatte, „kein Land Europas hat bessere und freundlichere Städte wie Deutschland; ihr Äußeres ist frisch und rein, als wären sie erst vorgestern fertig geworden“; und denselben Eindruck hat Jakob Grimm aus dem Studium der Quellen, die er wie wenige kannte, von den deutschen Städten damaliger Zeit gewonnen. „Was kann reizender sein“, ruft er an einer Stelle begeistert aus, „als das Bild einer Stadt des Mittelalters? Künste, die nur Reichtum ernährt, zogen herbei; kunstreiche Kirchen und öffentliche Gebäude stiegen auf in den sichernden Mauern, grün bepflanzte Plätze erheiterten die zutraulichen Wohnungen, und darinnen ein arbeitsames, reges Schaffen neben aller Lust im Spiel, Scherz, Tanz und Kriegsübungen; eines geziemenden Reichtums sich bewußt gingen die schön gekleideten Bürger einher, stolz auf ihre Freiheit, tapfer sie verteidigend gegen jede Anmaßung, großmütig in Geschenken, ehrbar und streng in ihrer Familie und fromm vor Gott.“

Und doch war es eine Zeit, die an der Schwelle einer neuen stand, ja in manchen Beziehungen schon in die neue eingetreten war, und manche Anzeichen wiesen den Kundigen darauf hin, daß diese neue Zeit nicht mehr fern sei. Die Oberfläche war ruhig, auf dem Grunde des Volkes gärte es. Der Reichtum stieg, aber der Unterschied zwischen reich und arm wurde auch größer. Der Luxus, den die reicheren Bürger, die Edelleute trieben, war unglaublich. „Es gehen jetzt“ klagte der große zeitgenössische Volksprediger Geiler von Kaisersberg, „Frauen wie Männer, lassen das Haar auf den Rücken hängen und haben Barettlein mit Hahnenfedern auf. Pfui Schande und Laster! Siehst du nicht, wie niemand ist, der nicht Eselsohren auf seinem Kopfe hat, siehst du nicht, wie man jetzund silberne Kleinodien an den Baretten trägt, ... die

Männer tragen jetzund Hauben wie die Frauen mit Seide und Gold gestickt .... Tausenderlei erdenkt man jetzt mit der Kleidung, jetzt ganz weite Ärmel, wie Mönchskutten, jetzt also eng, daß sie kaum dareinkommen mögen .... Es sind etliche (Frauen), die haben so viel Kleider, daß sie die ganze Woche alle Tage zwei Kleider haben, eines vormittag, eines nachmittag." Aber die weibischen Männer schont er auch nicht. Es „sind oft die jungen Gecken, insonderheit die Kaufmannssöhne, die meinen, sie wären alles, weil ihre Väter Geld haben und die den halben Tag in den Wirtshäusern sitzen und auf den Straßen stolzieren in ihrer Kleidung noch närrischer als die Weiber. Siehst du nicht, wie sie sich das Haar pudern und das Gesicht einschmieren?" „Sieh die Hosen an, wie sie geteilt sind wie ein Schachbrett, wie sie von kleinen Flicken zusammengestückelt sind, also daß sie mehr kosten zu machen, denn das Tuch wert ist." „Es kommen soviel seltsame Sitten, so wilde Kleider und seltsame Erfindungen in unser Land, die von den geizigen Kaufleuten und Landfahrern herkommen, die sie aus fremden Landen herbringen." „Wer jetzt für die Narren ein rechter Schneider sein will, der muß wohl gar ein künstlicher Mann sein." Die Gelage verschlangen ungeheure Summen, der Branntweingenuß nahm einen erschreckenden Umfang an;

„nachdem nun schier jedermann
gemeiniglich gewöhnt sich an
zu trinken den gebrannten Wein,"

klagt schon ein Lied aus dem Jahre 1493. Die Unsittlichkeit nahm immer mehr zu, und der Wucher war das Laster der Zeit, der Zinsfuß stieg höher und höher, die Juden waren die Geldbarleiher. „Das ist ein Rauben und Schinden des armen Mannes durch die Juden" schrieb im Jahre 1487 der Schenk Erasmus zu Erbach, „daß es gar nicht mehr zu leiden ist und Gott erbarm: die Judenwucherer setzen sich fest bis ins kleinste Dorf, und wenn sie fünf Gulden borgen, nehmen sie sechsfach Pfand und nehmen Zinsen von Zinsen und von diesen wiederum Zinsen, daß der arme Mann kommt um alles, was er hat."

Im Jahre 1491 wurden den Juden zu Frankfurt a. M. 21% Zinsen gesetzlich erlaubt, aber hundert Prozent waren durchaus nichts Seltenes; aber auch die großen Handelsgesellschaften trieben „Großwucher und Schinderei"; „sie ziehen", klagt Geiler von Kaisersberg, „nicht allein den gar entbehrlichen Plunder an fremden Waren, sondern auch was zum Leben not als Korn, Fleisch, Wein und sonstiges in ihren Alleinverkauf und schrauben die Preise nach ihrer Geldgier und ihrem Geiz und nähren sich mit der sauren Arbeit der Armen." Das römische Recht bürgerte sich in dieser Zeit immer mehr in Deutschland ein und verdrängte das althergebrachte deutsche Recht mit seinem mündlichen Gerichtsverfahren, die Advokaten erscheinen in den Liedern der Zeit als habsüchtige Rabulisten, die die Rechtsstreitigkeiten hinziehen und nur auf die Füllung ihrer Taschen bedacht sind; es drohte geradezu eine allgemeine Rechtsverwirrung hereinzubrechen.

Dabei war die kaiserliche Gewalt im Sinken; schon Friedrich III. hatte während seiner langen Regierung eine klägliche Rolle gespielt, sein Sohn Maximilian versuchte vergebens, das kaiserliche Ansehen wieder zu heben. Das Landesfürstentum gewann steigende Macht auf Kosten der kaiserlichen Obergewalt; bei den Kaiserwahlen bedang es sich immer mehr Privilegien und Hoheitsrechte aus, die früher ganz unbestritten dem Kaiser zugestanden hatten. Die Bauernaufstände, die um diese Zeit immer aufs neue sich erhoben, der spätere furchtbare Bauernkrieg sind zum größten Teil verschuldet durch die Einführung des römischen Rechts, das der Bauer nicht verstand, gegen das er sich wehrte und seine altgewohnten Rechte gegen die Fürsten und Herrn, die sich seiner zu seinem Nachteile bedienten, verteidigte. Auch die Leibeigenschaft war eine Folge der immer mehr sich geltend machenden römischen Rechtsanschauung, die die Sklaverei der alten Welt auf deutsche Verhältnisse übertrug. Ein Mann, wie Geiler von Kaisersberg, der das Volk kannte und mit ihm wie wenige fühlte, ein durchaus nüchterner Beurteiler seiner Zeit, gab das treffende Urteil ab: „Die Gegensätze von williger Liebe und hartem Geiz, von

Absagung um Gotteswillen und Vollsucht" treten schroff und unvermittelt zu tage.

Auch die Geistlichkeit konnte sich der Zeitströmung nicht entziehen. Der Geiz und die Habsucht wurde auch das Laster der hohen und niederen Geistlichkeit: es entstand eine Sucht, die kirchlichen Einkünfte so viel wie möglich zu vermehren. Und doch gehörte der Kirche damals schon ein Drittel von ganz Deutschland. Die niedere Geistlichkeit war meistens arm; sie wandte sich teils aus Armut teils aus Habsucht Erwerbszweigen und -Arten zu, die notwendig den ganzen geistlichen Stand, der durch seine Unwissenheit besonders bei der niederen Geistlichkeit zum Spotte reizte, noch mehr auch in den Augen des Volkes herabwürdigen mußte. Die höhere Geistlichkeit dagegen schwelgte im Überfluß. Die Pfründenjagd war tief eingewurzelt und weit verbreitet. „Da sieht man," klagte ein Zeitgenosse, der strenge Katholik Johann Butzbach, „unter den Prälaten aufgeblasene Gestalten einherschreiten, gekleidet in feinste englische Tuche, auf dem Kopfe das Barett, die mit Ringen mit kostbarem Edelstein geschmückte Hand entweder auf dem Rücken oder hochmütig in die Seite gestemmt, oder sie reiten stolz zu Pferde, gefolgt von zahlreicher buntfarbig gekleideter Dienerschaft. Da werden prachtvolle Wohnungen erbaut mit hohen herrlich bemalten Hallen; da wird gepraßt bei prunkenden Mahlen, das Gut frommer Stiftungen vergeudet in Bädern, Aufwand getrieben mit seltenen Pferden, Hunden und Jagdfalken. Die höhere Geistlichkeit ist mit Schuld an der schlechten Seelsorge; sie setzt den Gemeinden ungeeignete Hirten, während sie selbst den Zehnten zieht. Mancher sucht möglichst viele Pfründen auf sich zu vereinigen, ohne den Obliegenheiten derselben Genüge zu leisten und verschwendet die kirchlichen Einkünfte durch Luxus mit Dienern, Pagen, Pferden und Hunden. Einer sucht es dem andern in Aufwand und Üppigkeit zuvorzuthun." Der tüchtige Bischof von Augsburg, Friedrich von Hohenzollern fiel 1487 auf dem Nürnberger Reichstage als Sonderling auf, weil er — bischöfliche Kleidung trug; man nannte ihn einen Welschen, der nach

dem Kardinalshut strebe. Wie es mit der niederen Geistlichkeit stand, zeigt uns Sebastian Brant, ein Zeitgenosse, der im „Narrenschiff" sagt:

„Kein ärmer Vieh auf Erden ist
denn Priesterschaft, der es an Nahrung gebricht."

Die Unsittlichkeit unter der Geistlichkeit aller Stufen und Grade, gegen die so viele Kirchenversammlungen geeifert, war nicht nur nicht ausgerottet sondern eher gestiegen, sie war so offenkundig, daß sie sogar besteuert wurde. Noch schlimmer wurde es, seitdem der hohe und niedere Adel nicht minder wie die fürstlichen Familien für ihre jüngeren Söhne nach den höheren geistlichen Stellen trachteten, ihnen zum Lebensunterhalt eine, oft mehrere Pfründen zu verschaffen, ja sie als Kinder schon mit Erfolg damit zu belehnen suchten. „Ein Zeichen großer Narrheit ist es", sagt der oft genannte Geiler von Kaisersberg, „diejenigen vorzuziehen, die durch den Adel des Blutes ausgezeichnet sind mit Hintansetzung der rechtschaffnen und weisen Männer. Dieser Narrheit ist ganz Deutschland vor allem voll. Man befördert zur Regierung der Kirche Unwissende, Vergnügungssüchtige, Ungelehrte nur allein um ihres Adels und ihrer Verbindungen willen." Manche Domkapitel bestanden nur aus adeligen Domherrn, unter die auch keine bürgerlicher Herkunft aufgenommen werden durften. „Der Gotteshäuser Sach und Stift stunden wol", sagt der östreichische Chronist Unrest, „dieweil man Bischöfe und Prälaten gemacht hat, die weise und wohlgelehrt waren und nicht nach dem Adel oder nach Gunst. Das mag man merken bei allen großen Stiften, die gehen alle zu Grunde." „Die Blüte der Wissenschaft steigt, und es gab kaum ein Zeitalter, worin für gelehrte Bildung soviel gesorgt wurde, und dennoch findet man manche ganz unwissende Bischöfe, weil sie — und das ist eine schwere Plage der Kirche — nur nach hoher Geburt gewählt worden, ohne oft auch nur mittelmäßige Studien gemacht zu haben," war das Urteil des Zeitgenossen Trithemius von Sponheim. Der Pfalzgraf Robert, Bischof von Straßburg, der im Jahre 1478 starb, hatte niemals die Messe gelesen und begnügte sich

auch am Gründonnerstage mit seinen Hofleuten als Laie zum heiligen Abendmahl zu gehen. In demselben Straßburg waren den Bischöfen die Zeichen ihrer Würde ganz verloren gegangen: keiner fühlte auch nur das Bedürfnis, dieselben neu anzuschaffen. Um 1517 waren 18 Erzbistümer und Bistümer mit jüngeren Söhnen fürstlicher Familien besetzt. Albrecht von Hohenzollern, ein Bruder Joachim des Ersten von Brandenburg, vereinigte auf sich die Erzbistümer Mainz und Magdeburg und das Bistum Halberstadt mit 24 Jahren, obwohl er nie Theologie studiert hatte. Trotzdem er alle diese Einkünfte hatte, war er doch schon zu Anfang durch die Palliengelder, die der Papst von ihm einzog, dem Hause Fugger in Augsburg stark verschuldet und blieb es bis an seinen Tod, so daß ihn die Mahnungen Fuggers, zu zahlen auf sein Sterbebett verfolgten. Er war der kirchliche Obere Luthers, und dieser ließ ihm durch die 95 Sätze über den Ablaß die Geldquelle, deren er so nötig bedurfte, und in deren Ertrag er sich noch vertragsmäßig mit dem Papste teilen mußte, auf immer versiegen, so sehr sich auch Albrecht von neuem bemühte, sie wieder fließen zu machen. Er mußte von Luther manchen bittern Vorwurf hinnehmen, und wäre er der rechte Mann gewesen, er hätte damals mit Luthers Hülfe eine deutsche Nationalkirche begründen können, da er ohnehin der Primas und der erste Kurfürst von ganz Deutschland war.

Auch die Klöster waren nicht mehr auf der Höhe ihrer Aufgabe, so sehr sich auch einzelne kirchliche Obere bemühten, sie zu reformieren. Der Lebenswandel der Mönche und Nonnen war oft sehr anstößig und ärgerlich. Als im Jahre 1505 Maximilian in Köln war, wurde die dem Kaiser zu Ehren veranstaltete Tanzfestlichkeit eröffnet durch den — Erzbischof, eine Äbtissin und durch Stiftsdamen von St. Marien und St. Ursula. Allerdings die Verhältnisse in Rom waren viel schlimmer noch.

Daher steigerte sich der Unwille über die schlechte Seelsorge, die leichtfertige Verhängung der Kirchenstrafen und des Bannes, die großen Summen, die in jeder Form an den

päpstlichen Hof flossen. Besondern Anstoß gab die dreiste Unverschämtheit der Ablaßprediger; selbst der erbitterte Gegner Luthers, Hieronymus Emser zu Leipzig, räumte ein: „die geizigen Kommissarien, Mönch und Pfaffen" hätten schuld, „die so unverschämt davon (vom Ablaß) gepredigt, und mehr aufs Geld denn auf Beicht, Reu und Leid gesetzt" (den Nachdruck gelegt), und auch der römische Kardinal Sadoletus, ein Zeitgenosse, schrieb über die Ablässe Leos des Zehnten später: „diese Ablässe und noch vielmehr ihre Ablaßprediger verteidige ich nicht nur nicht, sondern ich erinnere mich sogar, als sie beschlossen und verkündet wurden, dagegen gewesen zu sein." Daher wird es nus nicht allzusehr wundern, wenn der Universitätsprofessor Johann von Wesel in Erfurt, der um das Jahr 1481 starb, erklärte „ich verachte den Papst, die Kirche und die Kirchenversammlungen und lobe Christum."

„Auf allen Lebensgebieten war die Gärung und Verwirrung groß; eine ungeheure Unruhe bemächtigte sich des ganzen Volkes, und eine düstere Ahnung, wie sie großen Katastrophen in der Geschichte voranzugehen pflegt, erfüllte die Gemüter"; in diese Worte faßt ein katholischer Schriftsteller unserer Tage seine Schilderung der Verhältnisse Deutschlands um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts zusammen, und das war die Zeit, in die Philipp Melanchthon hineingeboren wurde, der berufen war, mit seinem großem Freunde Luther eine neue Zeit heraufzuführen.

---

2. Das Elternhaus.

Unweit Bruchsal im jetzigen Großherzogtum Baden liegt das Städtchen Bretten, am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts zur Kurpfalz gehörig, das zu jener Zeit ungefähr dreihundert Familien in seinen Mauern beherbergte. Die Bevölkerung trieb wenig Handel und Gewerbe sondern beschäftigte sich meist mit dem Ackerbau. Es war eine stille Welt für sich,

in die kaum die Kunde von den Dingen drang, die sich, dem Kundigen bemerkbar, im deutschen Reiche anbahnten. Die Sitten waren einfach, das Leben ohne Prunk, aber gemütlich; ein mäßiger Wohlstand war unverkennbar. In der Bevölkerung herrschte der fromme, kirchliche, von den Vätern ererbte Sinn, der sich in zahlreichen Andachtsübungen, manchen Stiftungen zeigte, verbunden mit manchem Aberglauben, wie die Zeit überhaupt ihn hatte.

Eins der stattlichsten Häuser am Markt — man kann es jetzt noch sehen — gehörte dem Kaufmann und Ackerbürger Johannes Reuter, der es durch Fleiß mit Gottes Hülfe zum Wohlstande gebracht hatte. Vor seinen Mitbürgern zeichnete er sich durch größere Kenntnisse, richtiges Urteil aus, und alles dies hatte ihn zu einem der angesehensten Bürger gemacht. Seine Ehefrau mit Namen Elisabeth war die Schwester des berühmten Humanisten Johannes Reuchlin und stammte aus Pforzheim. Ihr Vater war der Verwalter der Güter des dortigen Dominikanerklosters gewesen; ihr Bruder war gleichfalls in Bretten verheiratet. Johannes Reuter hatte eine Tochter mit Namen Barbara. Sie heiratete den Waffenmeister des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, Georg Schwarzerd, einen sehr geschickten und berühmten Waffenschmied. Seiner Kunst verdankte er sein Wappen, das einen auf einem Schilde ruhenden Löwen, der eine Tatze auf einen Hammer, die andere auf den Ambos legt, darstellte. Er hatte einst dem Kaiser Maximilian, dem „letzten Ritter" eine Rüstung geschmiedet, die diesem in einem Zweikampf mit einem italienischen Ritter so treffliche Dienste geleistet hatte, daß er zum Danke dem Verfertiger das Wappen verlieh. Die Hochzeit Barbara Reuters mit Georg Schwarzerd wurde im Jahre 1496 zu Speier festlich begangen, und Freunde und Gönner aus dem Ritterstande waren zahlreich zur Feier erschienen. Georg Schwarzerd zog nach Bretten zu seinen Schwiegereltern, und hier wurde ihm am 16. Februar 1497 abends sieben Uhr sein erstes Kind geboren, das nach seinem kurfürstlichen Herrn in der heiligen Taufe den Namen Philipp erhielt. Georg Schwarzerd wird uns in den Quellen als ein

gottesfürchtiger, streng rechtlich denkender Mann von ernstem Wesen geschildert. Große Friedfertigkeit war der Grundzug seines Charakters, und diese hat wahrlich sein nachmals so berühmter Sohn Philipp Melanchthon, denn dies war der Erstgeborene, von ihm geerbt und so oft bewiesen; Georg Schwarzerd hatte nie Händel, nie hörte man von ihm ein heftiges Wort geschweige einen Fluch; fleißig und thätig in seiner Kunst besorgte er auch treulich sein Anwesen. Er war weit herumgekommen im deutschen Land und hatte dabei viel und aufmerksam beobachtet, die Schäden in Staat und Kirche waren ihm nicht verborgen geblieben, gleichwohl blieb er ein treuer Sohn seiner Kirche, besuchte den Gottesdienst regelmäßig, sein Gebetsleben war ein so herzliches und ernstes, daß er jede Nacht um die zwölfte Stunde aufstand und betete. Nach der Sitte der Zeit ließ er bei der Geburt seines ersten Sohnes diesem das Horoskop stellen. Sein Freund, der gelehrte pfälzische Mathematikus Haßfurt, an den er sich darum wandte, „kündigte ihm ganz bestimmt an," wie Melanchthon wenige Jahre vor seinem Tode seinem Freunde Johann Matthesius selbst schreibt, „daß sein Sohn einst auf dem baltischen Meere Schiffbruch erleiden werde". Neben dem ernsten frommen Vater waltete im Hause umsichtig und thätig Frau Barbara; sie war eine rechte Bürgersfrau, die in ihrem frommen Sinn den Armen und Kranken viele Wohlthaten erwies und keinen ungespeist und ohne Gabe von ihrer Hausthür gehen ließ. Sie war, wie der Sohn später rühmt, eine sehr verständige und dabei gemütvolle Frau, die ihre Kinder — es wurden im Laufe der Zeit noch ein Sohn Georg 1501, und drei Töchter Anna 1499, Margarete 1506, Barbara 1508 geboren — gottesfürchtig erzog. Sie gab ihren Kindern goldene Regeln fürs Leben mit, an die sich ihr Sohn Philipp, von dem wir es besonders wissen, immer mit herzlicher Dankbarkeit erinnerte. Ein Landmann müsse, prägte sie ihren Kindern ein, den Ertrag seines Landes in drei Teile teilen, den einen zur Saat, den zweiten zur Entrichtung der Steuern und Abgaben zurückbehalten, den dritten zur Bestreitung des Lebensunterhaltes

verwenden, und erst dieser letzte Teil sei wirkliches Eigentum. Sie war lebhafteren Temperaments wie ihr Mann, und von ihr hatte Melanchthon wohl die etwas heftige, oft ungeduldige Art seines Wesens, gegen die er eifrig ankämpfte und die er zu unterdrücken suchte. Er berichtet ausdrücklich, daß die Ehe seiner Eltern eine friedliche und glückliche gewesen sei, daß nie ein heftiges und unwahres Wort im Elternhause gehört wurde. Unter den Sprüchen, die die Mutter Barbara im Munde führte, war einer, dem ihr großer Sohn besonders nachgelebt hat, der heißt: „Almosen geben armet nicht“ und eines Verschens von ihr gedachte Melanchthon später oft im Kreise seiner eigenen Familie:

„Wer mehr will verzehren,
Denn sein Pflug kann ernähren,
Der wird zuletzt verderben
Und vielleicht am Galgen sterben.“

---

3. Die erste Jugendzeit bis zum Tode des Vaters.

1497—1507.

Unter solchen Einflüssen eines frommen Elternhauses wuchs Philipp Melanchthon im Kreise seiner Geschwister auf. Er war ein sinniges Kind, poetisch beanlagt und mit einem zarten Gemüt, das früh und gern religiöse Eindrücke in sich aufnahm. Oft besuchte er mit seinen Eltern den Gottesdienst, und wenn er auch in der Predigt meistens nach der Sitte der Zeit statt des lauteren Gotteswortes nur Legenden und Heiligengeschichten erzählen und behandeln hörte, so zog ihn doch der poetische Gehalt derselben gewaltig an, und seine Einbildungskraft wurde dadurch so angeregt, daß er die Geschichten, die er in der Kirche gehört, im Kreise seiner Geschwister und Gespielen wiederzugeben, auch wohl darzustellen versuchte. Auch die kirchlichen Gebräuche machten großen Eindruck auf ihn, und es geschah wohl, daß er dann zu Hause einen Altar herstellte,

die Formen der Messe nachahmte, und daß seine Mutter, die an dem kirchlichen Sinn ihres Erstgeborenen sich innig erfreute, mit den Hausmägden Opfer spendete. Obwohl er ein fröhliches Kind war, so zog ihn das Spiel auf der Straße mit seinem Lärm wenig an, er blieb lieber im Hause bei seiner Mutter oder sah seinem Vater in der Werkstatt zu, und hier zeigte sich jetzt schon das maßvolle sinnige Wesen, das ihn später in so hohem Maße auszeichnete. Sein Sinn für Kunst und künstlerische Darstellung wurde durch die kunstreichen Arbeiten seines Vaters frühzeitig geweckt und zeigt sich in dem edlen Stil, in dem seine Schriften geschrieben sind. Dabei entwickelte er eine für sein kindliches Alter scharfe Beobachtungsgabe; ihm fiel es auf, daß einst ein Prediger auf der Kanzel mit goldenen Ringen an den Fingern erschien, und sein sicherer und feiner Takt sagte ihm, daß sich das nicht schickte, und die Legenden, die er sonst so gern hörte, schienen ihm doch manchmal etwas sehr unwahrscheinlich zu sein. Er wunderte sich, wie ein Mönch einst in einer Predigt in vollem Ernste erzählte, daß die Sandalen des heiligen Franz von Assisi aus dem Holz des Baumes der Erkenntnis im Paradiese gemacht worden seien. So zeigte sich schon im Kinde der stark entwickelte Wahrheitssinn, der ihn so unbestechlich gegen sich selbst und gegen alle Auswüchse in Leben und Lehre machte.

Als der kleine Philipp sieben Jahre alt war, wurde Bretten von einer verheerenden Seuche heimgesucht, die auch den Schullehrer des Städtchens dahinraffte. Der Großvater Reuter, damals Schultheiß (Bürgermeister) richtete darum an seinen Schwager Reuchlin in Stuttgart die Bitte, ihm doch einen Hauslehrer für seinen jüngsten Sohn Johannes und seinen Enkel Philipp zu senden. Reuchlin schickte einen jüngeren Freund, dem er wohlwollte, Johann Unger mit Namen, der außer den Sprachen noch Theologie und Medizin studiert hatte und besonders auch des Griechischen, damals eine Seltenheit, mächtig war. Er zeigte sich bald auch als tüchtiger Lehrer, der seine kleinen Schüler durch fortwährendes Fragen nicht nur zur Aufmerksamkeit, sondern auch zum Selbstnachdenken

anregte. Freundlich und liebreich im Umgange sparte er dabei die Rute nicht, doch geschah es maßvoll. Dankbar bekannte sein großer Schüler später nach dem Tode Ungers — er starb als evangelischer Prediger 1553 zu Pforzheim — von ihm: „Ich hatte einen Lehrer, der ein ausgezeichneter Grammatiker war; er hielt mich zur Grammatik an und zwar so, daß ich konstruieren mußte. Er nötigte mich, die Regeln der Konstruktion aus 20 oder 30 Versen des Mantuanus aufzusuchen. Nichts durfte ich übergehen, so oft ich Fehler gemacht, bekam ich Schläge, aber mit der Mäßigung, die ihm eigen war. So machte er mich zu einem Grammatikus. Er war ein sehr vortrefflicher Mann, er liebte mich wie einen Sohn und ich ihn wie einen Vater, und bald werden wir uns im ewigen Leben, wie ich hoffe, wiederfinden.“ Dem kleinen Philipp wurde das Lernen sehr leicht, und dabei hatte er ein ausgezeichnetes sicheres Gedächtnis; was er sich einmal angeeignet, vergaß er nie wieder. Sein treuster Freund Joachim Camerarius sagt in der Lebensbeschreibung Melanchthons: „Er faßte schnell, erinnerte sich treu des Gefaßten und wußte es klar und bestimmt wiederzugeben. Er sprach gern über das Gehörte mit seinen Mitschülern. Unter diesen weckten die Vorzüge seines Geistes keinen Neid, denn Güte leuchtete aus seinen Augen, Herzlichkeit aus seinem Umgange, Bescheidenheit aus seinem ganzen Betragen hervor; er war gut und fröhlich.“ Die Gaben Philipps waren so groß, daß sein Lehrer Unger schon versuchen konnte, ihn im Disputieren, der großen und übermäßig geschätzten Kunst der Gelehrten jener Zeit zu üben und damit den Grund zu der späteren Gewandtheit Melanchthons legte, die ihn zu einem gefürchteten Gegner und zu dem völlig einzigartigen Vertreter des Protestantismus auf Reichstagen und Religionsgesprächen machte, vor dem selbst dem stets rede- und streitfertigen Dr. Eck oft bangte. Der Großvater Johann Reuter nahm mit den Eltern den lebhaftesten Anteil an den Fortschritten des Enkels, und eine besondere Freude bereitete es ihm immer, wenn ein fahrender Schüler oder Student durch Bretten kam, den kleinen Philipp mit

diesem disputieren zu lassen; diese kleinen Kämpfe endeten fast immer mit dem Siege Philipps, „denn es war selten einer, der ihn bestehen mochte.“ Unger aber vernachlässigte bei seinem Unterricht auch nicht die Erziehung. Er gewöhnte seine Zöglinge an Bescheidenheit und Wahrheitsliebe und baute so weiter auf dem guten Grunde, den das Elternhaus Philipps schon gelegt, er warnte vor blindem Eifer und prägte den Knaben ein, „wahrhaftig zu sein und gern nachzugeben.“ Wer erkennte nicht, wie sich bei Philipp Melanchthon in dessen ganzem Leben der Einfluß seines Lehrers Unger geltend macht; unter den vielen Bitternissen des Lebens, die ihm die Streitigkeiten, in die ihn seine Stellung in Wittenberg verwickelte, zu seinem großen Kummer brachten, blieb er immer ein Mann des Friedens, demütig und bescheiden, immer zum Nachgeben bereit, oft wie seine Feinde ihm vorwarfen und auch zuweilen seine besorgten Freunde glaubten, zu nachgiebig, und wird schon allein durch diese Vorzüge zu einer so anziehenden und vorbildlichen Persönlichkeit.

Auch die edle Sangeskunst wurde im elterlichen und großelterlichen Hause nach rechter deutscher Art fleißig geübt. „Nichts ist im Leben,“ läßt sich ein Zeitgenosse vernehmen, „das nicht ein lieblicher Gesang von Herzen zur Freude bringen könnte“. Besonders war „es bräuchlich, bei allen Fröhlichkeiten und Kurzweil frische deutsche Lieder zu singen, wodurch dann viel unnützes Geschwätz und das Zutrinken verhindert werden“. Und in einer gleichzeitig erschienenen „Christlichen Ermahnung zum frommen Leben“ heißt es: „Wenn zwei oder drei zusammenkommen, so müssen sie singen, und sie singen alle bei der Arbeit in Haus und Feld, bei Gebet und Andacht, in Freud und Leid, bei Trauer und beim Gelage. Und das ist Gott angenehm, wenn es ehrbar ist; aber wenn es nicht ehrbar ist, so ist es Sünde, die du meiden sollst. Zu Gottes Ehre singen und der Heiligen, wie es von allem christlichen Volke in den Kirchen geschieht und an den Sonntagen und Feiertagen nachmittags von den ehrbaren Hausvätern und ihren Kindern und Hausgesinde. Das ist sonderlich wohlgethan und stimmt fröhlich

das Herz, und ein fröhlich Herz hat Gott lieb." Und das war auch die Sitte im elterlichen und großelterlichen Hause. Der Großvater kaufte den Kindern ein Missale, das die Kirchengesänge enthielt, und Eltern und Großeltern wie die Verwandten erfreuten sich an Sonn- und Festtagen an dem lieblichen Gesang der Kinder.

Wir sahen schon, daß Philipp von seiner Mutter ein lebhaftes Temperament hatte, das sich oft in einer gewissen Reizbarkeit äußerte, die wohl auch mit seinem schwächlichen Körper zusammenhing; nie ließ er sich aber zu einem Vergehen hinreißen; er selbst wußte das und suchte den schnell aufbrausenden Zorn zu unterdrücken und sagte später selbst von sich, er sei „von schnellem aber kurzem Zorne" und wandte auf sich wohl den Vers an: „Er haut und sticht und thut doch niemand nichts."

Ein Schatten nur lagerte auf der Familie: Philipps Vater war seit dem Jahre 1504 schwer leidend. In diesem Jahre nämlich war er als Waffenmeister seines Kurfürsten Philipp von der Pfalz dessen Kriegszuge gegen Bayern gefolgt und hatte zu Monheim in Pfalz-Neuburg aus einem von den Feinden, wie Melanchthon später vermutete, wohl auf den Befehl des Vaters des Landgrafen Philipp von Hessen vergifteten Brunnen getrunken und siechte nun an diesem schleichenden Gifte langsam dem Tode entgegen. Als Philipp zehn Jahre alt war, brach die Krankheit heftiger aus und nahm einen unerwartet schnellen Verlauf; als der Vater sein Ende nahen fühlte, rief er — drei Tage vor seinem Tode — seine Kinder an sein Bett und ermahnte sie recht ernstlich und herzlich: „Da ich nun sterben muß, wünsche ich, daß ihr eins mit der Kirche bleibet, die Erkenntnis Gottes bewahret und selig werdet in der ewigen Seligkeit; ich habe große Veränderungen gesehen, es werden aber noch größere folgen, ich bitte Gott euch zu schützen und zu regieren und ermahne euch, ihn zu fürchten und ein frommes Leben zu führen; folgt ihm und haltet fest am Guten." Das Leben seines erstgeborenen Sohnes Philipp ist ein redender Beweis dafür, wie dieser die

Worte und Mahnungen seines sterbenden Vaters beherzigt hat; es war und blieb auch in den Zeiten des härtesten Kampfes immer sein Wunsch, die Einheit mit der alten christlichen Kirche zu bewahren, er war sich stets bewußt, immer nur gegen die Irrlehren, die das Evangelium verdunkelt und das Verdienst Jesu Christi geschmälert hatten, aufzutreten, um die Wahrheit wie den Trost des Evangeliums wieder ans Licht zu bringen; wir sehen aber auch aus diesem Vermächtnis des sterbenden Vaters an seine Kinder, wie klar er die Gegenwart überschaute und wie richtig er die Zukunft beurteilte: große Veränderungen, wir haben es gesehen in unserer vorangeschickten geschichtlichen Einleitung, waren eingetreten, noch größere waren im Werke, aber keiner ahnte, daß auch Philipp Melanchthon an ihnen an so hervorragender Stelle mitzuwirken berufen sein würde. Philipps Mutter, die in dieser schweren Zeit auch — am 16. Oktober 1507 — ihren Vater Johannes Reuter verloren hatte, wollte um des zarten Gemütes des Kindes willen nicht, daß er seinen Vater sterben sehen sollte und schickte ihn für einige Tage nach Speier. Georg Schwarzerd starb am 27. Okt. 1507 im rüstigsten Mannesalter, noch nicht fünfzig Jahr alt.

Der Tod des Vaters wie des Großvaters gab dem jungen Leben Philipps eine andere Wendung. Die beiden Familien Reuter und Schwarzerd, solange innig verbunden, trennten sich und Philipps Großmutter Elisabeth Reuter zog noch im selben Herbste mit ihrem jüngsten Sohne Johannes und ihren beiden Enkeln Philipp und Georg Schwarzerd nach ihrer Heimat Pforzheim, um diese den besseren Unterricht in der dortigen gelehrten Schule genießen zu lassen. Philipps Mutter blieb in Bretten und bewirtschaftete das Anwesen auch nach dem Tode ihres Mannes weiter. So kam Philipp schon mit zehn Jahren aus den engen aber traulichen Verhältnissen seines Elternhauses und seiner Heimat in eine größere Umgebung und hatte dort Gelegenheit, sich die gelehrte Bildung seiner Zeit mehr anzueignen.

---

4. Auf der gelehrten Schule.

1507—1509.

Die gelehrte Schule zu Pforzheim war eine der besseren ihrer Zeit und damals gerade in ihrem Aufschwunge begriffen. Berühmte Lehrer wie Georg Simler, nachmals Professor zu Tübingen, und Johann Hildebrand verliehen der Schule Glanz und zogen immer neue Schüler an. Viele, die sich später im Schul- und Kirchendienst durch ihre hervorragenden Leistungen auszeichneten, wie Grynäus, später in Basel, Berthold Haller, der Reformator in Bern, Johann Schwebel, der Reformator von Zweibrücken, waren Melanchthons Mitschüler. In Pforzheim bestand damals auch schon eine Druckerei, deren Besitzer, Thomas Anshelm neben deutschen Schriften auch die Werke griechischer und römischer Klassiker herausgab. Georg Simler, der gelehrteste von allen Lehrern, die an der Schule wirkten, verstand Lateinisch, Griechisch und — was damals selten war — Hebräisch und wurde darob nicht wenig angestaunt. Er war ein Mann, der mit selbständigem Urteil große Gelehrsamkeit verband; er hatte sich überzeugt, daß die lateinische Bibel viele Fehler enthielt, die sich im Laufe der Zeit eingeschlichen hatten und nicht verbessert worden waren. Darum bat er seinen berühmten Freund Reuchlin, der damals als Vorsitzender des schwäbischen Bundesgerichtes in Stuttgart lebte, er möchte das Alte Testament in der hebräischen Grundsprache herausgeben, um wenigstens den Gelehrten den unverfälschten Text zugänglich zu machen. Er selbst gab einige Schriften Reuchlins zum Gebrauch seiner Schüler beim Unterrichte heraus und suchte auch sonst in jeder Weise die ihm anvertraute Schule zu heben. Da die meisten seiner Schüler zunächst nur die lateinische Sprache erlernten, so gab er den befähigtsten, unter ihnen Philipp Melanchthon, wenigstens griechischen Privatunterricht. Oft kam Philipps Großoheim Johann Reuchlin zum Besuch nach Pforzheim und freute sich über die Fortschritte der Knaben; er lobte ihren Fleiß und nahm sich besonders der Studien des

kleinen Philipp an, dessen große Begabung er bald erkannte. Er setzte im Scherz ihm wohl seinen eigenen Doktorhut auf und spornte ihn an, sich auch einst diese akademische Würde zu erwerben; er brachte ihm auch Bücher mit, die dem strebsamen Knaben das beste Geschenk waren. Von ihm empfing er auch eine griechische Grammatik, so daß er nun auch besser und schneller Griechisch lernen konnte. Auch das von ihm selbst verfaßte griechisch-lateinische Wörterbuch, das erste, das in Deutschland überhaupt gedruckt wurde, brachte Reuchlin seinem Philipp. Und wie der berühmte Mann seinem kleinen Großneffen seine Liebe und Zuneigung bewies, so war ihm dieser in herzlichster Dankbarkeit und Verehrung zugethan. Um dieser auch Ausdruck zu geben faßte er folgenden Plan. Er verabredete sich mit einigen Mitschülern, eine der lateinischen Schulkomödien seines Großoheims einzuüben, um diesen bei seinem nächsten Besuch in Pforzheim zu überraschen. Der Plan gelang. Das Schauspiel wurde nach einem Festmahl, das die Landgeistlichkeit der Pforzheimer Gegend dem gefeierten Reuchlin in Pforzheim zu Ehren gab, von dem kleinen Philipp und seinen Mitschülern aufgeführt und trug ihm neben vielem Beifall als dauernde Auszeichnung den Namen „Melanchthon“ ein, denn, meinte Reuchlin gütig, ein so gelehrter Knabe dürfe nicht mehr einen barbarischen Namen tragen, sondern müsse einen der klassischen Sprache entlehnten haben und übersetzte daher seinen Namen „Schwarzerd“ wörtlich ins Griechische.

Auch dies Verhältnis des Knaben zu dem liebevollen ergrauten Humanisten, der ihm den Vater zu ersetzen suchte und sein geistiger Vater wirklich wurde, ist bedeutsam für die Richtung, die Melanchthons Studien nahmen. Reuchlin wies ihn auf die klassischen Studien und gab damit die Bahn an, auf der Melanchthon weiter strebend der Erneuerer der klassischen Bildung und „der Lehrer Deutschlands“ wurde. An dem Studium der Alten bildete er seinen reichen Geist, und als er später dem gewaltigen Reformator Martin Luther durch eine wunderbare Fügung an die Seite gestellt wurde, gab Melanchthon der Reformation die wissenschaftliche Ausgestaltung

und Begründung und behütete sie vor einem Bruch mit der Wissenschaft und der Bildung. So brachte er nicht bloß die Freiheit der Wissenschaft zu Ehren, sondern in Melanchthon schlossen Glaube und Wissenschaft einen Bund, in dem sie zu beider Nutzen verharren können, wenn sie die gegenseitigen Grenzen achten und ehren. Sein geistiger Vater Reuchlin war keineswegs nur der gelehrte, für das römische und griechische Heidentum begeisterte Humanist, wie es später die „Dunkelmänner“ die Welt glauben machen wollten, sondern ein innig frommer Mann, der seine große Gelehrsamkeit in den Dienst der Religion stellte. Unter den Büchern, die er seinem Philipp schenkte, befand sich auch eine Bibel, und er selbst las fleißig in Gottes Wort, und das Neue Testament verließ ihn auch auf seinen Reisen nicht. Er war der erste der christlichen Gelehrten, die das Hebräische in Deutschland lehrten; er that es nur, erzählt er selbst: „weil ich den großen Nutzen voraussah, den die hebräische Sprache für die Religion und die wahre Gottesgelehrsamkeit haben würde; auf diese hatte ich schon vorher alle meine gelehrten Arbeiten bezogen und bezog sie von nun an immer noch mehr; als ein treuer Verehrer unseres Heilandes that ich alles für die Wiederherstellung und Verherrlichung der wahren christlichen Kirche.“ Melanchthon folgte auch hierin seinem Beispiel und wollte mit seiner Wissenschaft nur dem Glauben, der Religion dienen.

---

5. Auf der Universität.

Heidelberg 1509—1512.
Tübingen 1512—1514.

Im Herbste des Jahres 1509 bezog Philipp Melanchthon die Universität Heidelberg; die Mittel reichte seine Mutter gern und willig dar; sein Bruder Georg besuchte noch einige Jahre die Schule und kehrte dann zur Mutter zurück. Man

kann sich wundern, daß Philipp so früh, ein Kind noch, Student wurde, aber der Studiengang der damaligen Universitäten umfaßte einen großen Teil dessen, was jetzt schon auf dem Gymnasium gelehrt wird, und die philosophischen Studien, mit denen jeder Student beginnen mußte, beschlossen nicht nur die Fächer der Philosophie sondern den Unterricht in den alten Sprachen, der dadurch etwas gefördert wurde, daß den Studierenden in ihren Wohnungen und möglichst auch im Verkehr der Gebrauch der lateinischen Sprache empfohlen und vorgeschrieben war, zu welchem Zwecke man ihnen ein Handbuch gab, in dem sie alles fanden, dessen sie für die Verhältnisse, in denen sie lebten, bedurften. Viele kamen auch mangelhaft vorbereitet und mit mittelmäßigen oder wohl gar notdürftigen Kenntnissen auf die Universität. Daher wurde für solche das Fehlende auf der Universität nachgeholt. Wie viel zuweilen aber fehlte und wie wenig vorausgesetzt wurde, das beweist eine Antrittsrede des Professors der Mathematik, Georg Rhetikus zu Wittenberg aus dem Jahre 1536, die Melanchthon, wie er das sehr häufig that, für diesen verfaßt hatte. In dieser Rede kommt folgende für den Wissensstandpunkt der Studenten damaliger Zeit sehr bezeichnende Stelle vor: „Ich weiß," redet er die Studenten an, „daß die Jünglinge keine Lust zur Arithmetik haben, weil sie meinen, sie sei schwer zu begreifen. Dies ist aber ein großer Irrtum; sie hat ihren Ursprung in der Natur des menschlichen Geistes und stützt sich auf die sichersten Beweise, ihre Anfänge können daher weder dunkel noch schwierig sein, ja ihre ersten Regeln sind so augenscheinlich, daß Kinder sie fassen können. Die Multiplikation und Division verlangen allerdings mehr Fleiß, ein aufmerksamer Geist kann jedoch bald deren Grundsätze verstehen." Es handelte sich also um das Pensum der Tertia unserer Gymnasien, und dazu mußte den Studenten erst Mut gemacht werden! „Entsaget", so feuerte Melanchthon die Studenten weiter in dieser Rede an, „dem Wahne von der Schwierigkeit, geht mit Mut und Hoffnung an das Erlernen dieser Kunst; thut ihr dies, so wird in kurzem das Interesse der Sache euch

selber fesseln, und je weiter ihr fortschreitet, desto mehr werdet ihr das Dunkel verschwinden sehen.“ Ebenso stand es mit der Geometrie und der Astronomie; obgleich Kopernikus seine bahnbrechenden, das alte umstoßenden Gesetze schon aufgestellt hatte, waren die meisten Gelehrten — und unter ihnen auch Melanchthon sein Leben lang noch sehr lange nicht zu seiner Ansicht übergetreten, sondern hielten an der aus dem Altertum überlieferten Vorstellung, nach der die Erde eine Scheibe ist, fest. Und wie traurig es noch zum Teil um die philosophischen Studien stand, mag man daraus erkennen, daß die Professoren an der Wiener Universität noch im Jahre 1547, als sie Melanchthons Handbuch der Dialektik, das im großen und ganzen etwa das umfaßte, was wir jetzt Logik nennen, in die Hand bekamen, offen bekannten, sie hätten bis dahin nicht gewußt, was ein Untersatz beim Schlusse sei.*) Wenn das noch beinahe um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts möglich war, wie wird es am Anfang desselben ausgesehen haben, als Melanchthon die Universität bezog.

Die Universität Heidelberg war zu jener Zeit nicht eben im besten Zustande; vor Jahren zwar hatte hier der Niederländer Johannes Wessel oder, wie er eigentlich hieß, Gansfort, der reformatorische Vorläufer Luthers, von dem dieser sagte: „wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte alles von Wessel genommen, also stimmt unser beider Geist zusammen,“ gelehrt, auch Reuchlin war Professor an dieser Universität gewesen; zwar war auch der Kurfürst Philipp von der Pfalz bemüht gewesen, seine Landesuniversität zur Blüte zu bringen, aber als Philipp Melanchthon am 13. Oktober 1509 in die Matrikel der philosophischen Fakultät eingeschrieben wurde, fand er einen Geist unter den Professoren und Studenten vor, der dem Fortschritt in der Wissenschaft abhold, sich allen Neuerungen wie An-

*) Zum besseren Verständnis setze ich einen Schluß her:
Obersatz: Jede Tugend ist lobenswert.
Untersatz: Die Gerechtigkeit ist eine Tugend.
Schlußsatz: Also ist die Gerechtigkeit lobenswert.

regungen widersetzte. Die Hörsäle hallten von unfruchtbaren Disputationen wieder, mit spitzfindigen Gründen wurde über unwichtige Dinge gestritten und unter den Studierenden herrschte hier und auch anderswo ein roher Ton, der den feinsinnigen, gemütvollen jungen Melanchthon abstieß. Aristoteles war der zwar viel bewunderte aber wenig verstandene alte griechische Philosoph, dessen Physik immer wieder erklärt wurde, die Werke der großen mittelalterlichen Theologen Thomas Aquinas und Duns Scotus wurden studiert, aber auf ihre Anhänger war wenig oder nichts von ihrem Geiste übergegangen. Gelehrtes Gezänk um Nichtigkeiten herrschte unter den Professoren, und die Wissenschaft verfiel zusehends. Eine anschauliche Kenntnis von diesem öden Streiten über mögliche und unmögliche Dinge geben uns die zeitgenössischen „Briefe der Dunkelmänner", die berühmteste Satire auf die unfruchtbare Wissenschaft jener Zeit und ihre Wortführer, an denen nicht ganz unwahrscheinlich auch Melanchthon später sich beteiligt und zu ihnen wohl einen der witzigsten Beiträge geliefert hat. Wie es damals auf den Universitäten zuging, schildert uns sehr lebendig einer jener Briefe der Sammlung, von dem Magister Conrard Unckebunk an den Magister Ortuin Gratius in Köln gerichtet. „Ich habe erfahren", heißt es in ihm, „Ihr hättet nur wenig Zuhörer, und es sei Eure Klage, daß Busch und Cäsarius Euch die Scholaren und Akademiker wegzögen, während sie doch die Poeten (die klassischen Schriftsteller) nicht so allegorisch zu erklären und die heilige Schrift anzuführen verstehen wie Ihr. Ich glaube, der Teufel steckt in diesen Poeten, (den Humanisten, zu denen nachmals auch Melanchthon gehörte). Sie richten alle Universitäten zu grunde; auch habe ich von einem alten Leipziger Magister, der schon 36 Jahre Magister ist, gehört, daß in seiner Jugend es um diese Universität gut gestanden habe, weil zwanzig Meilen in die Runde kein Poet (klassisch gebildeter Gelehrter) gewesen sei. Auch sagte er, die Akademiker hätten sich damals auf ihre Lektionen fleißig vorbereitet sowohl auf die allgemein bildenden als auf die über besondere Fächer oder in den Bursen (den Studentenhäusern)

gehaltenen, und es wäre eine große Schande gewesen, wenn ein Student über die Straße gegangen wäre und nicht den Petrus Hispanus oder die Parva logicalia (mittelalterliche Lehrbücher) unter dem Arm gehabt hätte; und wenn es Schüler aus der Grammatik waren, so trugen sie die Partes von Alexander oder das Vademecum oder das Exercitium puerorum oder das Opus minus oder die Dicta des Johannes Sinthen (alles ebenfalls mittelalterliche Leitfäden) mit sich. Auch merkten sie in den Schulen fleißig auf und hielten die Magister der freien Künste in Ehren, und wenn sie einen Magister sahen, erschraken sie so sehr, als sähen sie einen Teufel. Weiter sagte er, daß jedes Jahr vier Promotionen zum Bakkalaureat (dem untersten akademischen Grade) stattfanden, und es seien bei jeder sechzig oder wenigstens fünfzig (Promovierte) gewesen; damals habe die Universität in hoher Blüte gestanden; und wenn einer nur ein Jahr hindurch in der Hälfte (der vorgetragenen Fächer) bestand, so sei er zum Bakkalaureat, und wenn er zwei Jahre oder drei hindurch in der Hälfte bestand, zum Magisterium (unserm philosophischen Doktorat) promoviert worden, und hiermit wären ihre Eltern zufrieden gewesen und hätten gern das Geld ausgegeben, weil sie sahen, daß ihre Söhne zu Würden gelangten; jetzt aber wollen die Akademiker (d. h. die Studierenden) den Vergil und den Plinius und andere neumodische — man bemerke die feine Ironie auf die Unwissenheit des Briefschreibers d. h. also eines Anhängers des alten, da Vergil und Plinius ja alte römische Schriftsteller sind, — Schriftsteller hören, und wenn sie dieselben auch fünf Jahre hindurch hören, so werden sie doch nicht promoviert; und wenn sie ja in ihre Heimat zurückkehren, fragen die Eltern sie: Was bist du? Da antworten sie, sie seien nichts, sondern studieren die Poetik, dann wissen die Eltern nicht, was das ist, und wenn sie sehen, daß sie in der Grammatik nichts sind, dann sind sie ungehalten über diese Universität, ihr Geld reut sie, und sie sagen nachher zu andern: schicket doch eure Söhne nicht auf die Universität, denn sie studieren nichts, schwärmen bei Nacht auf den Straßen herum,

und das Geld, welches man zum Studieren hergiebt, ist nutzlos verwendet. Weiter noch sagte mir dieser Magister, zu seiner Zeit seien wohl 2000 Studenten in Leipzig, und ebensoviele in Erfurt, in Wien 4000 und in Köln auch so viele gewesen, und so habe es sich auch mit den andern (Universitäten) verhalten; jetzt aber seien auf allen Universitäten zusammen nicht soviel Studenten, wie damals auf einer oder zwei; auch beklagen sich jetzt die Leipziger Magister über die geringe Zahl der Hörer, da die Poeten ihnen solchen Schaden bringen; und wenn die Eltern ihre Söhne in die Bursen und Kollegien schicken, wollen sie nicht dort bleiben, sondern gehen zu den Poeten und studieren nichtsnutziges Zeug (nämlich die alten Klassiker). Auch sagte er mir, er habe vordem in Leipzig vierzig vornehme Zöglinge gehabt, und wenn er in die Kirche oder auf den Markt oder in den Rosengarten spazieren gegangen sei, seien sie hinter ihm hergegangen; es sei auch damals ein schwerer Verstoß (gegen die akademischen Gesetze) gewesen, Poetik (die Klassiker) zu studieren; und wenn einer in der Beichte bekannt habe, daß er heimlich den Vergil bei einem Bakkalaureus gehört habe, dann habe ihm der Priester eine schwere Buße auferlegt, nämlich jeden Freitag zu fasten oder täglich die sieben Bußpsalmen zu beten. Auch schwur er mir auf sein Gewissen zu, daß ein Magistrand (einer, der Magister werden wollte) zurückgewiesen worden sei, weil ihn einer von den Examinatoren einmal an einem Festtage im Terenz lesen gesehen habe. Wenn es doch nur gegenwärtig noch so an den Universitäten stände, dann wollte auch ich in der Kurie (der Briefschreiber befand sich in Rom) nicht so den Knecht machen; denn was sollen wir an den Universitäten thun? Wir haben keinen Profit. Die Gesellen wollen nicht mehr in den Bursen oder unter den Magistern stehen, und unter zwanzig Studenten trachtet kaum einer darnach, es zu einem (akademischen) Grade zu bringen, sondern die andern alle wollen Humaniora studieren. Und wenn ein Magister liest, so hat er keine Zuhörer; die Poeten dagegen haben bei ihren Vorträgen soviele Zuhörer, daß es zum Erstaunen ist. So werden denn alle Universitäten

in ganz Deutschland immer weniger; daher müssen wir Gott bitten, daß alle Poeten des Todes sterben, denn — führt er naiv die heilige Schrift an — es ist besser, daß ein einziger sterbe, als daß das ganze Volk verderbet werde d. h. daß die Poeten, deren nur wenige auf jeder Universität sind, sterben, als daß so viele Universitäten verderben. . . ."

Die klassischen Studien wurden von den Anhängern des Alten — und solcher gab es viele unter den damaligen Universitätslehrern — gehaßt; recht drastisch ersehen wir das aus einem andern Briefe dieser Sammlung, den der Magister Petrus Hasenmuß an den Magister Ortuin Gratius richtet, und in dem die veraltete Methode des Studiums weidlich verspottet wird. „Schreibet mir auch", bittet der Briefschreiber, ob es notwendig zur ewigen Seligkeit sei, daß die Schüler die Grammatik aus weltlichen Schriftstellern wie Virgil, Tullius (Cicero), Plinius und andern lernen. Es scheint mir das keine Studiermethode zu sein, da, wie Aristoteles im ersten Buch der Metaphysik schreibt, die Poeten viel lügen, diejenigen aber, welche lügen, eine Sünde begehen, und die, welche ihr Studium auf Lügen gründen, es auf Sünden gründen, alles aber, was auf Sünde gegründet ist, nicht gut sondern wider Gott ist, weil Gott ein Feind der Sünden ist. In der Poetik aber sind Lügen, darum können auch die, welche ihren Unterricht mit der Poetik beginnen, im Guten nicht vorwärts schreiten, weil eine schlimme Wurzel auch ein schlimmes Kraut über sich hat und ein schlechter Baum schlechte Frucht trägt nach dem Evangelium, wo der Heiland sagt: es ist kein guter Baum, der schlechte Frucht trägt." Man bemerke diesen köstlichen falschen Schluß, der verallgemeinert, was doch nur bei einzelnen zutrifft, die auch nicht einmal lügen, sondern nur dichterisch frei erfinden. „Auch halte ich noch wohl die Lehre im Gedächtnis", fährt der Briefschreiber fort, „die mir einmal unser Magister Valentin von Geltersheim in der Burs unter sechzehn Häusern gab, als ich sein Schüler war und den Sallust hören wollte. Er sagte: warum willst du den Sallust hören, du unwirscher Bursche? Hierauf erwiderte ich: weil Magister

Johannes von Breslau gesagt hat, man lerne gute Aufsätze aus solchen Schriftstellern machen. Auf dies versetzte er: das ist überhirnisches Zeug, du aber mußt dein Augenmerk auf die Bücher von Alexander und auf die Briefe von Karl (Manneken) richten (scholastische Lehrbücher), welche in den Lehrsälen der Grammatiker traktiert werden; ich habe nie den Sallust gehört und doch verstehe ich Aufsätze in gebundener und ungebundener Rede zu machen. Und so bewirkte denn unser Magister Valentin, daß ich nie Studien in der Poetik machte. Nun aber quälen mich jene Humanisten mit ihrem neuen Latein und achten jene alten Bücher für nichts und lügen so arg, daß ich beim bloßen Hören ein Kreuz vor mir schlage .... Ich weiß wohl, daß auch Ihr ein Poet seid, aber ich weiß nicht, woher Ihr diese Kunst habt. Man sagt, daß Ihr, wenn Ihr wollt, mehrere Gedichte in einer Stunde macht, allein ich glaube, Euer Verstand ist durch die Gnade des heiligen Geistes von oben so erleuchtet, daß Ihr (ohne wirklich studiert zu haben) dies und noch anderes vermöget, da Ihr ja immer ein guter Theolog waret und jene Heiden (die Humanisten) zurecht weiset. . . ."

Auch Melanchthon erzählte später (1541) über seine anfänglichen Studien zu Heidelberg selbst: „Noch im Knabenalter wurde ich auf die Akademie geschickt, wo aber der Jugend fast nichts als jenes leere Geschwätz der Dialektik und ein Teil der Physik (des Aristoteles) vorgetragen wurde. Da ich schon einige Verse zu machen verstand, so fing ich an, mit einer knabenhaften Wißbegierde die (neuern) Dichter zu lesen und verband damit, wie es die Sache erfordert, die Lektüre der von ihnen behandelten Geschichten und Fabeln. Diese Gewohnheit führte mich nach und nach zu den alten Klassikern."

Der junge Philipp Melanchthon kam in das Haus des alten Professors der Theologie Pallas Spangel, der zwar auch ein Anhänger des Althergebrachten, darum aber nicht, wie die Mehrzahl der damaligen Heidelberger Universitätslehrer, ein Feind der alten Klassiker war, vielmehr dem kleinen Philipp von dem großen Gelehrten Agrikola, der vordem in Heidelberg

gewesen war', den er noch gekannt hatte, erzählte und ihm diesen als unerreichtes Vorbild hinstellte. Als Melanchthon in späteren Jahren die Vorrede zu der Dialektik dieses Agrikola schrieb, sagte er über seinen alten väterlichen Freund Spangel, daß „dieser mit mehr Sorgfalt und in reinerem Stile zu reden pflegte als seine übrigen Kollegen, die damals die heiligen Schriften erklärten". Seinen Zöglingen freilich Anleitung bei ihren klassischen Studien zu geben, war der alte Mann selbst nicht unterrichtet genug, und auch bei den andern Professoren klopfte der junge Philipp meist vergeblich an. Nur zwei Magister, Peter Günther und der junge Dichter Sorbillo mühten sich um die Verbesserung der Studien und suchten die Studenten in die alten Klassiker einzuführen. Bei Günther hörte Melanchthon Rhetorik und durch Sorbillos Beispiel wurde er zu dichterischen Versuchen in lateinischer und griechischer Sprache mehr ermutigt, und noch in späterem Alter rühmte Melanchthon in einem Anschreiben an die Heidelberger Universität, daß zu jener Zeit niemand in Deutschland eine glänzendere Gabe der Dichtkunst gehabt habe als Sorbillo. Dieser nahm auch in eine seiner kleinen Schriften, die er 1510 veröffentlichte, ein lateinisches Gedicht seines Schülers Melanchthon auf, unter das dieser seinen Namen in latinisierter Form (Pullisolus) setzte. Aus diesem Gedicht sieht man, wie der junge Philipp zwar den Nutzen des Studiums der römischen und griechischen Litteratur erkannte, aber damals doch noch befürchtete, es könnte der Theologie und Kirche, dem Glauben und der Sitte Abbruch thun, wie denn auch nicht zu leugnen ist, daß manche dieser Humanisten bedenkliche Anschauungen über die kirchliche Lehre aussprachen und sich auch in ihrem Lebenswandel arge Blößen gaben, und man muß über das scharfe und treffende Urteil des Knaben staunen. Er versäumte denn auch nicht, seinem Geist andere Nahrung gleichzeitig zuzuführen. Er las auf Empfehlung seines Großoheims, der seine Studien weiter zu leiten sich nicht nehmen ließ, die Predigten des edlen und frommen Geiler von Kaisersberg, des gewaltigen Straßburger Volkspredigers, den Reuchlin mit

Recht sehr hochschätzte, und die in ihnen niedergelegten Gedanken voll echter christlicher Lebenswahrheit blieben nicht ohne Einfluß auf Melanchthon, und da er alles, was er gelesen, dank seines vorzüglichen Gedächtnisses, behielt, führte er mit Vorliebe in seinen Schriften viele Aussprüche des größten Predigers der damaligen Zeit an und verfaßte nach seinem Tode ein tiefempfundenes Gedicht auf ihn, das in die von dem Straßburger Humanisten Wimpheling herausgegebenen Lebensbeschreibung Geilers von Kaisersberg aufgenommen wurde. In diesem Gedicht gab er ihm das Zeugnis, er sei ein Prediger gewesen, der zugleich unerschrocken die Wahrheit und die Lehre Christi verkündet habe.

Da es Melanchthon an genügender Anleitung bei seinen Studien fehlte, las er alles, was er nur bekommen konnte, und geriet leider nicht immer an die besten Schriftsteller, so daß er noch später in seiner großen Bescheidenheit klagte, er habe seinen Stil nicht genügend gebildet, und dieser würde eleganter geworden sein, wenn er schon in seiner Jugend noch mehr die klassischen Redner studiert hätte. Gleichwohl trat er schon als Lehrer auf und unterrichtete zwei junge Grafen von Lieben- oder Löwenstein, deren Vater schon mit seinem Vater in Verbindung gestanden hatte. Er bereitete sich auf diesen Unterricht sorgfältig schriftlich vor und aus diesen Präparationen erwuchs unter anderem seine griechische Grammatik, die er nicht lange nachher auch herausgab. Später 1541 erzählte er selbst darüber: „. . . . Und da ich nun einmal von Natur und vom Schicksal zum Schuldienste bestimmt war und andere unterrichten sollte, ehe ich selbst etwas Tüchtiges gelernt hatte, so wurde ich auch hier von meinen jungen Freunden angegangen, das, was ich ihnen in vertrauten Gesprächen auseinandergesetzt hatte, aufs Papier zu bringen und herauszugeben; auf solche zufällige Weise entstanden also, mehr aus jugendlichem Eifer als nach reiflicher Überlegung und Durcharbeitung der Sache die Bücher über die Rhetorik und Dialektik." „Wer sich aber erinnert" — fügt er hinzu — „in welches Labyrinth von Albernheiten und Spitzfindigkeiten die Dialektik damals

geraten und welche Unwissenheit nicht nur in den Sprachen und der Geschichte sondern auch in den sogenannten Fakultätswissenschaften an der Tagesordnung war, der wird gewiß eingestehen, daß eine Verbesserung des Studienwesens nicht länger verschoben werden durfte." Sein Wissen verschaffte ihm einen gewissen Ruf unter den Studenten. Als einmal ein Professor, der selber des Griechischen nicht mächtig war, bei einer Vorlesung auf eine Frage stieß, zu deren Beantwortung die Kenntnis der griechischen Sprache notwendig war, und ausrief: „Wo finde ich einen Griechen?" riefen sogleich alle Studenten: „Melanchthon! Melanchthon!" Sein Wissensdurst führte ihn immer weiter: er hörte philosophische, philologische, mathematische, medizinische, juristische und auch theologische Vorlesungen, freilich muß man an diese alle eine sehr mäßige Anforderung nur stellen, und die Menge dieser Vorlesungen ist mehr ein Zeichen für die Strebsamkeit und den Fleiß des jungen Philipp als für die Aneignung großen Wissens, das jede dieser Vorlesungen geboten hätte. Wenn er auch bei seiner großen Jugend und seinem zarten Gemüt sich von dem studentischen Leben und Treiben im ganzen fern hielt, so ging er doch keineswegs ganz einsam durch diese Zeit seines Lebens, sondern schloß im Gegenteil einen innigen Freundschaftsbund mit Billikanus, mit Brenz, den späteren Reformatoren und mit Peter Sturm, dem berühmten Gelehrten und späteren Rektor der Schule zu Straßburg.

Nach noch nicht zweijährigem Studium erhielt Melanchthon am 4., nach andern am 11. Juni 1511 die Würde eines Bakkalaureus und hatte damit den ersten akademischen Grad erlangt. Im folgenden Jahre bewarb er sich schon um die Würde eines Magisters; er wurde jedoch nicht zur Promotion zugelassen „weil er noch so jung und kindischen Ansehens wäre." Melanchthon war damals unzufrieden damit, später dachte er freilich anders und richtiger darüber. „Es ist", urteilte er dann, „zuweilen sehr gut, wenn jungen Leuten nicht alle Wünsche befriedigt werden; das habe ich zu Heidelberg erfahren; statt daß mich die Verweigerung der Magisterwürde

niedergeschlagen hätte, wurde ich nur desto mehr zum Fleiß ermuntert."

Es kamen jedoch mehrere Umstände zusammen, die ihm einen Wechsel der Universität wünschenswert erscheinen ließen. Sein alter Freund Pallas Spangel starb und die häufigen Fieberanfälle, an denen Melanchthon in dieser Zeit litt, legten ihm den Gedanken an einen Wechsel des Klimas nahe. Auch fand er wohl nicht mehr die Nahrung, die sein reicher Geist bedurfte. So wandte er sich denn im Herbst 1512 auf den Rat seines alten Lehrers und Rektors Georg Simler, der mittlerweile Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Tübingen geworden war, und seines Großoheims Reuchlin nach Tübingen und wurde dort nach einigen Nachrichten am 7. nach andern am 27. September immatrikuliert.

Hier in Tübingen herrschte damals ein regeres geistiges und wissenschaftliches Leben; die Universität, 1477 gegründet, war in der ersten Blüte begriffen; berühmte Lehrer, wie der Philosoph Franz Stadianus, der Mathematiker Johann Stöffler, der Jurist Georg Simler, die Philologen Johannes Brassikanus und Heinrich Bebel zogen viele Studenten durch den Glanz ihres Namens nach dieser Hochschule. Der junge Melanchthon empfing von diesen Männern allerdings viele neue Anregungen, erweiterte auch seine Kenntnisse, für das Griechische und Hebräische blieb er aber auf sich allein angewiesen, da diese Sprachen wenig oder gar nicht in Tübingen um diese Zeit gelehrt wurden. Einen mitstrebenden gleichgesinnten Freund fand er hier in Johannes Oekolampadius, dem späteren Reformator von Basel, der auch mit ihm die Vorliebe und Begeisterung für die alten Klassiker wie die Astronomie teilte. Im Hebräischen bildete er sich nach seines Großoheims Grammatik weiter fort, und hier in Tübingen legte er überhaupt den Grund zu seinem umfassenden Wissen und seiner großen Belesenheit in den alten Klassikern wie den Kirchenvätern, denn jetzt wandte er sich mehr und mehr auch dem Studium der Theologie zu und hörte hierin den Professor der Theologie Jacob Lempp. Aber auch hier erkannte er, wieviel Ab-

geschmacktheiten die theologische Wissenschaft jener Zeit enthielt, und schon damals wie später forderte es seinen Spott heraus, daß ein Mönch über die Ethik des Aristoteles statt über die heilige Schrift predigte, und daß Lempp seinen Zuhörern die kirchliche Lehre von der Brotverwandlung im heiligen Abendmahl an die Wandtafel malte. Sein Streben war besonders auf die Aneignung eines möglichst großen Wissensschatzes gerichtet, und das wurde ihm durch seine außerordentlichen Geistesgaben ungemein erleichtert. „Alles", rühmt sein Leichenredner zu Tübingen, Heerbrand von ihm, „lernte er schnell, so daß er aller Augen auf sich zog und man zweifeln konnte, ob er noch Schüler oder Doktor oder Professor wäre. Es war auch in ihm eine göttliche Geisteskraft, eine Verstandesschärfe, eine Unbestechlichkeit des Urteils und ein so bewundernswertes Gedächtnis, daß er alles behielt, was er jemals gelesen oder gehört hatte, daß er selbst die Umstände der Zeiten, Orte, Personen und sogar ihre Namen, Verse, Meinungen, auch lange Perioden zu jeder Zeit angeben konnte, was alles beweist, daß sein Gedächtnis ein bewunderungswürdiges gewesen sein muß."

Es war nur natürlich, daß Melanchthon sich besonders an seinen früheren Lehrer Simler anschloß. Dieser erwarb sich ein großes Verdienst um die Wissenschaft im allgemeinen wie um die weitere Entwicklung Melanchthons im besondern dadurch, daß er seine Schüler unausgesetzt auf die Quellen hinwies. Dies trat in seinen Vorlesungen über Aristoteles zu tage. Er verglich nämlich die damals allen Studien zu Grunde gelegte lateinische Übersetzung des Aristoteles — für die damalige Zeit etwas völlig Unerhörtes — mit dem griechischen Grundtexte, und hierdurch empfing Melanchthon die Anregung, der er nachher mit Luther so erfolgreich und nachhaltig Eingang verschaffte, indem die Reformation durch diese ihre größten Werkzeuge den gewaltigen Ruf erschallen ließ: Zurück zu den Quellen, den Quellen des Christentums, den Quellen der Wissenschaft in Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Medizin und damit den Schutt mittelalterlicher Überlieferungen so gründlich auf-

aufräumte. Hier hatte er auch Gelegenheit selbst zu erkennen, daß die „geschwätzige Dialektik“, über die er früher so geringschätzig geurteilt, richtig betrieben, doch eine treffliche Schule für den Verstand sei, indem ihm sein Freund Oekolampadius das Lehrbuch der Dialektik von Agrikola zum Geschenke machte und zu eifrigem Studium empfahl. Nun fing er auch an, die griechischen und lateinischen Redner emsig zu lesen, lernte die Dialektik als Vorstufe für die Redekunst ansehen und hat auf Grund dieser und späterer Studien auch der kirchlichen Rede ihre wissenschaftliche Grundlage und Form gegeben. Besonders zogen ihn auch die Vorlesungen des Mathematikers und Astronomen Stöffler an, und nie ist er von der Meinung dieses seines Lehrers, daß die Ereignisse im Leben der Völker wie des Einzelnen zwar von Gott geleitet, aber aus dem Laufe der Gestirne erkannt werden, abgewichen, hierin ganz ein Kind seiner Zeit, so sehr er ihr auch sonst voraneilte und ihr mit Luther später neue Bahnen wies.

Wir würden jedoch ein bedeutsames Glied in seinem Entwicklungsgange übergehen, wenn wir nicht noch wenn auch kurz auf seine theologischen Studien in Tübingen eingehen. Die Theologie war damals unbestritten die Krone aller Wissenschaft. Freilich war es mit ihr nicht eben glänzend bestellt; es wurde weniger oder am wenigsten die heilige Schrift studiert, sondern hauptsächlich die mittelalterliche Kirchenlehre, wie sie die gewaltigen Theologen früherer Zeiten ausgebildet hatten, doch ohne die geistige Kraft und den idealen Schwung ihrer Urheber. Die große Mehrzahl der Geistlichkeit empfing nur die für den Meßdienst und die sonstigen kirchlichen Verrichtungen nötige Vorbildung und diese auch noch oft dürftig genug. Zwar in Tübingen wie gleichzeitig in Erfurt und Wittenberg regte sich ein besserer Geist. Gabriel Biel in Tübingen, von seinen Zeitgenossen „der Monarch unter den Theologen“ genannt, hatte schon einige Jahre früher die Spendung des heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalt verteidigt, und Conrad Summenhart, der Lehrer des Johann Staupitz, des späteren kirchlichen Oberen der deutschen Augustiner, denen ja

auch Luther angehörte, hatte wenigstens versucht, auf einfache schriftgemäße Lehre zu dringen und hatte selbst in seinen Vorlesungen damit den Anfang gemacht, indem er die biblischen Lehren in den Vordergrund treten ließ. Doch im allgemeinen fand Melanchthon in den Hörsälen der Theologen nicht die Anregung oder gar Befriedigung, nach der ihn so sehr verlangte. Daher setzte er die schon in Heidelberg begonnene Lektüre der Schriften Geilers von Kaisersberg eifrig fort und nahm die des frommen Theologen und Kanzlers der Universität Paris, Jean Charlier, nach seinem Geburtsort meist Gerson genannt, hinzu. Dieser Mann, wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit wie seiner praktisch-kirchlichen Bestrebungen nicht minder wie wegen seiner großen Gelehrsamkeit Doktor Christianissimus genannt, hatte schon auf den Kirchenversammlungen zu Pisa und Konstanz eifrig gegen die offenkundigen Schäden der Kirche angekämpft und war in den Reihen derer, die auf eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern hinarbeiteten, der erste gewesen. Ebenso zogen Melanchthon schon jetzt die Schriften Johann Wessels an, der aus der Schule der frommen „Brüder des gemeinsamen Lebens" hervorgegangen, und ganz evangelisch gelehrt hatte, daß nicht der Ablaß sondern nur die Gnade Gottes die Sünden tilge, wie daß unsere Rechtfertigung nur in dem Verdienste Jesu Christi ihren Grund habe. Diese Anregungen wurden vertieft durch Gespräche, die Melanchthon mit seinem Großoheim Reuchlin führte, wenn dieser in Amtsgeschäften nach Tübingen kam, wo er bei Melanchthon in dessen Burse wohnte, oder den er mit seinen Freunden in Stuttgart besuchte. Reuchlin schenkte ihm auch eine lateinische Bibel in Taschenformat, wie sie bei Froben in Basel erschienen war, und Melanchthon ging bei ihrem eifrigen Lesen eine neue Welt auf, da er jetzt endlich, nachdem die überlieferte Schultheologie ihn so wenig befriedigt, wenigstens die mittelbare Quelle des Christentums vor sich hatte. Diese Bibel trug Melanchthon immer mit sich herum, sie begleitete ihn auf seinen Spaziergängen, und auch während der Messe las er darin, sie wurde ihm das liebste Buch, und noch später

bekannte er, daß er seine genaue Bekanntschaft mit der heiligen Schrift dem eifrigen Lesen in derselben in seiner Jugendzeit verdankte. Da diese Bibel im Gegensatz zu andern großen Ausgaben ein handliches Format hatte, faßten seine Altersgenossen, die ihn darin auch während des Gottesdienstes lesen sahen, sogar — bezeichnend genug für die herrschende Anschauung — den Verdacht, er lese irgend ein anderes, jedenfalls kein Andachtsbuch. Aus der Bibel schöpfte er seine Erbauung, denn die Predigten, die er zu Tübingen hörte, waren selten, meistens oft alles andere wie erbaulich. So predigte, wie Melanchthon später erzählte, einst zu Tübingen in jener Zeit ein Mönch, man brauche nichts zu fürchten, wenn auch wirklich die Bibel ganz verloren ginge, da man die Religion aus dem Aristoteles — man staune: einem heidnischen Weltweisen, der mehr als drei Jahrhunderte vor Jesus Christus gelebt und geschrieben — wieder zusammenstellen könne, und — so äußerte Melanchthon später — das war doch wenigstens ein neuer Gedanke und immer noch besser als das theologische Gezänk, von dem die Kirchen sonst wiederhallten oder „das barbarische Geschwätz unwissender Pfaffen.“

Im Jahre 1514 gab Melanchthon seinem akademischen Studium insofern einen äußeren Abschluß, indem er am 28. Januar als bester unter elf Kandidaten unter dem Dekanate des Magisters Johann Kreß zum Magister promovierte.

---

6. Das erste akademische Lehramt.

Tübingen 1514—1518.

Als Magister hatte Melanchthon das Recht und die Pflicht, in der Burse den darin wohnenden Studenten Vorlesungen zu halten, er nahm also ungefähr die Stellung eines jetzigen Privatdocenten oder wie es in Tübingen heißt Repetenten ein.

Er wurde gleichzeitig auch der Vorsteher der Burse, deren Mitglied er solange gewesen war.

Der junge noch nicht siebzehnjährige Magister erklärte die Gedichte des Terenz und Vergil. Bezeichnend für die ernste Auffassung, die Melanchthon vom Lehramt hegte, ist es, daß er sich bei seinen Vorlesungen nicht darauf beschränkte, den Text sprachlich und sachlich zu erläutern, sondern auch die sittliche Nutzanwendung des Gelesenen nicht verabsäumte und so das sittliche Leben seiner Schüler zu fördern strebte. Das wurde auch damals schon nicht verkannt: „ihm fehlte nicht Gewandtheit und Treue beim Unterricht" heißt es von ihm in des Irenikus zeitgenössischer „Geschichte Deutschlands." So ist er es gewesen, der den Unterricht wieder erziehlich gestaltete, und hier zeigte es sich schon, daß er einst der Reformator auch des Unterrichts werden würde, wie er denn überhaupt diesem stets zugethan blieb und später nur durch die Verhältnisse gedrängt, mit theologischen Dingen, so sehr er auch sie beherrschte, sich abgab und immer wieder den Wunsch aussprach, ganz sich dem Unterrichte der akademischen Jugend widmen zu können. „Mich ziehen fast ganz," klagt er während des Konvents zu Schmalkalden im Jahre 1537, „von den Wissenschaften die barbarischen Geschäfte der öffentlichen Angelegenheiten ab, welche mich ohne mein Verschulden wie ein Sturm davontragen, sodaß ich desto weniger jenen Lebens- und Studiengang einhalten kann, den ich für den wichtigsten halte", und seinem Freunde Camerarius schreibt er: „Darum beglückwünsche ich dich so zu deiner Muße, die darin besteht, sich Verdienste zu erwerben um das Menschengeschlecht, zu bilden das jugendliche Urteil, die Geister zur Tüchtigkeit und Sittsamkeit anzufeuern, denn ich halte dafür, daß dies die heiligste Art der Lebensführung, die nützlichste für den Staat und auch die allerglücklichste ist." Die Mühen des Schullebens, die er keineswegs verkannte, fand er, wie sein Leichenredner zu Wittenberg, Winsheim sagt, „stets süß", und wenn er auch an sich selbst die Leiden und Freuden des Lehrerlebens reichlich und täglich erfahren mußte, so daß er an den Schulmeister Erasmus

Benedikt zu Freistadt schrieb: „Wie undankbar auf dem Gebiete der Schule der Staat gegen uns ist, erfahren wir alle“, so bekannte er nichtsdestoweniger von sich noch in seinem Alter: „wenn auch die Centauren (die Mächtigen) diesen unsern Dienst, zu lehren und zu lernen, die Lehre von Gott und andere ehrenvolle Künste übermütig verachten, so erkenne ich doch seine Würde und andere Stellungen an und weiß, daß gerade diese Mühe als uns von Gott anbefohlen von uns zu verherrlichen ist.“ Von Anbeginn seiner Lehrerlaufbahn war Melanchthon durchaus nicht blind gegen ihre Schattenseiten und klagte auch zuweilen darüber, aber seine Meinung blieb darum doch: „Es ist wenig glänzend (das Schulamt), aber es macht sich doch in Wirklichkeit mehr verdient um das menschliche Geschlecht, denn was ist nützlicher ja sogar rühmlicher als die zarten Geister mit der heilsamen Lehre von Gott, der Kenntnis der Natur, in guten Sitten zu unterrichten. Das ist das ewige Licht des Lebens. Darum pflege ich, solange ich kann, die Beschäftigung mit den Wissenschaften, damit die Nachwelt Pflanzschulen für die Kirche hat.“

Der Umfang seiner Vorlesungen wurde größer, als 1516 der Professor der klassischen Philologie Heinrich Bebel starb. Er las nun auch über Beredsamkeit und Geschichte und erklärte einige Bücher des Cicero und Livius. Der junge Gelehrte suchte und fand anregenden Umgang mit den Amtsgenossen; er schloß sich auch der litterarischen Gesellschaft an, die sich schon seit Reuchlins dortiger Wirksamkeit unter dem Namen der „Klasse der Neckargenossen“ gebildet hatte. Er lieferte bei den Zusammenkünften Beiträge aus dem Gebiete der Redekunst, in die er durch das Studium der Werke des Cicero und Demosthenes tiefer eingedrungen war, und der Dialektik, der er einen neuen Inhalt zu geben suchte. Unermüdet lehrend und lernend, arbeitete er auch eine griechische Grammatik aus, zu der er den Stoff sich meist selber gesammelt hatte. Sie bedeutete einen Fortschritt für die Erlernung der griechischen Sprache, da sie die Regeln vereinfachte und die Lehre von den Accenten behandelte. Auch sonst war er litterarisch thätig, gab

eine Menge kleinerer Schriften — wir würden sie Broschüren nennen — heraus in bunter Reihenfolge und besorgte zugleich die Korrektur der in der Anshelm'schen Druckerei zu Tübingen erscheinenden Druckwerke, überarbeitete auch eine damals viel gelesene Chronik für den Druck, übersetzte naturwissenschaftliche Schriften des Altertums und beschäftigte sich mit den Vorarbeiten zu einer griechischen Ausgabe des Aristoteles.

Auch an den litterarischen Fehden seiner Zeit beteiligte er sich, wenn auch mäßig. Sein besonderes Interesse nahm in Anspruch der weltbekannte Streit seines Großoheims Reuchlin mit dem getauften Juden Pfefferkorn zu Köln, in dem er sich nicht nur als Verwandter sondern auch als aufstrebender Gelehrter auf die Seite Reuchlins stellte und gegen die Unwissenheit und Barbarei Pfefferkorns und seiner Hintermänner den Kampf mit aufnahm. Als 1514 der gelehrte Buchdrucker Thomas Anshelm eine Sammlung von „Briefen berühmter Männer" an Reuchlin herausgab, schrieb Melanchthon neben einem andern eine glänzende Vorrede zu ihr, in der er nicht nur die Briefe als Vorbilder eleganten Stils hinstellte sondern vor der gelehrten Welt bezeugte, welch ein Mann dieser Reuchlin sein müsse, von dessen Ruhme die ganze gelehrte Welt voll sei und so seinen Großoheim gegen die heftigen Angriffe der Gegner mit verteidigen half. Diesen „Briefen berühmter Männer" ließ 1515 der Buchdrucker Wolfgang Angst zu Hagenau als Gegenstück „Die Briefe unberühmter Männer an den Magister Ortuin Gratius zu Köln" folgen, die den angeblichen Briefwechsel auswärtiger Freunde dieses Magisters mit ihm in barbarischem Mönchslatein enthalten und im treuherzigsten Biedermannston neben wissenschaftlichen speciell Fragen der mittelalterlichen Theologie, in denen die Briefschreiber den hochgelehrten Ortuin Gratius um Auskunft bitten, und ihn zugleich von den Fortschritten des verhaßten Humanismus, dessen allgemein anerkanntes Haupt eben Reuchlin war, an den einzelnen Hochschulen benachrichtigten, wie die zum Teil wenig erbaulichen Herzensgeschichten der Predigermönche erzählten. Der boshafte und witzige Erasmus verbreitete sogar die Nachricht, die Predigermönche hätten diese

Briefe wegen ihrer ungeschminkten und treffenden Darstellung in ihrer Harmlosigkeit und Unwissenheit für echt gehalten und selbst verbreitet, indem sie das jammervolle Latein mit der Kraft der darin vorgetragenen Meinungen entschuldigten, keineswegs aber den oft sehr anstößigen Inhalt bedenklich gefunden hätten. Die Verfasser dieser köstlichen Satire hüllten sich in das strengste Geheimnis und werden wohl nie mit Sicherheit zu ermitteln sein, vermutlich ist aber auch Melanchthon mit einem sehr witzigen, übrigens sittlich durchaus unbedenklichen Beitrage daran beteiligt, denn von ihm rührt wohl das „Rhythmische Gedicht des Magisters Philipp Schlauraff" her, „was er zusammengetragen, als er ein Reisender in der Theologie durch das ganze obere Deutschland wanderte." Der bedauernswerte Magister Philipp Schlauraff schildert darin seine üblen Erfahrungen auf der akademischen Bildungsreise, überall bindet er mit den Humanisten und Poeten an, erntet aber überall Hohn, sogar häufig Prügel; er bereist Frankfurt a. O., Wien, Ingolstadt, kommt über Nürnberg, Augsburg, Leipzig auch nach Tübingen und hier erzählt er, „sitzen viele Gesellen, die neue Bücher schreiben und die (scholastischen) Theologen (vom Schlage Hogstratens zu Köln) beschimpfen, der elendeste derselben ist Philipp Melanchthon"; er gelobt, wenn er diesen tot sähe, eine Wallfahrt nach St. Jacob. „Er" (und seine Gefährten) klagt der Briefschreiber weiter, „haben sich alle verschworen, mich zu prügeln, wenn ich mich nicht aus dem Staube mache." Nach vielen Irrfahrten, auf denen ihm überall übel mitgespielt wird, kommt er endlich nach Köln, dem Ideal aller rechten Theologen, zurück und genießt, froh, den Leiden, die man ihm überall zugefügt, entkommen zu sein, den genußfrohen Umgang mit seinesgleichen. Zwar versuchten die Angegriffenen eine Erwiderung in den „Klagen der Dunkelmänner", aber mit Recht hat man geurteilt, daß ihr „lahmer und forcierter Witz das Siegel der Ohnmacht an der Stirn trug." Trotzdem die Mönche durch päpstliches Urteil schließlich als Sieger dastanden, waren sie vor der öffentlichen Meinung moralisch vernichtet, und keine Ehrenrettung ist bisher von

Erfolg gewesen. Melanchthon stand seinem so hart angegriffenen Großoheim treulich zur Seite, indem er diesem bei seiner schriftlichen Verteidigung half; bald besuchte dieser ihn in Stuttgart, oder jener diesen in Tübingen, wie Melanchthon selbst später erzählte und sich dabei der genußreichen Stunden im „europäischen Museum“, wie die Zeitgenossen Reuchlins Haus nannten, in der herrlichen, viele Schätze an Handschriften enthaltenden Bibliothek Reuchlins dankbar erinnerte, auch der einfachen Bewirtung in Reuchlins Garten gedachte. Noch 1518 hatte Melanchthon die Absicht, eine Satire gegen Jacob von Hogstraten von Köln, den Vorkämpfer der Gegenpartei zu schreiben, als das größere Ereignis der beginnenden Reformation aller Augen auf sich zog und die Aufmerksamkeit von diesen litterarischen Streitigkeiten naturgemäß ablenkte. Auch Reuchlin war das am liebsten; als er von Martin Luthers Auftreten hörte, sprach er: „Gottlob, nun haben sie einen Mann gefunden, der ihnen so blutsaure Arbeit machen wird, daß sie mich alten Mann wohl werden in Frieden hinfahren lassen.“

So allgemein nun auch bei den Humanisten und den von ihnen beeinflußten Kreisen der Beifall war, der dem alternden Reuchlin und seinen Mitkämpfern gezollt wurde, in seiner nächsten Umgebung, in Tübingen selbst erntete Melanchthon wegen seiner Beteiligung an diesem Streit wenig Dank und geringe Freude. „Durch diesen Vorstoß der Humanisten vorsichtig gemacht“ schrieb Melanchthon einige Jahre später über diese Zeit an einen Freund, „rechneten die Anhänger des Althergebrachten es fast wieder zu einem Vergehen an, humanistische Studien zu treiben.“ Ja, sein Anteil an diesem Streit, in dem ihn doch schon die Bande der Verwandtschaft wie der Dankbarkeit auf Reuchlins Seite stellten, trug ihm viel Feindschaft ein. Man dichtete Schmähepigramme auf ihn mit Wortspielen, die seinen Namen beschimpften, von denen hier eins in einer Übersetzung stehen mag, die im Versmaß des Originals den Sinn so gut wie möglich wiedergeben möchte:

„Phy“ bezeugt den Gestank „Lippus“*) zu aller Zeit schädlich
„Phy“ schadet und „Lippus“, daher schadet allen „Phylippus“.

Andere wiederum beneideten ihn wegen seiner wissenschaftschaftlichen Überlegenheit und mochten sich dieser nicht unterordnen. Dazu kam, daß Melanchthon selbst in Tübingen fünf Jahre war und für seinen Wissensdurst nicht mehr genug Nahrung fand; selbst diejenigen Professoren, die der neuen Art des Studiums ein wohlwollendes Verständnis entgegenbrachten, waren doch zusehr noch Anhänger des Alten, um den aufstrebenden Jüngeren Führer sein zu können. Melanchthon fühlte sich daher wohl manchmal vereinsamt, fühlte sich allein zu schwach, gegen den Strom zu schwimmen. Er konnte zwar sein möglichstes zur Verbesserung der Studien thun, mußte aber in der Vorrede zu seiner griechischen Grammatik, die im Mai 1518 zu Tübingen erschien, bitter klagen: „Die Studien, welche sowohl den Verstand als auch die Sitten bilden sollen, sind vernachlässigt; vom allgemeinen Wissen ist nichts vorhanden; was man Philosophie nennt, ist leerer, unfruchtbarer Trug, der nur Zank gebieret, die wahre Weisheit, die vom Himmel herabkam, um der Menschen Triebe zu regieren, ist verbannt.“ Es verstimmte ihn endlich, daß ihm nur der Elementarunterricht zum großen Teil in den Sprachen in seiner Burse anvertraut war, daß sein Wirkungskreis trotz seiner Verdienste, die er sich durch Neuherausgabe mancher Schriften des Altertums erworben hatte, sich nicht erweiterte, trotz seines steigenden Ruhmes; daher hören wir ihn einige Monate später seinem Großoheim klagen: „Statt vorwärts zu kommen werde ich unter Knaben wieder ein Knabe.“ Er suchte in seinen Studien Trost und hatte auch die Freude, von berühmten Gelehrten seine Bestrebungen warm anerkannt zu sehen. Der Nürnberger Ratsherr Willibald Pirkheimer enthielt ihm seine Bewunderung über die schönen griechischen Verse, die er ihm gesandt, nicht vor, nahm ihn trotz seiner großen Jugend unter seine nächsten Freunde auf und hegte nur die Besorgnis, daß er in seinen Studien nicht Maß

*) Lippus heißt im latein. triefäugig, blöde.

halten und dadurch seiner ohnehin schwachen Gesundheit schaden möchte. Auch der berühmte Erasmus, das „europäische Orakel“ hatte schon 1516 über den jungen Magister Philipp in Tübingen das Urteil gefällt: „Bei dem unsterblichen Gott! welche Hoffnung verspricht nicht jener Philipp Melanchthon, noch ein Jüngling, ja fast noch ein Knabe, von sich; in beiden Litteraturen (der lateinischen und griechischen) ist er beinahe gleich gelehrt zu achten. Welch ein Scharfsinn der Erfindung, welche Reinheit der Sprache, welch ein Gedächtnis für die entlegensten Dinge, welche mannigfaltige Belesenheit, welch edle, ja königliche Anmut in seinen Gaben,“ und der gleichzeitige Schriftsteller Irenikus schrieb in seiner „Beschreibung Deutschlands“ über Melanchthon: „Noch beinahe ein Knabe, steht er keinem an Gelehrsamkeit nach; je schmächtiger an Körper, desto größer ist er an Geist; alle die ihn sahen, welches Landes und Alters sie auch waren, bezeugten, sie hätten nie einen so jungen und schon mit so mannigfaltigen Kenntnissen ausgestatteten Mann gesehen.“ Umsomehr mußte er sich aus seinem „Gefängnis“ wie er Tübingen in seinen Briefen nannte, heraussehnen; „lieber“, schrieb er, „möchte ich in einer Höhle leben, als hier unthätig meine Zeit zubringen.“ Einen Ruf nach Ingolstadt hatte er gleichwohl auf Reuchlins Rat abgelehnt, als gleich darauf ein anderer an ihn erging, der seinem Leben eine ungeahnte Wendung geben, und ihn in einen Wirkungskreis, der, sich von Jahr zu Jahr erweiternd, ihn neben Luther zum gefeiertsten aber auch viel angefeindeten Mann machte, stellen sollte.

---

7. Die Berufung nach Wittenberg.

1518.

Schon im April des Jahres 1518 hatte Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen Reuchlin um seinen Rat ersucht, wie „der deutschen Nation zu Ehren“ zu Wittenberg die

Studien der alten Sprachen zu verbessern seien, ihn auch gebeten, ihm zwei Professoren für den Lehrstuhl der griechischen und hebräischen Sprache zu empfehlen. Für die Besetzung der Professur für das Hebräische konnte Reuchlin ihm nur Ratschläge erteilen; „der andern Sprach halber", schrieb er weiter, „habe ich mich unterfangen, zu vollbringen Euer besonderes Getrauen, das Ihr gnädiglich zu mir habt und bin willens, meinen gesippten Freund, den ich von seiner Jugend auf solche Sprach unterwiesen und gelehrt habe, dorthin zu schicken, wie gern ich ihn noch bei mir behalten wollte. Aber Gott wollte, daß ich es in eigner Person Leibes und Alters halber zu thun vermöchte, so wollte ich Ew. Fürstl. Gnaden zu Ehren und Gefallen in beiden Sprachen, griechischer und hebräischer, selbst den Anfang und den Zulauf aus andern Ländern machen. So mir aber der Weg zu fern und zu schwer ist, will ich Ew. Fürstl. Gnaden und die löbliche Universität nichtsdestominder mit meinem lieben Vetter, obgedachten Magister Philipp Schwarzerd von Bretten, sehr wohl versehen, den ich doch der hohen Schule Ingolstadt versagt habe, denn er ist zu Tübingen ehrlich und wohl auch seines Solds halben nützlich gehalten und versehen und hat daselbst ein ehrbar Auskommen. Aber deß alles unangesehen er mir bewilligt, in dieser Sache zu thun, was ich ihm heiße. Darum wird er auf Ew. Fürstl. Gnaden gut Vertrauen und meinen Befehl gen Wittenberg kommen, der Hoffnung Nutz zu schaffen und Ehre einzulegen der Stadt und der hohen Schule." Der Kurfürst entschied sich schnell, Melanchthon die Professur für griechische Sprache zu übertragen, wozu auch besonders sein Hofprediger Georg Spalatin, der schon viel Rühmliches von dem jungen Magister Philipp gehört hatte, beigetragen haben mag, und beschied Melanchthon für den August nach Augsburg, wo er sich zum Reichstag hinbegeben mußte. Diesen Bescheid übermittelte Reuchlin an Melanchthon und schrieb ihm: „Hier ist der Brief des gnädigsten Fürsten, mit eigener Hand unterzeichnet, in welchem er dir die Stelle und seine Gunst verspricht. Ich will dich jetzt keineswegs dichterisch anreden, sondern mit den

Worten jener wahrhaftigen Verheißung Gottes, die er dem gläubigen Abraham gab: Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will; und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Dies sagt mir der Geist und dies hoffe ich von dir, mein Philippus, mein Werk und mein Trost! Komm also frohen und heiteren Mutes. Laß vorher alle deine Sachen durch einen Fuhrmann zu mir nach Stuttgart bringen, dort wollen wir aussuchen, was du in Wittenberg brauchst; überlaß nur alles meiner Anordnung; wenn du willst — ich rate es dir aber, — so gehe zuerst über Pforzheim zu deiner Mutter und wenn du dich bei all den Deinigen beurlaubt hast, so komme zu mir, aber so bald als möglich, damit dir die gute Stelle nicht entgehe. Ich habe geradezu geantwortet, du werdest kommen. Eile aber, damit der Fürst nicht vor dir von Augsburg abreise, die Sachen der Fürsten sind wandelbar. Dies ist mein Rat; sei unerschrocken, kein Weib sondern ein Mann. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande." Diese Worte des greisen Reuchlin sind wirklich in Erfüllung gegangen: Philipp Melanchthon ist ein Segen geworden, dieser so bescheidene und demütige Mann, der so gern andern diente und dem jeder Selbstruhm so fern lag, hat in Deutschland, ja in der Welt einen Namen erhalten, der bis in die fernste Zukunft dauern und stets mit Ehren und mit Dankbarkeit genannt werden wird. Zwar die Reformation, an der er so hervorragenden Anteil nehmen sollte, war erst in ihren Anfängen, die streitenden Parteien hatten Stillschweigen gelobt, der Kurfürst von Sachsen, im stillen Einverständnis mit dem alten Kaiser Maximilian, der ihm sagen ließ, er möge den Mönch (Luther) fleißig bewahren, man könne seiner noch einmal bedürfen, hielt seine schützende Hand über Martin Luther und nahm eine abwartende Stellung ein, aber da die Gegner nicht schwiegen, so nahm sie ihren Fortgang, da auch dem päpstlichen Legaten Thomas de Vio von Gaeta, daher gewöhnlich Cajetanus genannt, auf eben

demselben Reichstage zu Augsburg, zu dem der Kurfürst reiste, nach erfolgloser Verhandlung mit Luther die Beilegung des Streites nicht gelang.

Melanchthon hatte wohl damals die Bedeutung von Luthers Auftreten nicht voll erkannt, die Schäden der Kirche waren ihm nicht verborgen geblieben, aber „die Theologie“ (d. h. die scholastische), urteilte er selbst zwei Jahre nachher über seinen Tübinger Standpunkt, „war mir sehr zuwider, denn ich sah, daß das nicht gebilligt wurde, was die Bibel lehrt, sondern nur das, was in den Schulen und Lehrbüchern als hergebracht galt“; und als ihm sein angestammter Landesfürst, Herzog Ulrich von Württemberg bei seinem Abgange von Tübingen durch seine Mutter sagen ließ, wenn er Priester werden wollte, würde er ihn mit einer stattlichen Pfründe versehen, hätte das ganz und gar nicht seiner Absicht entsprochen. Seine Begabung wie sein Studiengang wiesen ihn mehr auf die klassischen Studien hin, und in ihnen war er am meisten zu Hause, was auch Reuchlin erkannte, der an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen schrieb: „Ich weiß unter den Deutschen keinen, der ihm überlegen ist, ausgenommen Herrn Erasmus von Rotterdam, der ein Holländer ist, der übertrifft uns alle im Latein.“

---

8. Melanchthon geht nach Wittenberg.

August 1518.

Ende Juli machte sich Melanchthon zu Pferde auf den Weg. Der Abschied von Tübingen wurde ihm nicht allzuschwer; er war den Tübinger Verhältnissen entwachsen, und sein Weggang scheint auch damals in Tübingen nur von den Wenigsten schmerzlich empfunden worden zu sein; sein alter Lehrer Georg Simler aber empfand den Verlust, den Tübingen dadurch erlitt, und sagte, sein Scheiden sei für das ganze Land zu beklagen und zeigte durch die Worte: „wie viele gelehrte Leute

auch dort (in Tübingen) wären, so wären sie doch nicht gelehrt genug, um den Umfang der Gelehrsamkeit des Scheidenden zu verstehen", daß er die Bedeutung Melanchthons richtig erkannt hatte. Melanchthon nahm seinen Weg nach Pforzheim, um von seiner Großmutter Elisabeth Reuter, dann nach Bretten, um von seiner Mutter und den Seinigen Abschied zu nehmen und ritt dann nach Stuttgart zu Reuchlin, weilte bei ihm einige Tage und ritt weiter nach Augsburg.

Hier angekommen, machte er sogleich dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen seine Aufwartung und stellte sich auch dessen Hofprediger Georg Spalatin vor, der den Kurfürsten in allen Universitätsangelegenheiten beriet und gewann in ihm gleich einen treuen Freund und wohlwollenden Gönner, reiste nach kurzem Aufenthalt nach Nürnberg, wo er Willibald Pirkheimer besuchte und einige sehr anregende Tage in gelehrten Gesprächen zubrachte, und ging von dort nach Leipzig, wo ihm zu Ehren die Universität nach alter Sitte ein Gastmahl veranstaltete. Die Professoren Leipzigs redeten ihn feierlich der Reihe nach an und bekräftigten ihre Worte mit einem guten Trunk. Einige Male hatte Melanchthon geziemend erwiedert, auch mit dem Becher Bescheid gethan; als aber die Ansprachen und das Zutrinken nicht aufhören wollten, bat er in wohlgesetzter Rede, allen, die seiner so ehrenvoll in ihren Reden gedacht, auf einmal in Rede und Trunk Bescheid thun zu dürfen, da er — fügte er bescheiden hinzu — ohne Vorbereitung so oft seinen Dank in andern Wendungen abzustatten nicht gewandt genug sei. Mit einzelnen Professoren wie besonders Petrus Mosellanus, der Griechisch lehrte, schloß er Freundschaft. Man machte auch den wohlgemeinten Versuch, ihn an die Universität zu fesseln, indem man ihm vorhielt, daß er hier ein höheres Einkommen besitzen werde wie in Wittenberg, allein Melanchthon erwiderte, es müsse bei seinem dem Kurfürsten gegebenen Worte sein Bewenden behalten. Nach viertägigem Aufenthalt reiste er am 24. August 1518 von Leipzig ab, übernachtete in dem Flecken Düben, und traf am 25. August mittags in Wittenberg zu Pferde ein. Am andern

Tage wurde er als Professor der griechischen Sprache unter dem Rektorate des Magisters Nikolaus Gingelm feierlich dem Universitätskörper einverleibt. Sein Gehalt war freilich gering, es betrug 100 Gulden, nach unserm Gelde ungefähr 600 Thaler.

---

9. Die Universität Wittenberg.

Ehe wir weiter das Leben Melanchthons erzählen, erscheint es nötig, die Stätte seines Wirkens kennen zu lernen. Die Stadt Wittenberg war neben Torgau die Residenz der sächsischen Kurfürsten, doch hatte sie nach der Beschreibung von Luthers und Melanchthons Freund Mykonius „kleine, alte, häßliche, niedrige, hölzerne Häuslein, einem alten Dorf ähnlicher denn einer Stadt“ und machte demnach einen nichts weniger wie prächtigen Eindruck. Noch im Jahre 1513 hatte sie nur 356 steuerpflichtige Häuser. Ihren Namen trug sie von den sandigen weißen Hügeln der Umgegend; Wittenberg ist die niederdeutsche Form für Weißenberg. Luther schildert ihre Umgebung als sandig und steinig und spricht seine Verwunderung darüber aus, daß Gott aus diesen Steinen Korn, ja guten Wein wachsen lasse, er überliefert auch über die Wittenberger Gegend einen Reim: „Ländiken, Ländiken, du bist ein Sändiken.“ Auf drei Meilen in die Runde erblickte man nichts als Heide, so daß Luther wohl meinte, Gott habe zur Strafe die Fettigkeit dem Boden entzogen. Auch die damaligen Bewohner werden uns als ziemlich unfreundlich und ohne Sinn für feinere Bildung geschildert, wobei allerdings der Charakter des Niederdeutschen, zumal des Niedersachsen in seiner kargen Rede, Verschlossenheit, Anhänglichkeit ans Althergebrachte in Leben und Denkungsart in Rechnung zu ziehen ist. Auf Luther jedoch machte es den Eindruck, die Wittenberger ständen an der Grenze der Civilisation, noch ein wenig weiter, so wären sie mitten in die Barbarei geraten. Hier zu Wittenberg stiftete nun der

Kurfürst Friedrich der Weise im Jahre 1502 eine neue Universität. Seine Berater bei diesem Werke waren Dr. Martin Pollich von Mellrichstadt und Dr. Staupitz, der Vikar der Augustiner-Eremiten, denen auch Luther zugehörte. Dr. Pollich war ein vielseitiger, gewandter Mann, ein Humanist von ziemlichem Ruf und hatte zu Leipzig Medizin und Rechtswissenschaften gelehrt, sich aber auch mit Theologie beschäftigt. Staupitz wird uns als ein Mann von stattlicher Erscheinung geschildert, der aus altadeligem Geschlecht entsprossen, dazu sich den Adel der Seele erworben hatte. Im Verkehr mit den Fürsten war er äußerst gewandt, oft witzig. Eine Probe seiner witzigen Schlagfertigkeit mag hier folgen. Einst hatte er zu Wittenberg in der Schloßkirche vor dem Hofe gepredigt und wollte, wohl um seine Bibelfestigkeit zu zeigen, das Geschlechtsregister Jesu, wie es im Anfang des Matthäus-Evangeliums sich findet, hersagen, ward aber bei den 14 Fürsten nach der babylonischen Gefangenschaft irre. „Gott straft die Hoffart", sagte er, griff nach der Bibel und predigte weiter. Nachher bei der Hoftafel fragte der Bruder des Kurfürsten, Herzog Johann von Sachsen ihn: „Herr Doktor, wie ging es Euch denn heute mit dem Evangelium?" „Gnädiger Herr", antwortete Staupitz, „ich hatte dreierlei Herren in meinem Evangelium: die Erzväter waren fromme Leute, mit denen war umzugehen, so ließen auch die Könige mit sich reden; als ich aber unter die Fürsten kam, das waren wunderliche Leute, die machten mich im Evangelium irre". „Haben Ew. Liebden", mischte sich der Kurfürst ins Gespräch, „noch etwas zu fragen? Ihr werdet Dr. Staupitz nicht ohne Antwort finden."

Seine Universität mit reichen Einkünften auszustatten, fehlten dem Kurfürsten die Mittel. Er hatte in den Jahren 1490—1499 die prächtige Schloßkirche bauen lassen und sie durch Einziehung benachbarter Pfarreien mit deren Einkünften nebst der Kirche „Aller Heiligen" zu einer Stiftskirche erhoben, so daß mit ihr ein Kapitel von Stiftsherrn verbunden war, aus deren Mitte die theologischen und philosophischen Lehrer genommen wurden, ohne daß für ihre akademische Lehrthätigkeit

besondere Besoldung gebraucht wurde. Auch rechnete der Kurfürst darauf, mit Hülfe von Staupitz einzelne gelehrte Mönche des Augustinerklosters zu Wittenberg ohne besondern Sold für die theologischen und philosophischen Fächer als Lehrer zu gewinnen. Dr. Pollich wurde der erste Rektor der Universität, Dr. Staupitz der erste Dekan der theologischen Fakultät. Die neue Hochschule war die erste, die kaiserliche Privilegien hatte, die freilich der nichts versäumende Kurfürst vom Papste hatte genehmigen lassen. Sie entwickelte sich also aus sehr bescheidenen Anfängen. Seit dem Jahre 1505 lehrten Andreas Bodenstein aus Karlstadt in Franken gebürtig, daher gewöhnlich Carlstadt genannt und seit dem Sommer 1504 Nikolaus von Amsdorf als Magister, Philosophie. Die Zahl der Studierenden hatte zwar im ersten Jahre 416 betragen, war dann aber bis auf 127 gesunken. 1508 berief der Ordensobere Staupitz den Augustinermönch und Magister Martin Luther aus dem Erfurter Kloster als Lehrer der Philosophie an die neue Universität unter gleichzeitiger Versetzung in das Wittenberger Kloster, in dem er auch seinen Unterhalt fand, so daß er für seine Lehrthätigkeit nichts erhielt. Seit dem Herbste 1512 promovierte er auch zum Doktor der Theologie und war nach dem Weggange Trutvetters und dem Tode Pollichs unbestritten der bedeutendste Theologe der Universität; neben ihm lehrten seine Freunde und Ordensbrüder, der Prior Link und Johann Lange; auch Georg Spalatin war etwa seit 1513 als Hofkaplan und Geheimschreiber des Kurfürsten mit diesem ab und zu in Wittenberg. Immer tiefer war Luther in die heilige Schrift eingedrungen, immer gewisser war er der Gnade Gottes durch Christum geworden, und immer mehr schloß er sich der Lehre des Kirchenvaters Augustinus an und wurde auch von der innerlichen Frömmigkeit eines Bernhard von Clairvaux, Tauler und anderer Mystiker berührt, wandte sich dagegen mehr und mehr von der unbedingten Herrschaft des Aristoteles und der spitzfindigen mittelalterlichen Theologie ab. Luther selbst schildert in einem Briefe an seinen Freund Lange, jetzt Prior zu Erfurt im Mai 1517, wie die Dinge in Wittenberg standen: „Unsere

Theologie und St. Augustin schreiten glücklich voran und herrschen auf unserer Universität durch Gottes Wirken; Aristoteles steigt allmählich abwärts und neigt sich zum Fall vielleicht auf immmer; . . . . keiner kann mehr auf Zuhörer hoffen, wenn er nicht die Bibel oder den heiligen Augustin oder einen andern Lehrer von wirklichem kirchlichen Ansehen vortragen will."

Im Spätsommer 1517 hatte sich dann der Dominikaner Tetzel mit der Verkündigung des Ablasses auch Wittenberg genähert und verkaufte, wie Luther sich ausdrückte, „Gnade ums Geld, so teuer oder wohlfeil er aus allen Kräften vermochte". Luther merkte die Folgen solchen Unwesens bald im Beichtstuhl: seine Beichtkinder, die von ihren groben Sünden nicht lassen wollten, denen er daher auch die Vergebung ihrer Sünden nicht zusagen wollte, wiesen ihm ihre von Tetzel gekauften Ablaßzettel, und führten sogar Klage über ihn bei Tetzel. So hatte er denn nach akademischer Sitte am 31. Oktober 1517 — wie später erzählt wurde, mittags 12 Uhr — seine 95 Sätze an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg, die am nächsten Tage ihren Stiftungstag feierte, angeschlagen und zur „Disputation Doktor Martin Luthers, des Theologen, zur Erklärung der Kraft der Ablässe" öffentlich eingeladen. Dieser Schritt rief, wie bekannt, ungeheures Aufsehen hervor, und mit ihm begann, von Luther am wenigsten geahnt, die Reformation.

So standen die Dinge, als im Jahre 1518 Ende August Melanchthon als Professor der griechischen Sprache in Wittenberg eintraf.

---

10. Melanchthons erstes Auftreten in Wittenberg.

Melanchthon ging ein bedeutender Ruf voraus, demnach fand sein erstes Auftreten in Wittenberg sehr verschiedene Beurteilung. Aus einem seiner Briefe, den er im Oktober, also etwa zwei Monate nach seiner Ankunft an Spalatin schrieb,

erfahren wir, daß es nicht an solchen fehlte, die über Melanchthons schüchternes und linkisches Benehmen spöttelten; und in der That hatte er einige körperliche Gebrechen, die einen wenig günstigen äußeren Eindruck machen mußten. Er war überhaupt kaum mittelgroß zu nennen, sein Körperbau von großer Zartheit, so daß er sehr schwächlich erschien. Dazu hatte er die Angewohnheit, während des Gehens eine Schulter höher zu tragen und beim Sprechen die Augenbrauen zusammenzuziehen und, besonders wenn er lebhaft wurde und der Gegenstand ihn fortriß, seine innere Erregung durch heftige Gestikulationen mit den Händen zu zeigen. Die Wirkung seines Vortrages wurde überdies durch den Fehler des Stotterns, über den er öfters, noch 1544 in Briefen an vertraute Freunde klagte, sehr gehindert. Er gewann aber bei längerer Betrachtung; dann fielen seine schönen Augen, die hohe Denkerstirn, die durchgeistigten Züge, der edle, sinnende Ausdruck seines Gesichtes angenehm auf; und hatte er erst seine anfängliche Schüchternheit überwunden, so fesselte er durch den Gedankenreichtum, die Gründlichkeit und Tiefe seiner Ausführungen nicht minder wie durch die elegante Form der Darstellung.

Seine akademische Wirksamkeit zu Wittenberg begann er der Sitte gemäß mit einer öffentlichen Rede, die „von der Verbesserung der Studien der Jugend" handelte. Beginnend mit dem für ihn und uns begreiflichen Geständnis, daß er die Größe und Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe, den Sinn für die klassischen Studien zu wecken und neu zu beleben, nicht verkenne und seine geringe Kraft dazu wohl nicht ausreichen könne, setzt er seine ganze Hoffnung auf die Jugend, die zu lehren der Beruf seines Lebens sei. Nachdem er dann in einem geschichtlichen Überblick mit einer für damalige Zeiten staunenswerten Gelehrsamkeit gezeigt, wie sehr und wodurch die klassischen Studien und mit ihnen alles geistige Leben in Verfall geraten seien und besonders die Spitzfindigkeiten der Dialektik wie der Philosophie, wie sie damals betrieben wurde, scharf gegeißelt, ging er zur Darstellung seiner Gedanken, Ratschläge und Wünsche, wie die klassischen Studien zu verbessern

seien, über und erkannte die Heilung der bestehenden Zustände in dem Betrieb der Wissenschaften nur in dem Zurückgehen zu den Quellen, denn darin bestehe die notwendige und wirkliche Wiedergeburt der Wissenschaften; das Lateinische und Griechische gehörten zusammen, damit die Jünger der Wissenschaft in jeder Beziehung zu den Dingen selbst und nicht zu ihren Schatten, wie sie sich in den herkömmlichen, zuweilen schlechten Lehrbüchen fänden, geführt werden könnten. Unentbehrlich aber sei das Studium der klassischen Sprachen dem Theologen, denn nicht aus den Übersetzungen und Erklärungen späterer Zeiten solle die Theologie die christliche Lehre schöpfen, sondern aus dem reinen Urquell der heiligen Schrift selbst, daher müsse viel Fleiß auf die Erlernung der Grundsprachen der heiligen Schrift, des Griechischen und Hebräischen verwandt werden. „Wenden wir uns zu den Quellen," mahnt er, „so werden wir Christum zu verstehen anfangen, so wird sein Gebot uns klar werden und seliger Nektar himmlischer Weisheit uns überströmen"; und ruft den Studenten zu: „Ergreift daher diese heilsamen Studien, die Hälfte hats schon gethan, wer auch nur angefangen hat. Mutig vorwärts, pflegt die alten Lateiner, beschäftigt Euch mit den alten Sprachen. . . . . Es konnte nur aus Unwissenheit geschehen, daß man sich beikommen ließ, das Evangelium durch Menschensatzung zu trüben, durch echte Gelehrsamkeit werden wir aber das Falsche von dem Wahren wieder sondern lernen. Mag es auch schwierig scheinen, dieser Schein soll euch nicht abschrecken. Fleiß und Lust überwinden die Schwierigkeit; ich werde euch, soviel ich vermag, dabei helfen." In die zuversichtliche Hoffnung, Deutschland gehe einem Geistesfrühling entgegen, dessen Spuren jetzt schon sich zeigten, klingt diese schöne Rede aus. „Zurück zu den Quellen", das ist der Ruf, den Melanchthon hier ertönen läßt, „zurück zu den Quellen", war auch der Ruf, den die beginnende Reformation — und nicht vergeblich erschallen ließ. Wir sehen, Melanchthon hatte nicht nur reformatorische Ansichten, sondern er äußerte sie auch, und was mehr ist, das Programm, was er hier entwirft, ist durch seine Lebensarbeit erfüllt und

verwirklicht worden. In Melanchthon schlossen die kirchliche Reformation und die Verbesserung der weltlichen Wissenschaften, schlossen Glauben und Wissen einen wirklich harmonischen Bund, und das ist seitdem die Art der evangelischen Welt geblieben.

Hören wir endlich noch von einem Zuhörer, welchen Eindruck Melanchthon auf die Studierenden machte. „Nach Leibesgestalt war er eine kleine unansehnliche Person, so daß man ihn für einen Knaben halten konnte, nicht über achtzehn Jahre, so er neben dem Martinus Luther geht, wenn sie aus innerlicher Liebe ohne Unterlaß bei einander wohnen, gehen und stehen, reicht er Martinus nur bis an die Schultern; nach Verstand aber und Kunst ein großer Riese und Held, daß einen verwundern möchte, wie in einem so kleinen Leib ein so großer unübersehbarer Berg von Kunst und Weisheit verschlossen liege. . . . .“

---

11. Melanchthon und Luther werden Freunde.

Keiner von allen Zuhörern verstand den jungen Professor an diesem 29. August besser als der Doktor der Theologie Martin Luther. Mit dem Instinkte des verwandten Genius erkannte er hier ein reines selbstloses Streben nach den höchsten Gütern, einen verklärten Idealismus, wie eine Gelehrsamkeit, die ihm sofort die aufrichtigste Bewunderung abnötigte. Ob er ahnte, was ihm und seinem Werke, das jetzt eben erst begonnen und jetzt durch seine Vorladung nach Rom an einem Wendepunkte angelangt war, dieser Jüngling werden würde? Für jetzt schrieb er an den Hofkaplan Spalatin sogleich: „Melanchthon hat . . . . eine Rede gehalten, so gelehrt, so elegant, so schön und über jeden Tadel erhaben, zu solcher Bewunderung und solchem Dank aller Anwesenden, daß du darüber nicht mehr nachdenken darfst, wie du ihn uns empfehlen sollst. Wir haben sogleich unsere Meinung über sein persönliches Aussehen fallen lassen und wünschen uns Glück und

bewundern seine großen Gaben; .... aber darauf laß jetzt deine Sorge gerichtet sein, daß du ihn unserm Kurfürsten aufs angelegentlichste empfiehlst. Ich wünsche durchaus keinen andern griechischen Lehrer, so lange er nur kann; nur eins besorge ich, er möchte bei seiner zarten Leibesbeschaffenheit unsere Lebensweise nicht recht vertragen können, ferner höre ich, er sei mit einem gar zu geringen Sold angestellt worden, so daß sich die ohnedies prahlerischen Leipziger mit der Hoffnung schmeicheln, ihn uns um so eher zu entführen, als er schon früher von ihnen begehrt wurde, ehe er noch zu uns kam." Und schon zwei Tage darauf schreibt er demselben: „Philippum laß dir bestens empfohlen sein, er ist ein vollkommener Grieche, grundgelehrt, freundlich und leutselig, hat ein gedrängt volles Auditorium und erreicht, daß sich besonders alle Theologen, hohe, mittlere und niedere auf das Griechische legen; .... auch das Hebräische treibt er, seine Treue und sein Fleiß sind über alles Maß, er ruht keinen Augenblick." Erfreut meldete Luther seinem alten Freunde Lange, dem Augustiner-Prior zu Erfurt, der selber ein guter Grieche war: „Philipp Melanchthon, ein äußerst gelehrter und des Griechischen außerordentlich kundiger Mann lehrt bei uns das Griechische, ein Jüngling, ja ein Knabe, wenn du sein Alter in Betracht ziehst, im übrigen aber unser Altersgenosse, wenn du die Mannigfaltigkeit seines Wissens und seine Kenntnis fast aller Bücher bedenkst. So großes leistet er nicht nur in beiden Sprachen (Griechisch und Latein) sondern auch in der Belesenheit in beiden; auch des Hebräischen ist er nicht unkundig."

Die beiden Männer traten sich bald näher; den Altersunterschied fühlte Luther bei den außerordentlichen Geistesgaben Melanchthons gar nicht; von Melanchthons Sanftmut und liebenswürdiger Bescheidenheit fühlte er sich angezogen: die Gegensätze zogen sich an; Luther heftig von Natur aus, schroff bis zur Drangabe jeder Rücksicht auf seine und jede andere Person, sah in Melanchthon sich gewissermaßen wohlthuend ergänzt. Von Luthers Aussehen um diese Zeit haben wir eine Schilderung, die erste, die wir überhaupt von ihm besitzen,

aus der Feder des Leipziger Professors Petrus Mosellanus, der den Eindruck wiedergiebt, den Luther nicht ganz ein Jahr später bei der Leipziger Disputation machte. „Martinus", schreibt dieser, „ist von mittlerer Statur; sein Leib ist schmächtig, durch Sorgen und Studieren abgemagert, so daß man fast alle Knochen an ihm zählen kann; er steht noch im frischen Mannesalter — (er zählte damals 36 Jahre) — seine Stimme tönt hell und scharf; voll Gelehrsamkeit und vortrefflicher Wissenschaft der Schrift, so daß er gleichsam alles an den Fingern herzählen kann; im Streiten und Tadeln rücksichtslos und beißend; im Leben und Umgang sehr höflich und freundlich, ohne strenge und finstere Miene; er kann sich in alle Zeiten schicken, in Gesellschaft ist er heiter, witzig, immer freudigen, munteren und heiteren Gemüts, wie sehr ihn auch die Widersacher bedrohen, so daß man schwerlich denken kann, dieser Mann nehme so wichtige Dinge ohne Gottes Beistand vor." Melanchthon gab sich besonders in den ersten Jahren Luthers gewaltigem Geiste ganz gefangen, mit Ehrfurcht blickte er zu dem Manne empor, der nach schweren Seelenkämpfen Frieden gefunden und schon soviel von sich reden gemacht hatte, daß er wohl der bekannteste Name in Deutschland und Italien war; der so kindlich reden und doch seinen Gegnern mit furchtbarem Zorn und unbeugsamer Energie gegenübertreten konnte. In einem griechischen Gedichte, daß er seiner gedruckten Antrittsrede im Oktober 1518 hinzufügte, sprach Melanchthon auch seine große Verehrung für Luther aus und feierte ihn „als den von Gott erleuchteten Boten der ewigen Weisheit und Gerechtigkeit, als den beglückten Verkündiger des lebenbringenden Wortes, als den treuen, nie schlafenden Hirten, der mit dem Stabe Mosis die abergläubischen Priester und die thörichten um Worte streitenden Sophisten zu Boden wirft."

Die Freunde mußten sich freilich bald trennen, denn schon Ende September mußte Luther nach Augsburg reisen, wo der Kardinal Cajetan mit ihm verhandeln sollte. Den zurückbleibenden Freunden konnte wohl bange werden, als Luther sie verließ, denn er ging einen gefährlichen Weg, und dieser

selbst erzählte später oft, er sei gereist, den Scheiterhaufen vor Augen und habe gedacht „nu muß ich sterben“ und oft gesagt: „Ach, wie eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein.“ Aus Augsburg schrieb er noch an Melanchthon, daß ihm nichts so schwer falle als der Gedanke, dem schönen Umgange mit seinen Wittenberger Freunden auf immer entrissen zu werden, ehe er jedoch widerrufe und dadurch den besten Studien Schaden bringe, wolle er lieber umkommen und für seine Freunde und die studierende Jugend geopfert werden. Wie froh waren die Wittenberger Freunde, Luther Ende Oktober gesund wieder bei sich zu haben.

Die Freundschaft zwischen beiden wurde immer inniger. Sie arbeiteten mit verschiedenen Gaben auf dasselbe Ziel hin: Reformation; sie standen auf demselben Grunde: dem rechten Glauben. Luthers Glaube hatte das große weltüberwindende, Melanchthons das innig vertrauende, sich hingebende. Er war, darin den Erasmus weit überragend, ein Humanist wie dieser, aber von herzlicher Frömmigkeit und ernstem Glauben beseelt. Das fehlte dem Erasmus, das fehlte einem Hutten, ob er auch, wenn er an Luther schrieb, in biblischen Worten redete, der tiefere Zug des Herzens zu Gott. Selbst in seinem „Handbuch des christlichen Streiters“ trug Erasmus nur eine rein natürliche Sittenlehre unter christlich klingenden Redewendungen vor, und in seinen „Vertraulichen Gesprächen“, die für die bessere christlichere Erziehung der Jugend eintreten sollten, gab er auch nur gute Ratschläge, die dem gesunden Menschenverstande entsprungen waren, wie man ein feingebildeter kluger Mann werden könne; so glänzend der Stil war, in dem diese Gespräche geschrieben waren, so rein die Sprache, so elegant der Satzbau, so sehr die Jünglinge, wie Erasmus in der Vorrede zur zweiten Ausgabe versichert, „lateinischer“ (d. h. gewandter im lateinischen Ausdruck) vielleicht wurden, „besser“, wie er es ebenfalls versicherte, wurden sie ganz gewiß nicht; denn es kamen für die Jugend sehr bedenkliche Dinge in diesen Gesprächen vor, und wenn man bedenkt, daß der Humanist Jacob Locher urteilte, Ovid sei überaus keusch gewesen und

die Sprüche Juvenals (beides römische Dichter) kämen der evangelischen Wahrheit gleich, wenn man sieht, wie einzelne Humanisten den Gott des Christentums zum Beherrscher des hohen Olympes machen, ihn als donnernden Zeus besingen, wenn der berühmte Humanist Helius Eobanus Hesse im Jahre 1514 „Christliche Heroiden" nach dem Muster Ovids herausgab, worüber Erasmus voll Entzücken war und den Verfasser als den deutschen Ovid pries, wenn man endlich den schlimmen Lebenswandel vieler Humanisten, italienischer wie deutscher betrachtet und dabei es doch nur als einen minderwertigen Vorzug gelten lassen kann, daß die deutschen Humanisten den italienischen im Trinken überlegen waren und diese Leichtsinnigen im Zechen noch Rhapsoden fanden, so wird man den Argwohn und den Unwillen verstehen, den die Anhänger des alten hierin mit Fug und Recht gegen diese Poeten hegten und empfanden, aber auch die Persönlichkeit Philipp Melanchthons noch ganz anders würdigen und schätzen lernen, der ein Humanist wie die andern und viel gelehrter und gewandter wie sie in Prosa und Poesie, dabei seinen vollen Glauben an die göttlichen Wahrheiten behielt und, vom reinsten Streben für die Verbesserung zunächst des höheren Unterrichts beseelt, mit rastlosem Eifer sich dem Studium der alten Litteraturen hingab, dabei immer bescheiden und anspruchslos blieb und, fern von allem Selbstruhm, seine großen Gaben mit der größten Bereitwilligkeit in den Dienst anderer stellte.

Die Bedeutung dieses Freundschaftsbündnisses Melanchthons mit Luther fühlten schon die Zeitgenossen. In der Leichenrede des Wittenberger Professors Winsheim, die er im Namen der Universität nach dem Tode Melanchthons hielt, sagte dieser darüber: „Es hat Gott diese seine beiden Werkzeuge und diese beiden Männer, so wunderbar verschieden in ihrer Geistesart, zusammen geführt, daß, wenn Luther dem Erasmus und andern Leuten als ein etwas strenger Arzt für die Krankheit der Kirche erschien, Philippus, obgleich er ganz dieselbe Bahn verfolgte und von ihr nicht abwich, dennoch sanfter und milder erschien; solche Mischung des Heilmittels gefiel, wie es scheint, Gott zu

gebrauchen in dieser letzten und größten Krankheit der alternden Kirche, die schon nicht mehr weder ihre Krankheit noch die Heilmittel für sie ertragen konnte." Joachim Camerarius, der treueste Freund Melanchthons, schreibt von dem Entstehen und der Dauerkraft dieser Freundschaft im Leben Melanchthons: „Da Philippus sahe, daß Martin Luther ein sehr gutes Herz, einen durchdringenden Verstand und eine ungleich größere Frömmigkeit und Weisheit besaß, als er bei keinem andern gefunden hatte, so verehrte und liebte er ihn vor allen andern. Luther, der dagegen Philippi Rechtschaffenheit, Einsicht und Gelehrsamkeit, seinen Fleiß und großen Eifer in der Untersuchung und Erforschung der Wahrheit, seine besondere Geschicklichkeit in der Erklärung derselben, und endlich seine Stärke in den Wissenschaften und die Beredsamkeit, durch welche er alle seine Zeitgenossen übertraf, erkannte und betrachtete, liebte denselben nicht nur wieder, sondern trug auch kein Bedenken und hielt es für keine Schande, ihn, ob er ihm gleich an Würde und Jahren überlegen war, hochzuschätzen, unter seine Freunde zu zählen, ja für den vornehmsten und vertrautesten unter allen seinen Freunden zu halten, ihm seine Gedanken zu eröffnen, sich nach dessen Meinung und Urteil mit Fleiß zu erkundigen, ihn gerne mit Fragen auszuforschen, damit er von ihm lernen möchte, daher sie auch eine so vertraute Freundschaft und einen so genauen Umgang mit einander gepflogen und unterhalten haben, daß man nicht leicht eine aufrichtigere und vollkommenere Freundschaft finden wird." „Wer unsern Philipp nicht als einen Lehrer, wie er sein soll, anerkennt und schätzt," sagte Luther, „der muß ein rechter Esel sein, den der Dünkel gebissen hat. Er ist wohl ein schlichter Magister, ist aber auch wohl ein Doktor über alle Doktoren. Es ist auf Erden keiner, den die Sonne bescheint, der solche Gaben hätte als Philippus, darum lasset uns den Mann groß achten; wer ihn verachtet, der muß ein verachteter Mensch vor Gott sein."

Auch in der Grundanschauung von dem Verhältnis der Wissenschaft zur Religion insonderheit der klassischen und der Sprachen überhaupt zum Evangelium, wie sie Melanchthon in

seiner Wittenberger Antrittsrede vorgetragen hatte, fühlte sich Luther mit ihm völlig eins. „Lasset uns das gesagt sein", schrieb er wenige Jahre später in der Schrift „An die Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen", „daß wir das Evangelium nicht behalten werden ohne die Sprachen; denn die Sprachen sind die Scheide, darinnen das Messer des Geistes steckt, sie sind der Schrein, darin man dies Kleinod trägt, und ohne die Sprachen würden wir dahin kommen, daß wir am Ende weder lateinisch noch deutsch recht würden reden und schreiben können."

Melanchthon war, wie sein Freund und Lebensbeschreiber Camerarius aus eigener Anschauung berichtet hat, nicht ohne Einfluß auf Luther, wenn auch — besonders in späteren Jahren — er ihn mit dem älteren Freunde Luthers, der diesen auf manchem gefährlichen Wege begleitet hatte, Nikolaus von Amsdorf teilte. Melanchthon, der Luthers Heftigkeit kannte und oft recht besorgt um ihre Folgen war, entschuldigte diese schon 1519 damit, daß sie zuweilen notwendig sei wegen der bösen Zeit, für die Luther der scharfe aber rechte Arzt sei und auch, wenn Luther oft sehr erzürnt war, und keiner ihm etwas zu erwidern wagte, war es Melanchthon, der ihn zu besänftigen verstand. Bei einer solchen Gelegenheit rief er Luther den (lateinischen) Vers zu: „Sieg über deinen zornigen Mut, der du andres besiegest;" worauf dieser lächelnd sagte: „Wir wollen weiter nicht mehr darüber streiten." Mit Hülfe Melanchthons studierte auch Luther Griechisch weiter und ordnete sich ihm in vielen Fragen bei der Bibelübersetzung, wie wir später sehen werden, gern und willig unter.

Ein Jahrzehnt später faßte Luther sein Verhältnis zu Melanchthon in die bekannten Worte zusammen: „Mein Geist über dem, daß er in den feinen Künsten unerfahren und unpoliert ist, thut nichts, denn daß er einen großen Wald und Haufen von Worten ausspeit. So hat er auch das Schicksal, daß er rumorisch und stürmisch ist und also ein Kämpfer und mit unzähligen und ungeheuren Tieren sich schlagen muß. Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß

kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn machen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fährt säuberlich stille daher, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott hat gegeben seine Gaben reichlich."

---

12. Die ersten Jahre Melanchthons in Wittenberg bis zu seiner Verheiratung.

1518—1520.

In seiner Antrittsrede hatte Melanchthon Vorlesungen über die Gedichte Homers und den Brief des Paulus an den Titus angekündigt. Da Ausgaben des griechischen Neuen Testaments, das Erasmus kürzlich herausgegeben hatte, sich nur in geringer Anzahl in Wittenberg fanden, ließ Melanchthon für seine Zuhörer eine besondere Ausgabe des Titusbriefes drucken, und da die Buchdrucker in Wittenberg damals noch keine griechischen Lettern hatten, bat er im Verein mit Luther 1519 durch Spalatin den Kurfürsten, den gelehrten Buchdrucker Melchior Lotter nach Wittenberg zu berufen, bemühte sich auch, eine hebräische Bibel zu erlangen.

Seit Melanchthons Ankunft in Wittenberg hob sich die Anzahl der Studierenden rasch. Im Mai 1519 konnte Luther freudig Spalatin melden „daß die Anzahl der Studenten sich außerordentlich mehre wie ein überströmend Wasser." Aber die Leipziger Universität erneuerte auch ihre Anträge an Melanchthon, doch nach Leipzig zu kommen, so daß Spalatin ernstlich besorgte, Melanchthon werde sich gewinnen lassen. Dieser aber schrieb ihm, er werde nie etwas thun ohne sein Vorwissen, da er ihn wie einen Vater verehre, er habe für Wittenberg zugesagt und werde sein Wort nicht brechen. Nachdem er die Auslegung des Titusbriefes beendet, ging er an

Widerruf — und so schieden sie. Auch der Versöhnungsversuch des päpstlichen Kammerherrn von Miltitz war mißlungen, und auf Luthers Wunsch sollte öffentlich über die strittigen Fragen disputiert werden, damit die erwünschte Klarheit über sie erzielt würde. Luther verhandelte mit dem Doktor Eck, Professor zu Ingolstadt, mit dem er schon mehrere Schriften gewechselt hatte, darüber und überließ ihm die Wahl des Orts. Unterdessen hatte er „von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst eine förmliche Berufung eingelegt. Melanchthon nahm an allen Schritten Luthers den lebhaftesten Anteil; er sandte die Berufungsschrift Luthers abschriftlich an Spalatin und schrieb ihm: „Ich sende Dir Martins Apologie, sei unbesorgt wegen der Römer Wut; diese Leute meinen nicht zu regieren, wenn sie sich nicht als Tyrannen zeigen. Martin aber verteidigt sich so klar, daß sie ihm kein neues Verbrechen aufbürden können.“ Wie wenig man aber in Wittenberg an einen Bruch mit der römischen Kirche dachte, geht daraus hervor, daß Melanchthon rühmte, daß Kurfürst Friedrich für den Unterhalt der Priester sorge und neue Klöster errichte, alte wieder aufbaue. Die Begeisterung für Luther wuchs freilich in Deutschland immer mehr. „Luther ist der berühmteste Mann Deutschlands geworden“, schrieb der Nürnberger Rechtsgelehrte Christoph Scheurl 1518, „er ist in aller Mund; seine Freunde feiern ihn, beten ihn an, kämpfen für ihn, sind bereit für ihn alles zu bestehen, küssen seine Schriften, sie nennen ihn einen Herold der Wahrheit, eine Posaune des Evangeliums, einen Prediger des einzigen Christus, durch den allein der heilige Paulus redet.“ Der Maler Albrecht Dürer zu Nürnberg pries Luther als einen „mit dem heiligen Geiste erleuchteten Mann und Bekenner des wahren christlichen Glaubens, der da klarer geschrieben als irgend einer, der seit 140 Jahren gelebt.“ Auch in Süddeutschland begrüßte man Luthers Auftreten mit großer Freude, die Schäden der Kirche wie die Mißbräuche, die sie duldete, die auch katholische Schriftsteller älterer und neuerer Zeit, die ernst genommen werden wollen, nicht bestreiten, wurden eben überall gefühlt; Luthers Schriften wurden mit

einem wahren Heißhunger erwartet und verschlungen. Da kam es zu der Leipziger Disputation, die zunächst zwischen Andreas Bodenstein genannt Carlstadt und dann zwischer Luther und Eck mit Erlaubnis des Landesfürsten Georg von Sachsen gegen den Willen der Universität und des Bischofs von Merseburg auf der Pleißenburg, in der Herzog Georg einen großen Saal zu diesem Zwecke hatte schmücken lassen, stattfand. Sie war auf den 27. Juni 1519 anberaumt.

Melanchthon hatte den Kurfürsten um die Erlaubnis gebeten, Luther begleiten zu dürfen, und dieser die Bitte gewährt; er mochte hoffen, daß Melanchthons Milde die Heftigkeit Luthers mäßigen, seine große Gelehrsamkeit ihm aber von Nutzen sein könne. Am 24. Juni zogen die Wittenberger in Leipzig ein. Ihren Einzug hat ein Zuschauer, der damalige Magister Sebastian Fröschel zu Leipzig, sehr anschaulich beschrieben. Carlstadt fuhr voran, dann kam der Wagen, in dem Luther und Melanchthon saßen; auch der damalige Rektor der Wittenberger Universität, der junge Herzog Barnim von Pommern mit Nikolaus von Amsdorf aus Wittenberg und Johann Lange, Augustinerprior zu Erfurt, Luthers Freunde, zogen mit ein. Zweihundert Studenten aus Wittenberg, bewaffnet mit Spießen und Hellebarden, liefen neben den Wagen her, um im Falle der Not die geliebten Universitätslehrer zu beschützen. Am Kirchhof der Paulinerkirche zerbrach Carlstadts Wagen, und dieser fiel in den Schmutz, während Luther an ihm vorüberfuhr. Die Zuschauer nahmen das als Vorbedeutung und sagten: „Dieser wird obliegen und der andere unterliegen."

Unter wie andern Verhältnissen sah Melanchthon Leipzig nach kaum einem Jahre wieder, damals am 20. August 1518 hatte ihn die Universität feierlich eingeholt und ihm den Ehrentrunk gereicht, jetzt hielt sie sich absichtlich von ihm fern, und Eck war der Held des Tages: ihm gab die Universität ein Ehrenmahl und schenkte ihm ein neues Gewand. Am 27. Juni, einem Montag, fing die Disputation an und dauerte bis zum 16. Juli. Melanchthon hörte ihr schweigend zu: er war ja nicht zum Kampfe herausgefordert, aber in der gemeinsamen

Herberge sprach er mit Luther und Carlstadt die strittigen Fragen durch und unterstützte sie besonders mit seiner Belesenheit in den Kirchenvätern; nur wenn bei der Disputation die beiden Wittenberger dem gewandten redefertigen Eck für einen Augenblick nicht antworten konnten, rief ihnen Melanchthon gelegentlich leise das zu, was ihnen fehlte. Eck, der es bemerkte, soll Melanchthon zugerufen haben: „Schweige Philippe, kümmere dich um deine Studien und störe mich nicht." Das Gespräch endete damit, daß beide Parteien sich den Sieg zuschrieben; Luther wie Eck waren mit seinem Ausgange unzufrieden, jener beklagte die „verlorene Zeit", dieser urteilte, er habe von dieser Sache viel Arbeit und wenig Ehre gehabt. Doch Luther wurde in seiner Erkenntnis gefördert, und auch Melanchthon erkannte klarer als bisher den Unterschied zwischen „der ursprünglichen christlichen und der neueren scholastischen Theologie."

Wenige Tage nach Beendigung des Gesprächs sandte er einen Bericht über dasselbe an seinen Studienfreund Oekolampadius, der jetzt Prediger zu Augsburg war, der auch gedruckt wurde; er enthielt keine Angriffe gegen die Kirche und zeichnete sich durch völlig unparteiische Haltung aus; über Eck hatte Melanchthon geurteilt: „Bei uns war für die meisten Eck Gegenstand großer Bewunderung wegen seiner mannigfachen und ausgezeichneten Geistesanlagen." Gleichwohl erwiderte Eck äußerst gereizt, der Wittenberger Grammatiker (Melanchthon), den er schon in einem Briefe an Hogstraten einen „sehr anmaßenden" Menschen genannt, verstehe zwar Griechisch und Lateinisch nicht übel, maße sich aber an, über Glaubenssachen zu urteilen, von denen er nichts verstehe, daher es auch keinem Theologen mit ihm zu disputieren gezieme, Melanchthon habe ihn überdies völlig mißverstanden. In seiner Erwiderung führte Melanchthon in ruhigem Tone aus, daß die Kirchenväter, die für Eck eine unbedingte Autorität waren, dies keineswegs seien und fuhr dann fort: „Wenn mich Eck nicht für würdig hält, hohe theologische Fragen zu behandeln, so erlaube er wenigstens, daß das christliche Volk sich über fromme Gegenstände unterhalte, und daß ich, der ich die theologischen Studien

liebe, zuweilen meinen Geist daran weide; es wäre weiser, die Kleinen, zu denen ich mich zähle, zum Lesen der Bibel aufzumuntern, und wenn sie in irgend etwas irrten, sie mit Nachsicht zu belehren, als sie durch so tragische Reden davon abschrecken zu wollen.“ Melanchthon konnte einen so hochmütigen Menschen wie Eck gar nicht feiner abfertigen: er, der an Gelehrsamkeit ihm mindestens gleichkam, stellt sich bescheiden unter „die Kleinen“; die Nachwelt aber hat sich auf Melanchthons Seite gestellt und ihn mit Recht unter die Großen im Reiche des Geistes gezählt. Luther aber äußerte in seiner derben Weise: „Es fehlt soviel, daß so ein Eck mir meinen Philipp verächtlich machen sollte, daß ich in meinem ganzen Lehramt nichts für wichtiger und vorzüglicher halte als diesen Freund zum Mitkämpfer zu haben. Des Philippus Ansehen und Urteil gilt mir mehr als das von viel tausend schmierigen Ecken, auch schäme ich mich nicht, obwohl ich Magister der freien Künste, der Philosophie und Theologie bin und fast mit allen Titeln Ecks geschmückt, nachzugeben, wenn meine Ansicht von der dieses Grammatikers (Melanchthon) abweicht; dies habe ich oft gethan und thue es noch Tag für Tag, um der hohen Gaben willen, die Gott in dieses zarte irdene von Eck verschmähte Gefäß nach seiner reichen Gnade ausgegossen hat. Ich will den Philippus nicht loben, er ist eine Kreatur Gottes, nichts mehr, aber ich verehre Gottes Werk in ihm.“ Melanchthon aber vertiefte sich immer mehr in theologische Studien, und je tiefer er in die heilige Schrift besonders eindrang, desto gewisser wurde es ihm, daß „hier viel höheres sei als alle menschliche Weisheit.“

Er las auch im Sommer 1519 zum ersten Male über den Römerbrief auf Luthers Wunsch und schrieb an einen Freund: „Ich bin ganz mit theologischen Studien beschäftigt, sie gewähren mir einen wunderbaren Genuß, himmlisches Ambrosia erquickt den damit beschäftigten Geist.“ So promovierte er auch im Herbst 1519 zum Bakkalaureus der Theologie. Dieses war der niedrigste theologische Grad, den höchsten, den Doktorgrad, lehnte er dagegen stets bescheiden ab, obwohl Luther

an Spalatin über die Sätze, die Melanchthon bei seiner Promotion aufgestellt hatte, urteilte, daß sie eine kleine Kühnheit, aber sehr wahr seien und über ihn selbst an Spalatin schrieb: „Dieser wird soviel wie viele Martine zusammen leisten als gewaltigster Feind des Satans und der scholastischen Theologie" und neidlos seinem Freunde Lange nach Erfurt berichtete: „Dieser kleine Grieche übertrifft mich auch in der Theologie"; ja sogar im August 1520 die gewiß bezeichnenden Worte niederschrieb: „Vielleicht bin ich der Vorläufer Philipps, dem ich nach Art des Elias den Weg bahnen soll im Geist und in der Kraft, um Israels und Ahabs Knechte in Bestürzung zu versetzen" und gegen Melanchthon selber aussprach: „mich wirst du sicher, wenn auch als ungeübten Kämpfer, zum Gehülfen haben; es wird mich nie gereuen unter einem solchen Anführer zu streiten und den schweren Kriegsdienst zu üben; wer möchte nicht wünschen unter dem zu fechten, der zur Theologie einen solchen Geist, eine so vielfache Gelehrsamkeit mitbringt, der die Lehren der Naturwissenschaft so inne hat, der alle Lehren der Philosophen auf den Nagel kennt." Noch im Jahre 1542, um das hier gleich anzuschließen, schrieb Melanchthon über diese Angelegenheit: „Jeder Titel hat seine Last, du siehst es an mir: Niemand kann mich dazu bringen, daß ich diesen auch noch so ehrenvollen Titel eines Doktors mir beilegen lasse; nicht daß ich damit jenen Grad herabsetzen will, sondern weil ich der Meinung bin, daß sie (die akademischen Grade) für einen Staat ein Schmuck wie auch eine Notwendigkeit ausmachen, aber auch dafür halte, daß sie mit Scheu begehrt und erteilt werden müssen."

Immer mehr erkannte Melanchthon die Größe Luthers. „Er ist viel wunderbarer," schrieb er im Herbste 1520, „als daß ich ihn mit Worten darstellen könnte; ich weiß" — fügt er als echter Humanist hinzu — „wie Alcibiades seinen Sokrates bewundert hat: ich bewundere Luther noch ganz anders, nämlich im christlichen Sinne, so oft ich ihn betrachte, kommt er mir immer wieder größer vor." Melanchthon hat sich immer nur als Gehülfe Luthers gefühlt, sich an ihn angelehnt, ihn noch

in seinem Testament als seinen geistlichen Vater bezeichnet, so daß es nicht richtig ist, ihn, wie mit einem Aufwande von großer Gelehrsamkeit versucht worden ist, als den eigentlichen Reformator anzusehen, zu welcher Anschauung die angeführten und viele andere Aussprüche Luthers wohl verleiten könnten: das alte Gleichnis trifft vielmehr das richtige: Luther, der Sohn eines Bergmannes findet die glänzenden tiefliegenden Adern des Glaubens, und Melanchthon, der Sohn eines Waffenschmiedes, schmiedet sie in die Form, giebt dem gefundenen Metall die gefällige kunstreiche Prägung. Immer mehr wurde es Melanchthon um diese Zeit klar, daß „es die höchste Pflicht sei, die Theologie von der Menschenlehre zum Worte Gottes zurückzuführen." „Der Christ hat nur der Schrift zu glauben, und das Ansehen der Schrift ist größer als das der Kirchenversammlungen .... jeder ist bisher nur seiner Meinung gefolgt, der eine war um das Ansehen des Papstes, der andere um das der Kirchenversammlungen besorgt: um das der heiligen Schrift hat sich niemand gekümmert; ich vermindere das Ansehn der Menschen, um das der Bibel zu erhöhen; .... sie ist allen gegeben, um von allen verstanden zu werden, ... nicht nur die mönchischen Magister, auch wir haben das Recht, ihren Inhalt zu überlegen, der Herr will, daß alle von ihm zeugen." Nicht lange nachher sprach er in klaren Sätzen, die wir zur Kennzeichnung seines damaligen Standpunktes herausheben wollen, aus, daß er zur vollen Heilswahrheit hindurchgedrungen sei. Sie lauten: „Die Rechtfertigung geschieht allein durch den Glauben; die Liebe geht aus dem Glauben hervor; Glaube und Liebe sind Werke Gottes und nicht des natürlichen Menschen; die Messe ist kein Opfer; die Taufe nützt nur dem Getauften, das Abendmahl nur dem Genießenden; .... es giebt keine verdienstlichen Werke, denn alle sind sündlich; das Primat des Papstes läßt sich nicht behaupten."

Und in dieser Erkenntnis, in seiner Freundschaft für Luther und sein Werk machten ihn nicht Erasmus, Reuchlin, Eck irre. Reuchlin wollte ihn gern von Luther und Wittenberg abziehen,

Eck bot ihm Versöhnung an, beide suchten ihn für Ingolstadt zu gewinnen; Melanchthon dankte für die Einladung, schlug sie aber doch mit den Worten aus: „Es giebt allerdings nicht zu verachtende Gründe, die mich zu dir rufen (der Brief ist an Reuchlin gerichtet), vor allem das Verlangen nach Dir und die Liebe zur Heimat, dann die Aussicht mit gelehrten Männern zusammen zu treffen und reiche Bibliotheken zu benutzen, endlich die Sorge um meine schwache Gesundheit, allein ich darf das meinem Fürsten gegebene Wort nicht brechen, eher wollte ich alles erdulden, als irgend etwas thun, das ihn veranlassen könnte, an meiner Treue zu zweifeln und sich in der Hoffnung getäuscht zu sehen, die er auf mich setzt. Ich liebe gewiß meine Heimat, muß aber dahin sehen, wohin mich Christus ruft, nicht wohin mich die eigene Lust ziehen möchte; ich frage nicht darnach, glücklich sondern rechtschaffen und christlich zu leben." Diese Festigkeit gegenüber so verlockenden Anträgen, gegenüber den freundlichen Bitten seines Großoheims, dem er vielen Dank schuldete, ist um so höher anzuschlagen, als für Melanchthon das Wittenberger Klima nicht günstig, sein Gehalt gering, und er sich die Gunst seines Großoheims so verscherzte, daß dieser ihn bat, in diesen stürmischen Zeiten nicht mehr an ihn zu schreiben und ihn gegen alles Erwarten nicht zum Erben seiner reichhaltigen Bibliothek einsetzte.

---

13. Melanchthon gründet einen Hausstand.

1520.

Melanchthon war nun fast zwei Jahre in Wittenberg, er hatte hervorragenden Anteil an den öffentlichen Ereignissen; er wurde sogar von Luther zu Zeiten für die treibende Kraft angesehen, er war wohl der angesehenste, sicher der bedeutendste akademische Lehrer, an Gelehrsamkeit überragte er alle seine Amtsgenossen, er hatte einen Freundeskreis gefunden, der mit Bewunderung seinen Arbeiten folgte, besonders seit Caspar

Kruziger und Sebald Münster im Dezember 1519 ihm beigetreten waren, aber er hatte auch durch die angestrengte Arbeit seiner ohnehin zarten Gesundheit sehr geschadet, an das rauhere nordische Klima konnte er sich nie, an die sächsische Küche nur schwer gewöhnen: Gründe genug, die seine Freunde besonders Luther befürchten ließen, er werde doch einmal einem Rufe nach Heidelberg oder Tübingen oder Ingolstadt folgen. Zu wiederholten Malen wurde daher Luther beim kurfürstlichen Hofe vorstellig, Melanchthon wenigstens seinen Gehalt zu erhöhen, in diesen aber drang er, sich zu verheiraten. So dringend ihm Luther aber auch vorstellte, daß er einer Hausfrau bedürfe, die auch für seine Gesundheit Sorge trage, so sehr ihm andere Freunde dasselbe rieten, immer erwiderte er: „Ich müßte (dann) meine Studien abkürzen und mich damit meines höchsten Genusses berauben." Dazu war er ja auch noch sehr jung, kaum 23 Jahre alt. Endlich gab er den dringenden Bitten einiges Gehör. Seine Mutter Barbara hatte sich 1519 auch wieder vermählt mit einem achtbaren Bürger von Bretten, Christoph Kolbe und wollte auch ihn gern verheiratet sehen, nur sollte ihr Sohn ein Mädchen aus Bretten heiraten, das sie wohl schon als fürsorgliche Mutter für ihn bestimmt hatte. Auf Luthers Zureden befreundete er sich denn auch mit Gedanken an den Ehestand; doch fürchtete er von der Nähe vieler Verwandten seiner zukünftigen Frau unliebsame und häufige Störungen in seinen Studien, die ihm nun einmal über alles gingen. Luther war es dann wohl auch, der ihm zur Ehefrau die Jungfrau Katharina Krapp, eine Tochter des Wittenberger Bürgermeisters Hieronymus Krapp vorschlug. Es lag nicht in der Sitte und den Anschauungen jener Zeit, daß Ehe und Verlobung einen sentimentalen Anstrich hatten, auch nicht mit so poetischem Zauber umgeben wurden, wie es seit der Wertherzeit bei uns ist, sondern der ehrenfeste Sinn jener Zeit behandelte auch die Eingehung einer Ehe durchaus verständig und nüchtern. Ein Brautwerber fragte bei den Eltern im Namen und Auftrage des Bräutigams oder dessen Eltern an, ob sie diesem die Tochter zur Ehe geben

wollten; empfing er eine ablehnende Antwort, so wurden die Herzen nicht immer gleich gebrochen, noch weniger starben die Leute am gebrochenen Herzen; das bewahrte vor Unüberlegtheiten und Überschwenglichkeiten; darum waren jene Menschen durchaus nicht gefühllos oder roh, sondern die Ehen waren ebenso glücklich, wenn nicht glücklicher wie jetzt, eine solidere Grundlage wie im allgemeinen die jetzigen, hatten sie gewiß.

Melanchthon war auch hierin der ruhig nachdenkende prüfende Gelehrte; es kann uns das bei seinem jugendlichen Alter von kaum 23 Jahren einigermaßen in Erstaunen setzen, allein er war eben eine Natur, die nicht durch schroffe Übergänge erschüttert wurde, sondern in ihm war alles harmonisch, nie verlor er das ruhige Gleichgewicht seiner Seele oder wurde es je — besonders durch die öffentlichen Angelegenheiten, die ihm oft bange Sorge einflößten — beunruhigt, so fand er es sehr schnell wieder. Als er die fromme, sittsame, ihm gleichaltrige Katharina Krapp auch näher kennen gelernt hatte, da zögerte er auch nicht lange mit seiner Entscheidung. Am 18. August 1520 fand die Verlobung statt. Ihr folgte bald die Hochzeit. Melanchthon wollte sie bis zur Rückkehr des Kurfürsten nach Wittenberg aufschieben, aber auf Anraten der Freunde wurde sie auf den 25. November festgesetzt. Luther freute sich herzlich darüber, da er auch durch diese Ehe mit einer Wittenbergerin Melanchthon an die Universität zu fesseln hoffte. Er nahm selber mit seinen Eltern und seinen Schwestern an der Hochzeitsfeier teil. Melanchthon, der sonst nie aus Gewissenhaftigkeit eine Vorlesung ausfallen ließ, kündigte den Studenten für seinen Hochzeitstag den Ausfall seiner Vorlesungen durch einen Anschlagszettel am schwarzen Brett, wie es noch heute Sitte ist, an, der in der Übersetzung etwa so lautete:

„Heut' von den Studien gönnt sich freudige Muße Philippus
Und wird erklären Euch nicht des Paulus heilige Dogmen."*)

Die Ehe war eine sehr glückliche; freilich verstand der junge Gelehrte vom Hauswesen nichts, und da er sich bisher

*) Den Römerbrief.

ganz und gar nicht um solche für ihn untergeordnete Sachen gekümmert hatte, mag es zunächst an manchem gefehlt haben und manche Sorge bei dem geringen Gehalt von 100 Gulden sich eingestellt haben. Melanchthon hätte seiner jungen Hausfrau gern manches auch im Haushalt abgenommen, allein, unpraktisch und schüchtern wie er war, wußte er nicht, wie er es anstellen sollte und empfand darüber, wie daß er ihr nicht alles so hatte einrichten gekonnt, wie er wohl gewollt, bittern Kummer. So wird es zu verstehen sein, wenn er an einen Freund in den ersten Monaten seiner Ehe schrieb: „Ich kann nicht sagen, was ich leide, doch wird, was von Gott kommt, am Ende zu ertragen sein.“ Und in diesem Gottvertrauen fand er mit seiner jungen Gattin reichen Trost; das Jahr darauf hatte er schon erfahren, wie Gott auch ihn gnädig und väterlich geführt und ihn auch in seinem Ehestande gesegnet, und bekannte freudig, daß es Gottes Gnade sei, eine Frau nach seinem Herzen und die Gelegenheit zu haben, sich um ein treues Weib verdient zu machen.

Schon im letzten Jahre vor seiner Verheiratung hatte Melanchthon seinen Landsmann Johannes Koch aus Heilbronn, der 1519 nach Wittenberg des Studiums halber gekommen war, zu sich in sein Haus als seinen Famulus d. h. Gehülfen genommen. Johannes, wie er nach der Sitte der Zeit kurzweg genannt wurde, war keineswegs nur ein Diener, sondern ein gelehrter Mann, auf dessen Urteil auch in gelehrten Fragen, wie wir aus Äußerungen Melanchthons selbst wissen, dieser viel gab; der ihn auch bei seinen gelehrten Arbeiten und bei seinem Briefwechsel unterstützte, daneben auch und mit großem Geschick sich der leiblichen Bedürfnisse Melanchthons annahm. Dieser Johannes fand sich sehr schnell in die durch Melanchthons Heirat neu geschaffenen Verhältnisse und wurde bald die Seele des ganzen Haushalts, was der Hausfrau bei ihrer Kränklichkeit sehr willkommen war, der sich auch um den Einkauf der Wirtschaftsbedürfnisse und die Verwaltung der Haushaltskasse kümmerte, was bei Melanchthons und seiner Gattin großartiger Wohlthätigkeit, die sich nie genug thun konnte, und bei seinem

großen Hausstande — Melanchthon hielt sich nach damaliger Sitte Kostgänger aus der Zahl der Studenten — bei der außerordentlich großen Gastfreiheit des Hauses, eine nicht ganz leichte Sache war.

Durch seine Heirat wurde Melanchthon Glied eines großen Verwandtenkreises; der Bruder seiner Frau, wie sein Vater Hieronymus geheißen, folgte diesem im Amt und war 40 Jahre lang Bürgermeister von Wittenberg, eine Schwester seiner Frau hatte den Professor der Medizin Augustin Schurf, eine andere Melanchthons Freund Sebald Münster, Professor der Rechte, beide zu Wittenberg geheiratet.

Der vergrößerte Hausstand ließ Melanchthon eine Aufbesserung seiner Einkünfte dringend wünschen; in der bescheidensten und zartesten Weise bat er Spalatin, dies beim Hofe zu vermitteln; doch diesmal leider ohne Erfolg; der sehr sparsame Kurfürst beschenkte zwar Melanchthon und Luther reichlich mit guten Dingen für Küche und Keller, hin und wieder auch mit feinem Tuch zu einem neuen Rock, was damals durchaus für keine Schande galt, lud sie auch öfters an seine Tafel, aber da die Mittel für die Universität von Anfang an, wie wir uns erinnern, schon sehr beschränkt gewesen waren und der Kurfürst mit Auflegung neuer Steuern zu diesem Zwecke nicht vorgehen wollte, so trat eine Gehaltserhöhung Melanchthons diesmal noch nicht ein. So ging es denn im Hausstande Melanchthons sehr einfach, manchmal etwas dürftig zu; aber immer fröhlich, wie es Christen geziemt; die Eheleute schlossen sich immer inniger an einander, und Luther, dem es noch dürftiger ging und der eigentlich gar kein Gehalt damals bezog, kam oft aus seiner Klosterzelle, die er nach wie vor bewohnte, zum Besuch nach dem Peiskerschen Hause in der Kollegiengasse, in dem Melanchthon den ersten Stock inne hatte, und dann würzten heitere und ernste Reden das einfache Mahl.

Doch die Ereignisse, die sich zutrugen, riefen Melanchthon immer mehr zur öffentlichen Wirksamkeit auf, sehr gegen seinen Willen, und nötigten ihm litterarische Kämpfe, um Luther zu verteidigen, auf; zu diesen müssen wir uns nun wenden.

---

14. Melanchthon verteidigt Luther.

1521.

Am 22. Januar 1519 war Kaiser Maximilian gestorben, am 28. Juni desselben Jahres durch den Einfluß des Kurfürsten Friedrichs des Weisen sein Enkel Karl zum deutschen Kaiser erwählt und am 23. Oktober 1520 unter großer Feierlichkeit zu Aachen gekrönt worden. Von Köln aus hatte er auf den 28. Januar 1521 einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben. Luther hatte seine drei gewaltigen reformatorischen Schriften „An Kaiserliche Majestät und den Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und „Von der Freiheit eines Christenmenschen" veröffentlicht; gegen die päpstliche Bannbulle, die ihn von der Gemeinschaft der Kirche ausschloß, hatte er Berufung an eine allgemeine Kirchenversammlung eingelegt und endlich durch Verbrennung der Bulle wie des Kirchenrechts am 10. Dezember 1520 vor dem Elsterthore zu Wittenberg sich vom Papsttum endgültig losgesagt. Auf dem Reichstage zu Worms, dem ersten, den der junge Kaiser abhielt, hatten die Stände beschlossen, Luther vorzuladen, und dieser war am 2. April 1521 von Wittenberg abgereist, am 16. April in Worms angelangt und hatte am 18. April sein gutes Bekenntnis vor Kaiser und Reich abgelegt. Auch die Stände mit dem eifrigen Gegner Luthers und der Reformation, Herzog Georg von Sachsen an der Spitze hatten eine Klageschrift, zu der jeder Reichsstand seinen Beitrag geliefert, von 101 Beschwerden gegen den päpstlichen Stuhl fertig gestellt, in der die offenkundigen Mißbräuche der Kirche vorgetragen waren. Melanchthon hätte Luther gern nach Worms begleitet; allein es ging nicht. So verteidigte er ihn denn wenigstens in Wort und Schrift; „ich habe gleich zu Anfang seine Absicht gebilligt", schrieb er im August 1520 über Luther, „nicht nur haben ihn solche dazu aufgefordert, auf deren Rat wir beide viel geben, sondern die Sache ist an sich so beschaffen, daß, weil ich dafür halte, daß sie Gottes wegen betrieben wird, ich ihr kein Hemmnis in den Weg legen wollte;

in dieser Sache, zu der Luther von Gott bestimmt zu sein scheint, wollte ich nicht unbedacht seinen Geist aufhalten"; und als 1521 eine Schrift erschien, die sich gleichfalls wie die Luthers „An die erlauchten und unbesiegten Fürsten und Völker Deutschlands" aber „gegen Martin Luther, der die Ehre der Nation angreift", wandte, die, wie man später erfuhr, von einem römischen Dominikaner Rhadinus herrührte, trat Melanchthon für den abwesenden Freund in die Schranken. „Wir verlangen nicht Mitleid oder Gnade", ruft er in seiner Gegenschrift aus, „sondern genaue, strenge Prüfung; hört auf nichts, ihr Fürsten, als auf die Gebote der Bibel, denkt an nichts als an eure Würde und des Volkes Wohl! Unsere Sache ist nicht die eines Menschen, es ist die Sache Christi; wenn ich Luther verteidige, so geschieht es, weil er das Evangelium wieder ans Licht gezogen hat; Luther hat nie daran gedacht, den Frieden der Kirche zu zerstören, die christliche Einheit zu zerreißen, Empörung anzurichten; .... nicht er ist der Urheber des ausgebrochenen Kampfes, die Gegner sind es, die die Wahrheit unterdrücken wollen; sie suchen nicht die Ruhe der Kirche sondern nur die ungestörte Ausübung ihrer tyrannischen Gewalt. .... Luther hat nicht das Alte verworfen, sondern nur das Neue, das die Menschen erfunden und den Gewissen aufgebürdet haben; die scholastische Theologie, die päpstliche Obergewalt und alles Ähnliche sind der Urkirche fremd; kann der nun ein Empörer heißen, der solche Mißbräuche und Irrtümer abschaffen will? Da müßte man ja auch die christlichen Fürsten dafür gottlos schelten, daß sie vor Zeiten das Heidentum abgeschafft haben. .... Es ist ein schlechter Beweisgrund, das Bestehende müsse nur darum erhalten werden, weil es besteht; die hergebrachten Ordnungen in der Kirche sind mit der heiligen Schrift zu vergleichen, und nur das ist zu behalten, was dieser entspricht. .... Luther will nicht, wie man ihn beschuldigt, das Priestertum aufheben, er streitet nur gegen die Tyrannei der römischen Priesterherrschaft; so lange diese andauert, hat gerade das Priestertum seine Würde nicht; Luther will es zu seiner alten reinen Bestimmung zurück-

führen, zur Verkündigung von Christo, und das nicht durch Gewalt, durch weltliche Hülfe, sondern nur durch die geistige Macht des Wortes, dadurch wird das Vaterland nicht zu Grunde gerichtet; es wäre vielmehr gerade dessen wahres Heil, wenn ihm Christus wieder als beglückende Sonne leuchtete. . . . . Luther geht nur darauf aus, die Menschen wieder zum Evangelium zu führen, nehmt dies in die Hand, laßt Luther Luther sein, hört nicht auf ihn, sondern auf das göttliche Wort; thut ihr dies, so werdet ihr selbst die christliche Wahrheit erkennen und einsehen, wie das römische Wesen ihr widerstrebt. . . . . Luther hat uns zu Christo zurückgeführt, durch dessen freie Gnade allein der Sünder Vergebung erlangt, wenn er sich gläubig an ihn wendet; nur dies giebt Trost und bringt ein neues Leben hervor." Nachdem Melanchthon alle gegen Luther von dessen Gegner erhobenen Beschuldigungen widerlegt, schloß er mit einem warmen Appell an die deutschen Fürsten: „Keine falsche Berufung auf die Namen Christi und seiner Apostel Petrus und Paulus, keine Drohungen, keine Bannflüche sollen Euch abhalten, das Werk christlicher Fürsten zu thun; seht es vielmehr als eine Gnade des Herrn an, daß Ihr zu dieser Frist berufen seid, dafür zu sorgen, daß das Evangelium vom Heil, das so lange wie erstorben war, nun aber wieder zu leuchten beginnt, nicht zu Grunde gehe."

Wir haben absichtlich eine längere Reihe von Sätzen aus dieser Schrift Melanchthons ausgehoben, um zu zeigen, welchen Standpunkt er damals einnahm und wie glänzend er Luther verteidigt. Dieses Werk erntete das höchste Lob des Erasmus, der in ihm seine Eleganz, seinen Geist wiedererkannte, dem auch der feingebildete Melanchthon viel lieber war als der stürmische Luther, der seine derbe Bauernnatur nie verleugnen konnte, der auch dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen nicht lange vorher auf Befragen die so recht für seine Halbheit bezeichnende Antwort gab, Luther habe nur in zwei Stücken gefehlt, daß er die Krone des Papstes und die Bäuche der Mönche angetastet habe, er vermisse aber in Luthers Auftreten die rechte Mäßigung und Besonnenheit.

6*

Bald nachher hatte auch die Universität Paris, die sonst immer auf Reformen in der Kirche gedrungen hatte, gegen Luther eine Schrift ausgehen lassen, in der ihm alle alten und neuen Ketzereien aufgebürdet waren und die in der Forderung gipfelte, daß Luther eher durch Feuer vertilgt als durch Gründe widerlegt werden müßte. Luther blieb bei diesem Angriff ziemlich ruhig; „das Dekret der Pariser Sophisten", sagte er, „habe ich gelesen und freue mich von Herzen darüber; der Herr hätte sie nicht so sehr mit Blindheit geschlagen, wenn er nicht ihrer Tyrannei ein Ende machen wollte." Da aber Eck sich beeilte, die Pariser Schrift ins Deutsche zu übersetzen und ihr so eine weitere Verbreitung zu geben und die Sorbonne als die gelehrteste theologische Fakultät der Welt von alters her noch immer einiges Ansehen genoß, so entschloß sich „der kleine Grieche" aufs neue für seinen angegriffenen Freund die Verteidigung zu übernehmen. Mit schneidender Ironie fertigte er die Pariser Theologen ab. Man müsse sich wundern, so führte er in seiner Gegenschrift aus, daß solch ein elendes Machwerk zu Paris entstehen konnte, wo doch früher so fromme Theologen wie Gerson und andere gelehrt hätten; nicht mit Gründen widerlegten sie Luther, sondern schrieen: ein Ketzer ist er, also Holz und Feuer herbei. Welch echt mönchische Beweisführung! Man müsse jenen Alten beinahe recht geben, die da zu sagen pflegten, den Galliern fehle es an Hirn; die heilige Schrift sei der Prüfstein für alle Glaubenslehren und nicht die Menschensatzungen. Luther begnügte sich, die Schrift der Pariser Theologen und die Antwort Melanchthons zu jedermanns Urteil ins Deutsche zu übersetzen und mit einem Nachwort herauszugeben.

Kurz darauf aber erschien eine beißende Satire auf die Pariser Theologen, ganz im treuherzig verschmitzten Stile der „Briefe unberühmter Männer" gehalten, deren Verfasser unbekannt geblieben ist, die die Miene annahm, die Pariser theologische Fakultät gegen die Angriffe Melanchthons in Schutz zu nehmen; wir teilen einige Proben daraus mit, weil sie bezeichnend für die Wertschätzung und den damaligen Einfluß

Melanchthons ist, die er sich schon erworben hatte. „Nun wollen wir auch,“ sagt der unbekannte Verfasser im Namen der Sorbonne darin, „die Zeichen angeben, an denen man erkennt, daß dieser Melanchthon von der Wahrheit nichts wissen kann; das erste (Zeichen) ist, daß er Griechisch lehrt; wie ist es möglich, daß die Griechen (die alten Griechen als Volk sind absichtlich mit den griechischen Katholiken als Konfession verwechselt, um die Beschränktheit der Pariser zu geißeln), die von jeher Rebellen, Schismatiker und Ketzer (in den Augen der römischen Katholiken) waren, gute Römer und Christen sein können? Das zweite ist, daß er kaum 24 Jahre alt ist; ein solcher Knabe kann nicht anders als irren, und der wagt es, gegen eine so alte, so große, so hohe Schule zu schreiben! Es ist zu verwundern, daß der erlauchte Fürst Friedrich, der sehr weise sein soll, diesen thörichten Jungen duldet, statt ihn so lange einzusperren, bis er klüger wird; wir wollen indessen Mitleid mit seiner zarten Jugend haben. Das dritte Zeichen ist: er ist ja, wie man sagt, kleiner als sein Meister Luther; wie kann in einem so kleinen Körper ebensoviel Gelehrsamkeit stecken als in der großen Sorbonne? Das vierte und erschrecklichste ist, daß er ein Laie ist und nicht einmal die Tonsur erhalten hat; und doch hört man, er sei biblischer Bakkalaureus und lese über den heiligen Paulus — ohne Mönchskutte. Priester sollen Laien hören, ein Schüler soll seine Meister, ein Jüngling die Alten, ein Grieche die Römer belehren!? O verderbtes Wittenberg, du verdirbst alles, du wirst aus der Kirche ein Babylon machen! Noch ein letztes Zeichen giebt es, das man kaum glauben wird: er ist verheiratet. Ein Laie, der eine Frau hat, lehrt die heilige Schrift unter Mönchen und Geistlichen, gegen die päpstlichen Bestimmungen, die da lehren, daß niemand in der Ehe Gott dienen könne und daher den Priestern die Ehe verbieten, auf daß sie — desto besser Würfel spielen können!!! O daß doch Kaiser Karl dieses Wittenberg, wo so viele verderbliche Neuerungen im Glauben und in den Sitten vorgebracht werden, durch Feuer und Schwert vertilgen wollte!“

In demselben Wittenberg blühten aber trotz alles Zeterns

„der groben Pariser Esel“, wie sie Luther mit seiner urwüchsigen Derbheit nannte, die Studien, und Luther konnte in einem Dankesbrief an den Kurfürsten rühmend sagen, Hebräisch und Griechisch werde mit gutem Erfolge getrieben; die lautere Theologie triumphiere; leere menschliche Fragen und Satzungen fänden hier keine Stätte mehr; und das alles geschah zum größten Teile durch die Hülfe des „kleinen Griechen“, unsers Philipp Melanchthon.

---

15. Melanchthon allein in Wittenberg, Luther auf der Wartburg.

1521—1522.

Am 26. April morgens 10 Uhr war Luther von Worms abgefahren. Am 28. April hatte er an seinen Freund Lukas Cranach in Wittenberg von Frankfurt am Main aus geschrieben: „Es ist nichts mehr hie (in Worms) gehandelt denn so viel: Sind die Bücher dein? Ja. Willst du sie widerrufen oder nicht? Nein. So heb dich! O, wir blinde Deutsche, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren.“ Am 25. April abends hatte der Kurfürst Friedrich Luther wissen lassen, man werde ihn beiseite bringen. Er war es zufrieden. So nahm er denn in jenem Briefe von den Wittenberger Freunden auch vorläufig Abschied: „Ich befehle euch Gott,“ schrieb er an Cranach, „ich laß mich einthun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo; und wie wohl ich lieber von den Tyrannen, sonderlich von des wütenden Herzogs Georg (von Sachsen) Händen den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rat nicht verachten, bis zu seiner Zeit; es müssen die Juden einmal singen Jo, Jo, Jo, (nämlich jubelnd wie bei Christi Tod); der Ostertag wird uns auch kommen, so wollen wir dann singen Halleluja.“ Am 4. Mai abends wurde dann Luther nach einem scheinbaren Überfall durch kursächsische Reiter

nach der Wartburg gebracht, wo er bei dem Schloßhauptmann Hans von Berlepsch in ritterlicher Kleidung als Junker Jörg nun lebte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch ganz Deutschland die Kunde von diesem Überfall, und allgemein glaubte man, Luther sei tot. Die Sache war so geheim gehalten worden, daß dieses Gerücht auch zu Wittenberg Glauben fand. Melanchthon war in größter Bestürzung, als er die Ächtung Luthers und zugleich sein rätselhaftes Verschwinden erfuhr. Wie die deutsche Nation aber an Luther hing, welche Erwartungen man von ihm hegte, wie alle fühlten, er habe das erlösende Wort gesprochen, das möge uns das Tagebuch Albrecht Dürers zeigen, das den Niederschlag der öffentlichen Meinung jener Monate des Jahres 1521 so recht lebendig wiedergiebt. Er war gerade in Antwerpen, als er die Schreckenskunde vernahm; „Ach Gott im Himmel, erbarme dich unser," schrieb er in sein Tagebuch, „der Luther ist tot! wir bitten dich, himmlischer Vater, daß du deinen heiligen Geist wiederum einem gebest, der da deine heilige christliche Kirche allenthalben wieder versammele, auf daß wir wieder einig und christlich zusammen leben und damit alle Ungläubigen . . . zu uns bekehren und den christlichen Glauben annehmen."

Als Melanchthon den wahren Sachverhalt erfuhr, rief er freudig aus „unser Vater Luther lebt!" Dieser schrieb ihm und andern zum ersten Male am 12. Mai von der Wartburg, da Spalatin für eine Vermittelung des Briefwechsels durch fürstliche Boten insgeheim gesorgt hatte. „Betest du auch für mich", fragt Luther bei Melanchthon an, „daß diese unfreiwillige Verborgenheit zur größeren Ehre Gottes diene?" und ermahnt ihn, doch in Wittenberg an seine Stelle zu treten. „So tritt du denn als Diener des Wortes inzwischen ein, verwahre die Mauern und Thore Jerusalems; du erkennst deinen Beruf und deine Gaben, ich bete vor allem für dich, wenn, wie ich nicht zweifle, mein Gebet etwas vermag. Thue du desgleichen! Laß uns dann unsere Last gemeinsam tragen, wir stehen allein jetzt noch im Kampf; nach mir wird man auch dich suchen." Dazu

wurde Luther auf der Wartburg krank und hatte keinen Arzt, da das Geheimnis, das ihn umgab, nicht verraten werden sollte; Melanchthon war tiefbekümmert und klagte in seinen Briefen, daß mancher Anhänger, der begeistert so lange zu Luther gestanden, jetzt in der Zeit der Entscheidung wieder abgefallen sei; er schrieb an Spalatin einen herzbewegenden Brief, dem wir die Sorge um Luther so recht anfühlen; „ich ängstige mich um seine Gesundheit, ich fürchte, er verzehrt sich in innerem Schmerz, nicht um seinetwillen sondern um uns und um der Kirche willen. Du weißt, mit welcher Sorgfalt das Gefäß, in dem ein so großer Schatz enthalten ist, bewahrt werden muß; würden wir ihn verlieren, so würde ich nicht zweifeln, daß Gott uns zürnt. Durch ihn ist die Leuchte in Israel wieder angezündet worden, welche Hoffnungen blieben uns, wenn sie wieder ausgelöscht würde. Unterlaß daher nichts, wodurch ihm und uns allen geholfen werden kann. O könnte ich mit meinem Leben — das dieses Mannes erkaufen, der in dieser Zeit der göttlichste auf Erden ist.“ Alle seine Briefe aus dieser Zeit durchzieht die Sehnsucht nach Luther; er und seine Freunde wie ganz Wittenberg war „wie die irrende Herde ohne Hirten;“ „Noch immer“, klagte er im Herbst, „ist unser Elias (Luther) weg von uns; wir harren und hoffen auf ihn; mich quält täglich das Verlangen nach ihm.“

Luther, obwohl krank und vereinsamt, tröstete seinen lieben Philipp von seinem „Patmos“ oder seiner „Wüste“, aus „der Region der Luft“, oder der „Region der Vögel“, wie er seinen Aufenthaltsort in Briefen nannte; ermahnte ihn, ja an seine Gesundheit zu denken, schrieb an Spalatin, daß der Kurfürst ja seinen Philipp nicht Mangel leiden lassen möge, und als er von dem Ausbruch einer Seuche zu Wittenberg vernahm, bat er diesen, man möge ja Melanchthon davor bewahren. Magister Philipp suchte seinen Trost im Gebet und in den Studien; er verteidigte, wie wir vorhin sahen, den abwesenden Freund und vertiefte sich vor allem in den Römerbrief, und aus diesen Studien ging hervor Melanchthons erste reformatorische Hauptschrift, die „theologischen Hauptartikel“, die „das von Luther

an den Tag gebrachte Gold," wie man mit Recht gesagt hat, „zum ersten Male in wissenschaftlicher Form ausprägte." Melanchthon legte in dieser Schrift das Christentum nicht nur als ein Wissen von Gott dar, sondern zeigte es in seiner die Herzen erneuernden Kraft, wie es ein neues Leben in uns wirkt. „Das Reich Gottes", sagt er daher am Schlusse, „steht nicht in Worten sondern in Kraft und der Tugend oder dem Wesen und Leben." Diese Schrift, die erste evangelische Glaubenslehre, erntete ungeheuren Beifall; Luther empfing die einzelnen Druckbogen auf der Wartburg mit Freude und Dank. „Es ist ein unbesiegtes kleines Buch," sagte er von ihm, „nicht nur der Unsterblichkeit wert, sondern würdig in den kirchlichen Kanon aufgenommen zu werden" . . . „ihr findet keins von allen Büchern Philipps, in dem die ganze Gottesgelahrtheit so fein bei einander ist, leset alle Kirchenväter und Scholastiker, sie sind nichts dagegen." An Melanchthon selbst schrieb er: „schreite du glücklich voran und herrsche" und „wenn ich zu Grunde gehe, verliert das Evangelium nichts, denn du übertriffst mich jetzt darin und folgst als ein Elisa mit zwiefachem Maße des Geistes auf Elias." Als die Pest gegen den Herbst 1521 einen allgemeinen Umfang anzunehmen drohte, schrieb Luther an Spalatin, „wir müssen dies teure Haupt (Melanchthon) erhalten, damit das Wort nicht untergehe, das der Herr ihm zum Heil der Seelen anvertraut hat." Er sprach ihm den Wunsch aus, als Anfänger bei ihm zu lernen; und sicher ist, daß Luther, wie wir das in vielen Briefen aus diesen Jahren noch sehen können, bei Melanchthon seine griechischen Sprachkenntnisse vervollkommnet hat; auch wünschte er, Melanchthon solle predigen wenn auch nicht in der Kirche so doch in einem Auditorium; doch konnte sich Melanchthon, obwohl er jetzt und später den Studenten erbauliche Vorträge in lateinischer Sprache hielt, worauf wir noch später zurückkommen werden, nie entschließen öffentlich zu predigen, erklärte vielmehr auch noch später rund heraus: „ich kann nicht predigen."

Unterdessen brachen schwere Nöte über Wittenberg und besonders über Melanchthon herein. Alles drängte nach Ver-

besserung in der Lehre wie im Gottesdienst; Melanchthon sollte überall entscheiden, da Luther abwesend war; er that es mit bewundernswerter Einsicht, wenn man seine große Jugend, seine geringe Bekanntschaft mit dem wirklichen Leben, seinen Forderungen, seinen Anfechtungen bedenkt. Er sollte sich über die Priesterehe aussprechen, da einige sächsische Geistliche in die Ehe getreten waren; er wies in seiner Verteidigung dieses Aufsehen erregenden Schrittes nach, daß das Eheverbot der Geistlichen sehr spät aufgekommen, sehr schwer Eingang gefunden, und daß die heilige Schrift keine Vorschriften enthalte, die die Ehelosigkeit forderten: doch der erbitterte Herzog Georg von Sachsen hörte nicht auf das „junge Männlein, das sich Dinge auflade, die über seine Kräfte gingen," und ließ einen der in die Ehe getretenen Geistlichen im Gefängnisse hinrichten. Bei der Abschaffung der schlimmsten Mißbräuche im Gottesdienst geriet er mit dem unklaren heftigen Carlstadt in Streit, der die Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt eingeführt hatte, während die Ordensbrüder Luthers die stille Messe abschaffen wollten. Der Kurfürst Friedrich wollte keinen Streit dulden, keine übereilten Handlungen zulassen. Die Mönche wiederum fingen an die Klöster zu verlassen, die Bürgerschaft, die Studenten drängten Melanchthon zu schnellerem Vorgehen. Melanchthon suchte überall zu beruhigen, zu vermitteln, aber das schlimmste kam noch.

Ende Dezember 1521 kamen von Zwickau zwei Tuchweber mit dem Markus Thomä Stübner, der früher in Wittenberg studiert hatte, an. Am 27. Dezember verlangten sie Melanchthon zu sprechen; sie behaupteten, ihnen seien unmittelbare innere Eingebungen des heiligen Geistes zu teil geworden, es bedürfe nicht mehr der Bibel noch der Kindertaufe, sie seien die neuen Propheten und Apostel. Ihr bestimmtes Auftreten versetzte den schüchternen Melanchthon in die größte Bestürzung, noch am selben Tage meldete er über sie dem Kurfürsten, „er habe starke Gründe, sie nicht zu verachten; die Sache bewege ihn stärker, als ers aussprechen könne; man müsse Luther über sie urteilen lassen." Dringend bat er, Luther nach Wittenberg

zurückzurufen, da er erkannte, dieser sei der einzige, der hier helfen könne; aber das war beim Kurfürsten nicht zu erreichen, da Luther in „des Reiches Acht und Aberacht" sich befand und er einsah, daß er Luther nicht schützen könnte. Luther, dem Melanchthon alles getreulich berichtete, sprach ihm Mut zu, er riet, diese Leute mit Nachsicht und Freundlichkeit zu behandeln und hoffte, es werde sich alles in Güte beilegen lassen. Melanchthon nahm Stübner in sein Haus, suchte ihn durch liebevolles Zureden und gründliche Unterweisung in Gottes Wort von seinen Irrtümern abzubringen. Eine Scene aus dieser Zeit ist der Nachwelt erhalten; sie ist bezeichnend für die unklaren Schwärmereien dieser neuen Propheten. Einst war Markus Stübner in Melanchthons Zimmer eingeschlafen. Erwacht fragte er plötzlich den arbeitenden Melanchthon, was er von Chrysostomus (einem griechischen Bischof und Kirchenlehrer) halte. Melanchthon erwiederte, er sei ein trefflicher wenn auch zu wortreicher Lehrer gewesen. Da erzählte ihm Stübner, er habe ihn soeben im Fegefeuer gesehen. Melanchthon lachte zuerst, dann aber erkannte er, wie unklar die Gedanken dieser Leute waren. Auch Carlstadt, ohnehin innerlich ihnen verwandt, machte mit ihnen gemeinsame Sache. Schon vorher hatte er in Predigten behauptet, man brauche jetzt keine gelehrten Leute mehr, Gott habe seine Offenbarung eben den Gelehrten verborgen und den Unmündigen enthüllt, und forderte geradezu auf, die Kinder nicht mehr zur Schule zu schicken, sondern sie lieber ein Handwerk lernen zu lassen. Der Rektor der städtischen Knabenschule, ein Prediger More, trat auf seine Seite: die Knabenschule löste sich auf, sie wurde zum Brotverkauf eingerichtet. Der Kurfürst war durch diese Wendung der Dinge in die größte Verlegenheit geraten, seine abwartende Stellung wollte er aus Rücksicht für den Kaiser nicht aufgeben: keiner war da, der raten und helfen konnte. Melanchthon gelang es nicht, Ruhe zu schaffen; Carlstadt ging in seiner leidenschaftlichen Verblendung soweit, die Menge gegen die Messe und die Bilder in den Kirchen aufzureizen: es kam zu einem Bildersturm, und der Bestand der Universität wurde geradezu in Frage gestellt.

Der Kurfürst enthielt sich des Urteils; er als Laie, erklärte er, verstehe den „großen Handel“ nicht, und ehe er mit Wissen wider Gott handeln möchte, „wolle er lieber einen Stab in seine Hand nehmen und arm davon gehen.“ Luther hatte von Melanchthon über alles Nachricht erhalten. Über die Zwickauer Ankömmlinge schrieb er an Melanchthon: „mich bewegen jene gar nicht.“ Aber die steigende Verwirrung in Wittenberg beunruhigte ihn doch mehr und mehr; als er von der schlimmen Lage des Kurfürsten hörte, schrieb er ihm Ende Februar: „Meinem allergnädigsten Herrn zu eigenen Händen“ . . . „Ew. F. G. glaube mir Narren auch ein klein wenig, ich kenne nämlich diese und dergleichen Griffe Satanä, darum fürchte ich mich auch nicht, das thut ihm wehe. Es ist noch alles das Anfahen (der Anfang). Laß Welt schreien und urteilen, laßt fallen, wer da fällt, auch St. Peter und die Apostel, sie werden wohl wiederkommen am dritten Tage, wenn Christus wieder aufsteht. Es muß auch das an uns erfüllt werden: Lasset uns beweisen als die Diener Gottes in Aufruhren. Ew. F. G. wollt für gut haben; vor großer Eile hat die Feder müssen laufen: ich hab nicht mehr Zeit, will selbst, so Gott will, schier da sein. E. F. G. nehme sich meiner nur nichts an. Ew. F. G. unterthäniger Diener Martinus Luther.“ Der Kurfürst sandte sofort ein „gnädiges Bedenken“ an ihn, das ihn zurückhalten sollte. Luther empfing es am letzten Februar, aber schon hatte er auf den ersten März seine Abreise festgesetzt. Dem Kurfürsten schrieb er jenen herrlichen Brief voll hohen Glaubensmutes, aus dem wir einige Stellen auszuheben uns nicht versagen können „. . . Was ich geschrieben, ist aus Sorge geschehen, nicht meiner Sache halber sondern des ungeschickten Handels halber zu Wittenberg, zu großer Schmach des Evangelii durch die Unsern geschehen. Mich hat auch selbst der Jammer also getrieben, daß, wo ich nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bei uns ist, ich verzagt hätte an der Sache. Ich wollt's auch, wenn es könnte sein, mit meinem Leben gern erkauft haben . . . E. K. F. G. weiß oder weiß nicht, so lasse Sie es hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom

Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen, wie ich denn hinfort thun will, einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich zum Verhör und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich daran zweifelte, sondern aus übriger Demut, die andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zu viel (zu große) Demut gelangen will zur Niedrigung des Evangelii und der Teufel ganz Platz einnehmen will, wo ich ihm nur eine Hand breit räume, muß ich aus Not meines Gewissens anders dazu thun. Ich hab E. K. F. G. genug gethan, daß ich dies Jahr gewichen bin, E. K. F. G. zu Dienst; denn der Teufel weiß fast wohl, daß ichs aus keinem Zagen gethan habe . . . E. K. F. G. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich habs auch nicht im Sinn, von E. K. F. G. Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wollte E. K. F. G. mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich E. K. F. G. könnte und wollte schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sache soll, noch kann kein Schwert raten oder helfen, Gott muß hier allein schaffen ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß E. K. F. G. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege E. K. F. G. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. Daß nun auch E. K. F. G. begehrt zu wissen, was Sie thun solle in dieser Sache, — antworte ich unterthäniglich: E. K. F. G. hat schon allzuviel gethan und sollte gar nichts thun. Gott wills ihm gelassen haben, — darnach mag E. K. F. G. sich richten. Glaubt E. K. F. G. dies, so wird Sie sicher sein, — glaubt Sie nicht, so doch ich und muß E. K. F. G. Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sichs gebühret allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil denn ich nicht will E. K. F. G. folgen, so ist E. K. F. G. vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menschen soll E. K. F. G. also sich halten: nämlich der Obrigkeit als ein Kurfürst gehorsam sein und Kaiserliche Majestät lassen walten in E. K. F. G.

Städten und Ländern nach Reichsordnung, und ja nicht wehren der Gewalt, so sie mich fahen (fangen) oder töten will; denn die Gewalt soll niemand brechen, denn der sie eingesetzt hat, sonst ists Empörung und wider Gott. Ich hoff aber, sie werden Vernunft brauchen, daß sie E. K. F. G. erkennen werden als in einer höheren Wiege geboren, denn daß Sie selbst sollte Stockmeister über mir werden. Wenn E. K. F. G. die Thore offen läßt und das freie kurfürstliche Geleit hält, wenn sie selber kämen mich zu holen oder ihre Gesandten, so hat E. K. F. G. dem Gehorsam genug gethan. Werden sie aber je so unvernünftig sein und gebieten, daß E. K. F. G. selbst die Hand an mich lege, so will ich E. K. F. G. alsdann sagen, was zu thun ist. Ich will E. K. F. G. Schaden und Fahr (Gefahr) sicher halten an Leib, Gut und Seele meiner Sache halber, es glaube es E. K. F. G. oder glaubs nicht . . . Wenn E. K. F. G. glaubete, so würde Sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen."

So eilte denn Luther gegen den Willen seines Kurfürsten, in Kraft seines Glaubens nach Wittenberg dem Sturm entgegen. Am 6. März, einem Donnerstag kam er in Wittenberg an. Wie ruhig und zuversichtlich er war, beweist jenes köstliche bald heitere bald ernstere Gespräch mit den beiden jungen Schweizern, die nach Wittenberg auf die Universität zogen, im Gasthof „zum Bären" vor den Thoren Jenas; er wies sie an Landsleute, den Juristen Schurf und dessen Bruder den Mediziner, die in Wittenberg lehrten; da sie auch nach Luther fragten, sagte er, der werde bald dorthin kommen, Melanchthon aber sei dort und lehre Griechisch. In Wittenberg angelangt ließ sich Luther von seinen Freunden über alles Vorgefallene genauer berichten. Am 8. März trafen ihn jene beiden Schweizer bei Schurf, mit Melanchthon und andern zusammen; er begrüßte sie lachend und zeigte ihnen den Melanchthon, von dem er ihnen ja in Jena im „Bären" gesagt habe.

Am folgenden Sonntag, dem 9. März bestieg Luther die Kanzel und predigte acht Tage hintereinander wider die vor=

gekommenen Störungen. In kurzer Zeit stellte er die Ruhe wieder her, ordnete auch bald den Gottesdienst. Was keiner vermocht, wo die Obrigkeit ratlos gewesen, Luther hatte durch das gewaltige Wort es allein gekonnt; bescheiden bekannte er in einer dieser acht Predigten von sich: „Ich bin dem Ablaß und allen Papisten entgegen gewesen, aber mit keiner Gewalt; ich hab allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben, sonst hab ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geschlafen hab, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philipp und Amsdorf getrunken hab, also viel gethan, daß das Papstthum also schwach worden ist, daß ihm noch nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich hab nichts gethan, das Wort hat es alles gethan und ausgerichtet . . . Ich hab nichts gemacht, ich hab das Wort lassen handeln."

Die nun eintretende Ruhe benutzten die beiden Reformatoren zur Übersetzung der Bibel.

---

16. Luther und Melanchthon übersetzen die Bibel.

Den Gedanken, die Bibel zu übersetzen, faßte Luther wohl im Dezember 1521 und führte ihn auf der Wartburg zum Teil auch aus; doch rechnete er gleich auf die Hülfe und Mitarbeit seiner Freunde besonders Melanchthons und etwas später des Aurogallus, der als gelehrter Kenner des Hebräischen diese Sprache in Wittenberg lehrte. Auf der Wartburg aber vollendete er zunächst allein die Übersetzung des Neuen Testamentes und schickte diese an Melanchthon, damit er sie durchsehen sollte. Dieser hatte sich mehr und mehr der Auslegung einzelner Schriften zugewandt, er hatte über den Titusbrief, die Psalmen, den Brief an die Römer, die Korintherbriefe, das Matthäus- und auch zuletzt das Johannesevangelium gelesen; die Vorlesungen über den Römerbrief und die Briefe an die Korinther gab Luther nach einer Nachschrift, die über das Johannesevan-

gelium nach seiner eigenen Handschrift sehr gegen den Willen Melanchthons in Druck. In der Vorrede verteidigte sich Luther gegen ihn, daß er ohne sein Wissen sich die Nachschrift verschafft habe. „Ich bin es, der ich diese deine Anmerkungen herausgebe, und dich selbst dir zusende; wenn du selbst an dir kein Gefallen trägst, so thust du wohl daran; es ist genug, wenn du uns gefällst; dein ist die Schuld, wenn hier eine Schuld ist; warum hast du sie nicht selbst herausgegeben? warum hast du mich so oft bitten, befehlen, drängen lassen, daß du es thun solltest? Das ist meine Verteidigung wider dich.“ Melanchthons Erklärungen wurden mit großer Freude begrüßt. Später erschienen dann von Melanchthon Erklärungen zu dem ersten Buche Mosis, den Sprichwörtern, dem Prediger Salomonis, dem Daniel, den Psalmen, dem Matthäusevangelium, dem Brief an die Kolosser und den Briefen an den Timotheus. Während er sich so um die Erklärung der Bibel verdient machte, ruhte auch die Übersetzung derselben nicht. Im Herbst 1522 erschien „das Neue Testament Deutzsch. Vuittenberg“. Seine Übersetzung hatte viel Mühe gemacht. Melanchthon ging mit der größten Sorgfalt zu Werke, suchte sich über die Münzen z. B. um nur eins anzuführen, die im Neuen Testamente vorkamen, genaue Kenntnis zu verschaffen, und er wie Luther suchten oft lange nach einem passenden Wort und fanden es nicht immer. Auch eine Beschreibung des heiligen Landes sollte der Übersetzung vorgesetzt werden; Melanchthon wollte sogar eine Karte beigeben, aber sie war nicht zu bekommen; wenn wir jetzt in unsern Schulbibeln Karten haben, erinnern wir uns dankbar, daß die erste Anregung dazu von unserm Melanchthon ausgegangen ist. Die Auflagen wurden rasch vergriffen, ebenso die Nachdrucke, trotzdem Luther seinen Namen als Übersetzer und Herausgeber gar nicht genannt hatte. Über die Wirkung dieses Neuen Testamentes berichtet der erbitterte Gegner Luthers und des Protestantismus, sein Zeitgenosse Cochläus: „wunderbar sei dies Neue Testament vervielfältigt worden, als daß auch Schuster, Weiber und jedwede Laien es gelesen, mit sich herumgetragen und den Inhalt in ihr Ge-

dächtnis aufgenommen haben; dadurch seien sie binnen wenigen Monaten so anmaßend geworden, daß sie sich erdreistet hätten, nicht bloß mit katholischen Laien sondern mit Priestern und Mönchen, ja mit Magistern und Doktoren der Theologie über den Glauben zu disputieren; bisweilen seien auch wirklich lutherische Laien imstande gewesen, bei Gesprächen mehr Bibelstellen aus dem Stegreif anzuführen als die Mönche und Priester, und Luther habe dem Haufen seiner Anhänger längst die Überzeugung beigebracht, daß man keinem Satz glauben müsse, der nicht aus der heiligen Schrift stamme." Diese Übersetzung wurde noch vielfach von Luther selbst und seinen Freunden verbessert. Während das Neue Testament gedruckt wurde, machten sich Luther und Melanchthon an die Übersetzung des Alten Testaments. Hier halfen ihnen Matthäus Aurogallus, der in Wittenberg das Hebräische lehrte, und noch einige andere; die Übersetzung ging langsamer vorwärts, die Hülfsmittel waren spärlich; da Luther auch nach eigenem Eingeständnis kein „grammatikalischer und regelrechter Hebräer" war, dafür aber einen außerordentlichen Sprachsinn hatte, der die wörtliche Übersetzung oft umging, dafür aber auch rechte Kernsprüche uns geschenkt hat, die in das Volk eingedrungen sind und in seinem Munde sich erhalten haben. Im Anfang des Jahres 1523 konnten schon die 5 Bücher Mosis erscheinen. Die Geschichtsbücher als zweiter Teil wurden Anfang 1524 gedruckt. Am meisten Schwierigkeiten bereitete die Verdeutschung der prophetischen Bücher. „Hiob scheint ebenso wenig unser Dolmetschen ertragen zu wollen als einst die Tröstungen seiner Freunde," urteilte Luther und schilderte die mühevolle Arbeit sehr anschaulich: „Im Hiob arbeiten wir, Magister Philippus, Aurogallus und ich also, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen; Lieber, nun es verdeutscht ist, kanns ein jeder lesen und meistern, lauft mit den Augen und stoßt nicht an, wird aber nicht gewahr, welche Klötze dagelegen sind — da wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe wir solche aus dem Weg räumten." Die Arbeit am Alten Testament dauerte länger, weil sie auch durch viele andere Arbeiten gestört und

behindert wurde, dazu der rasche Fortschritt der Reformation die Reformatoren ganz besonders — nach den verschiedensten Richtungen hin — in Anspruch nahm. So kam es, daß die vollständige deutsche Bibel erst 1534 zu Wittenberg erschien. Bemerkenswert ist es, daß die Übersetzung der beiden Bücher der Makkabäer einigen Nachrichten zufolge von Melanchthon gemacht sein soll. Doch hörte die Arbeit damit nicht auf. Bis zu Luthers Tod wurde die Übersetzung der heiligen Schrift immer wieder von Luther und den gelehrten Freunden übersehen, und 1545 erschien die letzte von Luther selbst besorgte Ausgabe. Es traten auch neue Mitarbeiter hinzu, Dr. Bugenhagen, seit 1522 Stadtpfarrer von Wittenberg, Justus Jonas, Propst an der Schloßkirche seit 1521 und Caspar Cruciger, Bernhard Ziegler, Förster und andere. Über die Aufgaben, die diesen Gehülfen bei der Bibelübersetzung zufielen, schrieb Melanchthon: „Doktor Pommer (Bugenhagen, so genannt, weil er aus Pommern stammte) ist der Grammatist, er legt sich auf die Erklärung des Textes; ich bin der Dialektiker, ich sehe darauf, wie der Text aneinander hänge und was sich christlich und mit gutem Grunde daraus will spinnen und folgern lassen. Jonas ist der Redner; er kann die Textesworte herrlich und deutlich auslegen und auf das Leben richten. Doktor Martin aber ist alles in allem; des Wundermannes und erwählten Rüstzeuges Rede und Schrift dringet durch Herz und Mark und lässet seine Schärfe und Trost hinter ihm in der Leute Herzen." Ein Bild hängt seit dem Lutherjahr 1883 in unsern protestantischen Schulen in Stadt und Land, das Luther und seine Freunde bei dem Werk der Bibelübersetzung arbeitend darstellt.

---

17. Melanchthons Lebensweise, Familienleben und Häuslichkeit.

Melanchthon bewohnte um diese Zeit den ersten Stock des Peiskerschen Hauses in der Kollegiengasse. Der Hausrat, den die junge Gattin ihm gebracht, war einfach und gediegen. Sein Arbeitszimmer enthielt nur einen Arbeitstisch, mehrere Büchergestelle, einige hochlehnige mit Leder bezogene Stühle, zu denen in seinen späteren Lebensjahren eine einfache Polsterbank, sein „Ruhebänklein" kam. An den Wänden hingen einige Landkarten und Bilder.

Seine Tageseinteilung war in den ruhigen Zeiten seines Lebens bis zum Reichstag von Augsburg 1530 und später, wenn ihm die öffentlichen Angelegenheiten einige Monate Muße und Rückkehr nach Wittenberg gönnten, aufs strengste geregelt. Nur durch die sorgfältigste Zeiteinteilung konnte der unermüdliche und dabei schwächliche Mann seine so ungeheure Arbeitslast tragen. Seine Tracht war sehr einfach. Er trug einen talarartigen Tuchrock im Sommer, im Winter besonders in seinen späteren Jahren einen ähnlichen nur pelzgefüttert. Er hatte immer nur einen Rock, sein geringes Gehalt, seine wie seiner Frau außerordentliche Freigebigkeit ermöglichten die Anschaffung eines zweiten nicht. Und oft ersetzten auch den abgetragenen nur Gönner und Freunde durch einen neuen. Der Kurfürst Friedrich, später sein Bruder Johann, die Stadtobrigkeiten von Wittenberg, Nürnberg, Braunschweig und vielen andern Städten, denen der stets gefällige Magister Philipp mit Rat und That geholfen, verehrten ihm aus Dankbarkeit Wein, Ehrengeschenke, feines Tuch. Aus dem kurfürstlichen Haushalt wanderte manches in Melanchthons bedürftige Küche und Keller. Auch einzelne Freunde sandten ihm Geschenke, Johann Agrikola, Rektor der Schule in Eisleben schickte ihm feines Tuch, der Superintendent Friedrich Mykonius aus Gotha die damals berühmten Gothaer Käschen, und wir haben noch die launigen Billets, in denen

Melanchthon für sich und seine Gattin für diese und andere gute Sachen dankt.

Wie karg es oft in Melanchthons Hause zuging, mag uns eine Stelle aus einem Brief an Spalatin Ende 1524 gerichtet, zeigen: „du kannst einen Schluß machen," schreibt Melanchthon, „wie sorgfältig ich über die Erhaltung meines Hauswesens wache, wenn ich sage, daß ich meiner Frau, so lange ich sie habe (— also 4 Jahre) noch kein neues Kleid gekauft habe," aber wir lernen auch die großartige Wohlthätigkeit des Hauses kennen, wenn er fortfährt: „wie viel ist unterdessen an andere weggegeben worden, die uns als angesehene Leute in dieser Stadt täglich berauben," und wir werden es wohl billigen, wenn er schließt: „ich wünschte wohl, meinen Kindern ein kleines väterliches Erbe zu hinterlassen, wenn es mit Ehren geschehen kann." Der Haushalt Melanchthons war groß, er hatte noch Kostgänger, die er unterrichtete, wie wir im folgenden das näher darstellen wollen; dazu herrschte eine unbeschränkte Gastfreiheit in seinem Hause. „An meinem Tische", schrieb Melanchthon einst an seinen Freund Justus Menius, „gab es heute elf Sprachen: Latein, Griechisch, Hebräisch, Deutsch, Ungarisch, Venetianisch, Türkisch, Arabisch, Neugriechisch, Indisch und Spanisch." Daß es überhaupt möglich war, diese ausgedehnte Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit zu üben und noch das Hauswesen in seinem Bestande zu erhalten, ist größtenteils das Verdienst jenes Famulus Melanchthons, Johannes Koch aus Ilsfeld bei Heilbronn gebürtig, den Melanchthon auf die warme Empfehlung des Hieronymus Baumgärtner, Ratsherrn zu Nürnberg, 1519 in sein Haus genommen hatte, und der ihm wie seiner Gattin alle häuslichen Sorgen freudig tragen half und abnahm. Dieser Johannes blieb bis an seinen Tod, der am 3. April 1553 erfolgte, in Melanchthons Hause.

Am 29. August 1522 wurde ihm sein erstes Kind, ein Töchterchen geboren, das in der heiligen Taufe den Namen Anna erhielt; auf sie folgte ein Sohn mit Namen Philipp, der am 23. Januar 1525 geboren wurde; das dritte Kind war ebenfalls ein Sohn, Georg, geboren am 25. November 1527

zu Jena, wohin sich Melanchthon mit seiner ganzen Familie und der Universität der Pest wegen auf Befehl des Kurfürsten begeben hatte. Dies Kind starb schon zum tiefsten Schmerz der Eltern am 15. August 1529. Dann wurde noch ein Töchterchen, Magdalena am 19. Juli 1531 geboren.

Um sieben Uhr früh wurde in Melanchthons Hause das erste Frühstück eingenommen. Das Familienzimmer, in dem man sich dazu versammelte, war von des Hausvaters Arbeitszimmer durch einen kleinen Flur getrennt und sehr einfach ausgestattet; ein mächtiger brauner Kachelofen in der Ecke, ein großer Tisch in der Mitte, eine Anzahl fester Stühle und Bänke von Eichenholz, einige Truhen, an der Thür der Brotkorb war so ziemlich alles, was man sah. Die Morgenandacht vorher war allen gemeinsam. Melanchthon war glücklich, der Hauspriester seines „Gemeindlein" Gottes, wie er seine Familie nannte, sein zu dürfen. Der Famulus Johannes las ein Kapitel aus der heiligen Schrift vor, Melanchthon knüpfte daran eine kurze erbauliche Erklärung und Betrachtung an und schloß mit einem innigen Gebet. Das Frühstück bestand aus warmer Milch und Roggenmehlsuppe. Melanchthon selbst genoß immer nur morgens eine Tasse heiße Milch und aß dazu einen „Spitzwecken", ein damals beliebtes Gebäck. Während dieses einfachen Mahles unterhielt sich Melanchthon mit seiner Frau und den Kindern zwanglos und herzlich, erkundigte sich auch nach den Arbeiten seiner Hausgenossen. Von ½8 bis kurz vor 9 Uhr morgens arbeitete Melanchthon an seinen Schriften oder bereitete sich auf seine Vorlesungen vor. Von 9—11 las er Kolleg; um 11 Uhr kam er pünktlich nach Hause und widmete die Mittagsstunde von 11—12 Uhr seiner Familie. Zugleich war diese Stunde die einzige Erholungsstunde, die sich der unermüdlich fleißige Mann gönnte. Er ging dann ins Familienzimmer und nahm zur Erleichterung seiner Frau ihr die Aufsicht über die Kinder ab, damit sie mit dem Mädchen das Essen zubereiten konnte. Melanchthon hatte ein großes Geschick mit Kindern umzugehen, und es war ihm eine Herzensfreude, die geistige wie leibliche Entwicklung seiner wie anderer Kinder zu beobachten.

Er wiegte seine Kinder und versah sie wie ein rechter Vater, ohne der übrigens ganz falschen Anschauung zu huldigen, er könne seiner Würde dadurch etwas vergeben. Eine solche Scene hat einer seiner Lebensbeschreiber uns geschildert. „Einst ereignete es sich, daß ihn ein Franzose besuchte und Melanchthon in der Familienstube sitzend fand, wie er mit der einen Hand die Wiege im Gange erhielt, mit der andern ein Buch hielt, in dem er gerade las. Als er die Verwunderung des Fremden bemerkte, setzte er ihm die Pflicht des Familienvaters und das Wohlgefallen an den Kindern mit so zärtlicher Liebe auseinander, daß der fremde reicher an Lehre von dannen zog.“ Melanchthon war aber nicht nur ein großer Kinderfreund, sondern nahm auch tiefere Anregungen aus seinem Verkehr mit Kindern.

Einst saß er in seinem Arbeitszimmer und war über die Verhältnisse der Kirche so betrübt, daß er weinte. Da kam sein Töchterchen Anna zu ihm, setzte sich auf seinen Schoß und wischte ihm mit ihrer Schürze die Thränen weg. Dieser Beweis kindlicher Teilnahme rührte ihn tief. „Wenn wir Kinder haben“, äußerte er oft, „küssen wir sie; wie stellen wir uns so närrisch, sähe es ein Stoiker, er würde es tadeln oder wenigstens denken, was ist das für ein Geck!“ Einmal war eine seiner Töchter länger von Hause weggeblieben, als sie Erlaubnis hatte. Bei ihrer Rückkehr fragte er sie, was sie denn der Mutter, die sie nun tüchtig schelten werde, zu antworten gedenke. Das Kind antwortete in seiner Unschuld und Harmlosigkeit, es wolle gar nichts antworten. An diese Antwort seines Kindes dachte er, wenn er von seinen Gegnern heftig angegriffen und geschmäht wurde and antwortete auf ihre Lästerungen — nichts. Natürlich hing er mit innigster Liebe an seinen Kindern; in Briefen an seine Freunde erzählt er von ihren Spielen, ihren Fortschritten, ja in den Vorlesungen berichtete er den Studenten an passenden Stellen von ihrem Leben und Treiben. Als ihm im Jahre 1529 sein Söhnlein Georg im Alter von zwei Jahren starb, war er tief betrübt; „nichts ist mir teurer gewesen“, schrieb er an einen Freund, „als dieser Knabe; es leuchteten herrliche

Geistesgaben aus ihm hervor; welchen Schlag mir dieser Verlust gegeben hat, kann ich mit Worten gar nicht sagen." Seine Freunde trösteten ihn, besonders Luther stand ihm bei; „unserm Philippo", schrieb er an Justus Jonas, „hat Gott der Herr am vorigen Sonntage eins seiner Kinder genommen; da könnt ihr denken, was für Not und Mühe wir haben, daß wir diesen Mann von so zärtlichem und beweglichem Herzen mögen trösten und zufrieden stellen. Er grämt sich gar zu sehr über diesen Tod, wie er denn freilich in solchen Fällen noch nicht geübt ist. Betet für ihn, soviel ihr vermöget, daß ihn der Herr tröste, darnach schreibet ihm eine Trostschrift. Ihr wisset wohl, wie viel uns daran gelegen ist, daß dieser Mann lebe und gesund sei. Wir sind alle mit ihm krank und traurig."

Auf die Kinder, auf die Jugend setzte er immer, wie auch Luther zumal in trüben Zeiten, seine Hoffnung. Ihr Anblick erfreute, tröstete und stärkte ihn in schwerer Zeit. Als er einst mit Luther und andern Theologen in Torgau im Hause des dortigen Pfarrers auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich, um wegen der bedrängten Lage des Protestantismus Rat zu halten, versammelt war, war lange hin und her gesprochen worden, ohne ein befriedigendes Ergebnis erreicht zu haben. Melanchthon war körperlich ermüdet und sehr niedergedrückt durch das Leid um die Kirche. Da wünschte ihn jemand zu sprechen. Er ging hinaus, erledigte das Geschäft und kam bei der Rückkehr zufällig, da er mit den Räumlichkeiten des Hauses nicht genau bekannt war, in die Familienstube, wo die Pfarrfrau mit den Frauen der beiden Diakonen und ihren Kindern sich befanden und ihre häuslichen Verrichtungen besorgten, dabei auch die Kinder beten lehrten. Melanchthon dachte in inniger Rührung, wie er die Gebetsworte der Kinder hörte, sofort an die Worte des achten Psalms: „aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen, daß du vertilgest den Feind und den Rachgierigen." Aufgerichtet und gestärkt kehrte er zu den beratenden Freunden zurück. Luther, dem die Veränderung seines Gesichts sogleich auffiel, fragte ihn, was ihn so fröhlich gemacht. Be-

geistert antwortete Melanchthon: „ich habe soeben die Streiter gesehen, die für uns kämpfen und wider alle Gewalt unbesiegt sein werden;“ und da Luther weiter fragte, wer denn diese Streiter seien, spricht er: „Es sind die Weiber unsrer Pfarrer und Diakonen, es sind ihre kleinen Kinder, deren Gebete für das Evangelium ich gehört habe, deren Schreien Gott seine Ohren nicht verschließen kann, deren Rufen zum Himmel dringen muß.“

Wenn er seine Freunde besuchte, erkundigte er sich sogleich herzlich nach dem Ergehen von Weib und Kind und hielt sich gern in deren Familienzimmer auf. Einst war er bei dem Pfarrer Melander in Kassel; in der Wiege sah er das jüngste Kind liegen. Sogleich ging er zu ihm und sagte: „das ist ein liebes Kind, Gott segne es!“ Da Melanchthon nach der Sitte der Zeit viel auf Träume und Vorzeichen hielt, auch wie wir gesehen, ein Anhänger der Sterndeuterei war, so glaubte er auch, man könne den Menschen aus der Hand ihre Zukunft wahrsagen. Hier sollte er aber mit seinem Glauben an diese Kunst arg ins Gedränge geraten. „Erlaubt mir“, bat er, „daß ich dem Kindlein aus der Hand wahrsage.“ Er ließ sich nun Tag und Stunde der Geburt angeben, und da das Kind dem Vater sprechend ähnlich sah, prophezeite er in der stillen Voraussetzung, es sei ein Knäblein, daß aus diesem Kinde einst ein hochgelehrter Mann und es zu großen Ehren kommen werde, aber auch der Religion halber, schwere Kämpfe zu bestehen haben würde. „Das wäre alles recht schön“, erwiderte lächelnd Melander, „wenn's nur ein Knabe wäre; aber es ist ja ein Mädchen.“ Melanchthon errötete zwar vor Verlegenheit, faßte sich dann aber schnell und sagte: „Nun, dann wird sie einmal ihrem Manne zu schaffen machen.“

Doch kehren wir zu Melanchthons Häuslichkeit zurück. Wir verließen sie, wie Melanchthon sich den Kindern widmete und seine Gattin die Mahlzeit bereitete. Um 12 Uhr mittags wurde die Hauptmahlzeit gehalten. Die Hausfrau läßt auftragen und überfliegt mit den Augen noch einmal prüfend den Tisch. Sie ist klein von Gestalt aber zierlich gebaut, man

sieht ihr an, daß sie eine zarte Gesundheit hat, und wohl viel kränklich ist; sie hat ein anmutiges schalkhaftes Wesen, wenn sie auch besonders vor Fremden etwas scheu und ängstlich ist. Sie konnte sich wegen ihrer Kränklichkeit dem Hauswesen nicht so widmen, wie sie so gern gemocht hätte, da trat denn der treue Johannes für sie ein. Dieser gab auch den Kindern Unterricht. Melanchthons Frau führte oft das Psalmwort „Verlaß mich nicht, Gott, im Alter" im Munde, während Melanchthons Lieblingsspruch war: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Wir sahen schon, wie glücklich die Ehe war; Melanchthon äußerte oft gegen seine Freunde, daß er sich gar keine bessere Frau hätte wünschen können; die Mahlzeit ist bereit, die Hausgenossen versammeln sich, die Kostgänger sitzen dem Alter nach, einer von ihnen hat das Amt, das Tischgebet zu sprechen. Denn Melanchthon hielt es für eine heilige Pflicht, stets vor und nach Tische zu beten und schärfte sie seinen Schülern in noch erhaltenen Gedichten ein, auch hierin ein Vorbild für uns. Er verfaßte selbst Tischgebete in Versen, von denen hier einige in deutscher Übersetzung stehen mögen. Vor Tische beteten die Hausgenossen:

„Segne du dieses Mahl und deine Gaben o Christe,
Daß sie nach deinem Geheiß stärken den hungrigen Leib
In dem gebrechlichen Körper befördert nicht Brot nur das Leben,
Sondern es ist dein Wort, welches das Leben erhält."

Nach Tische dankten sie:

„Nun durch das Mahl der Hunger gestillt und die Tafel geräumt ist,
Wollen wir danken dafür dir, o allmächtiger Gott.
Denn was helfen der menschlichen Kraft die Speisen und Gaben,
Wenn nicht der Herr sie erhält, unser allgütiger Gott.
Denn durch dich belebt, o Schöpfer, reget sich alles,
Und durch deinen Hauch lebet und webet das All.
Jetzt auch fördere du die dankbar ergebne Gesinnung
Und mit himmlischer Speis' stille des Herzens Begehr.
Weil du uns liebst, so erhalte uns auch, allgütiger Vater,
Leite die Studien auch, führ' du uns lebenslang.
Und wenn du Nahrung uns giebst, allmächtiger Herrscher der Welten,
Gieb uns im Mahle auch Kraft, da du so gütig ja bist."

Zum Gebete ermahnte Melanchthon die Jünglinge in folgenden Versen:

„Daß wir leben in sicherer Hut und von Speisen uns nähren
Halten wir alles mit Recht für des Allmächt'gen Geschenk.
Denn er verschaffte uns Kraft und Nahrung durch gütige Spenden
Und überwacht und erhält alles Erschaffene auch.
Die zu bedauernden Menschen, die Tiere und Vögel die jungen
Raben, sie alle ernährt, kleidet und speiset der Herr.
Daher gebühret dem Mahl auch ehrfurchtsvolle Beachtung,
Daher geziemet es sich, dankbar zu nehmen das Mahl.
Möge dich nicht der Hunger fortreißen mit stumpfem Gefühle,
Daß du gedankenlos Gott Dank zu erweisen vergißt.
Wie die Centauren zum Beispiel barbarisch die Mahlzeiten halten,
Ohne zu wissen, daß Gott ihnen die Nahrung beschert:
Ehemals pflegte man stets vor Tische den Göttern zu opfern,
Heilig war dieser Gebrauch, schon von den Vätern ererbt.
Also mögen auch wir uns fromm vor Tische vereinen,
Anfangen stets mit Gebet, betend beenden das Mahl."

Das Eßgerät war einfach. In einer großen braunen Steingutschüssel kam die Suppe oder ein anderes Gericht auf den Tisch. Mit einem großen Blechlöffel füllte die Hausmutter oder der Famulus Johannes jedem sein Teil in die glänzend braunen tiefen Steingutnäpfe, wie sie damals in Bürgerhäusern im Gebrauche waren. Auf dem Tische fehlte nicht der Brotkorb, an dem ein Tragband befestigt war, neben ihm lag Brot, meist schon einige Scheiben abgeschnitten. In den Brotkorb wurden nach der Mahlzeit alle Brotrinden und Reste gesammelt, und dieser dann in der Nähe der Thür, so daß ihn auch die Kinder erreichen konnten, am Tragbande aufgehängt. Wenn dann die Kinder zwischen den Mahlzeiten essen wollten, verwies man sie an den Brotkorb, und waren sie unartig, so drohte man ihnen wohl, man werde ihnen den Brotkorb höher hängen, und daher findet die Redensart „jemandem den Brotkorb höher hängen" ihre Erklärung. Auf dem Tische stand noch ein Gefäß mit Salz und Kümmel. Der feinere und teurere Pfeffer, damals nicht so wohlfeil wie heute, befand sich in einem wohlverschlossenen Büchschen und endlich stand noch auf dem Tisch die Essigflasche.

Die gewöhnlichen Mahlzeiten bestanden aus einer Suppe, die Melanchthon sehr gern aß, und für die er schon als Student in Tübingen seine Fleischportion einem andern Kommilitonen abgetreten hatte, einem Hauptgericht sehr oft von Fischen, die die nahe Elbe lieferte und einem Gemüse oder Eierspeisen. Melanchthon liebte besonders kleine Fischchen auf jede Art zubereitet und aß Gemüse und Eierspeisen sehr gern. Aus Fleisch machte er sich wenig und pflegte oft zu sagen, er könne die Lebensweise der Pythagoräer — die ja hauptsächlich Gemüse aßen, also die Vegetarianer der alten Welt waren — sehr gut befolgen. Alle Eierspeisen aß er mit großer Vorliebe, die Eier mußten aber frisch sein und die Speisen heiß auf den Tisch kommen. Während der Mahlzeit wurde ab und zu aus einer Kanne Wein oder Bier in kleine gläserne Henkelkrüge eingeschenkt. So mäßig Melanchthon sonst war und so wenig Ansprüche er an das Essen machte, so gönnte er sich doch wegen seines schwachen Magens, um sich zu kräftigen, ein gutes Glas Wein, den ihm seine Gönner und Freunde in den Keller legten. So schrieb ihm der Kurfürst Friedrich einmal, er solle ja auf seine Gesundheit bedacht sein, er schickte ihm guten Wein und fügte dabei die Mahnung hinzu, die der Apostel Paulus ausspricht: „Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde"; gab auch Melanchthon zu bedenken: „wenn du den übrigen Aussprüchen Pauli glaubst, mußt du auch diesem glauben und ihm Folge leisten." Den Beschluß des Mittagsmahles machte nach der Sitte der Zeit entweder eine Mehlspeise oder ein Gemüse, zum Beispiel Erbsen mit Meerrettig, zu besondern Gelegenheiten wie an Festtagen oder Geburtstagen, ein Kuchen und wenn es hoch herging, einige Apfelsinen, damals Pomeranzen genannt, die von der kurfürstlichen Tafel für die Tafel des verdienten Gelehrten gespendet waren.

An die sächsische Küche konnte Melanchthon, der Süddeutsche, sich nie recht gewöhnen. Die pfälzische Küche hatte ihm besser gemundet, und oft erinnerte er sich ihrer mit Vergnügen, nicht ohne mit einigem Bedauern hinzuzusetzen: „Es ist zum Erbarmen, wir haben in diesem armen elenden Neste

(Wittenberg) keine ordentliche Nahrung; es ist nichts gut zu bekommen, und wenn man schon etwas hat, so kocht mans noch schlecht; alles ist barbarisch." Da er als Rheinländer an Wein gewöhnt war, vermißte er ihn hier in Sachsen oft, und von dem hier gekelterten hielt er nicht viel; Er führte über die in der Umgegend von Wittenberg wachsenden Reben oft den Vers seines Freundes Petrus Mosellanus, an:

„Der schönste Essig wächst auf jenen Hügeln dort."

Ein Freund schenkte ihm einst italienischen Wein und fügte zugleich die Anweisung bei, wie er aufzubewahren sei. In seinem Danksagungsbrief erwiderte Melanchthon scherzend, er wisse eine weniger umständliche Art der Aufbewahrung, nämlich den Wein mit Freunden auszutrinken. Als er 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg war und ihm der dortige schlechte Wein nicht sehr mundete, scherzte er: „das ist wohl Wein vom Neckar, aber nicht Nektar." Bei einem Mahle erzählte einst Bugenhagen, der damals Stadtpfarrer in Wittenberg und früher in Treptow an der Rega in Pommern Rektor gewesen war, eine hübsche Geschichte von saurem Landwein, die Melanchthon viel Vergnügen machte. Der dortige Propst, mit Namen Lentz, ein alter freundlicher Herr, hielt große Stücke auf den Wein, den er auf den Klosterweinbergen zog und nötigte jeden Gast zu fleißigem Trinken, indem er selber mit gutem Beispiel voranging. Jedem andern machte der saure Wein nur Pein, ihm allein bekam er ganz vorzüglich, da er sich schon an ihn gewöhnt hatte. Einst saß wieder ein Fremder an seinem Tische. Nur mit großem Widerstreben trank er aus Höflichkeit von dem pommerschen Gewächs. Als ihn der Propst fragte, wie ihm der Wein schmeckte, sagte der Gast: „es ist ein alter Wein." Der Propst war hocherfreut über dieses Lob und rückte schon näher. „Schon zur Römerzeit bekannt", ließ sich jener weiter vernehmen. „Kommt auch in der Bibel vor", ergänzte er. „Wo denn"? erkundigte sich der alte Propst eifrig. „Matth. 27, 34", antwortete jener. „Was steht denn da"? „da er es schmeckte, wollte er es nicht trinken" war die unerwartete Antwort.

Wie Melanchthon sehr mäßig im Essen war und nur ver-

möge seiner großen Vorsicht vor Krankheiten sich bewahrte, so waren ihm auch große Gastereien sehr zuwider, und daher lehnte er wie auch Luther sehr häufig Einladungen ab. Wenn er aber schon hingehen mußte, wie zu den Fürsten, die ihn einluden, so war es ihm hauptsächlich um eine anregende Unterhaltung zu thun, und er konnte sich sehr ärgern, wenn einer stumm bei Tische saß und seine ganze Aufmerksamkeit dem Essen zuwandte. Freilich wurde er meistens selbst nächst Luther, ohne daß er es in seiner Bescheidenheit gewollt hätte, die Seele der Unterhaltung. Und wie konnte Melanchthon unterhalten! Ob bei sich zu Hause oder bei anderen, immer würzte er das Mahl mit Anekdoten, meist aus der Geschichte entlehnt, von denen er, dank seiner umfassenden Belesenheit und seines treuen Gedächtnisses eine große Menge bereit hatte, und sie bei passenden Gelegenheiten geschickt in das Gespräch einzuflechten wußte. Auch heitere, aber harmlose Scherze wußte Melanchthon wohl zu würdigen, wie er denn selbst mit Luther, der darin Meister war, fremde und eigene Rätsel zur Belehrung und Unterhaltung aufzugeben liebte.

Sehr unwillig konnte der sonst so sanftmütige Mann werden, wenn jemand ihn an eine reichbesetzte Tafel lud und dann sich noch wortreich entschuldigte, daß es so wenig sei, was er zu bieten habe. Als er einst bei dem Pfarrer in Oschatz an wohlbesetzter Tafel saß, bat dieser wiederholt, Melanchthon möge doch mit der geringen Bewirtung vorlieb nehmen, er hätte seine Gäste wohl gut bewirten wollen, aber nun merke er, daß nichts Besonderes da sei. Melanchthon wurde schließlich ganz ärgerlich und sagte ihm, er solle doch nicht so reden und sich nicht wider Gott versündigen, man müsse vielmehr Gott danken, der uns so viel und vielerlei darreiche und so gnädig zusehe, wie man seine Gaben brauche, ja sogar — mißbrauche. Bei einer andern Gelegenheit schnitt er die wortreichen Entschuldigungen des Gastgebers, daß er in der Eile nur wenig habe beschaffen können, mit den Worten ab: „Eure Entschuldigung ist größer als mein Magen; wären alle so groß, so müßte der liebe Gott viel schaffen.“ Und wie es ihm lästig war, daß ihm zu Ehren Gast=

(Wittenberg) keine ordentliche Nahrung; es ist nichts gut zu bekommen, und wenn man schon etwas hat, so kocht mans noch schlecht; alles ist barbarisch." Da er als Rheinländer an Wein gewöhnt war, vermißte er ihn hier in Sachsen oft, und von dem hier gekelterten hielt er nicht viel; Er führte über die in der Umgegend von Wittenberg wachsenden Reben oft den Vers seines Freundes Petrus Mosellanus, an:

„Der schönste Essig wächst auf jenen Hügeln dort."

Ein Freund schenkte ihm einst italienischen Wein und fügte zugleich die Anweisung bei, wie er aufzubewahren sei. In seinem Danksagungsbrief erwiderte Melanchthon scherzend, er wisse eine weniger umständliche Art der Aufbewahrung, nämlich den Wein mit Freunden auszutrinken. Als er 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg war und ihm der dortige schlechte Wein nicht sehr mundete, scherzte er: „das ist wohl Wein vom Neckar, aber nicht Nektar." Bei einem Mahle erzählte einst Bugenhagen, der damals Stadtpfarrer in Wittenberg und früher in Treptow an der Rega in Pommern Rektor gewesen war, eine hübsche Geschichte von saurem Landwein, die Melanchthon viel Vergnügen machte. Der dortige Propst, mit Namen Lentz, ein alter freundlicher Herr, hielt große Stücke auf den Wein, den er auf den Klosterweinbergen zog und nötigte jeden Gast zu fleißigem Trinken, indem er selber mit gutem Beispiel voranging. Jedem andern machte der saure Wein nur Pein, ihm allein bekam er ganz vorzüglich, da er sich schon an ihn gewöhnt hatte. Einst saß wieder ein Fremder an seinem Tische. Nur mit großem Widerstreben trank er aus Höflichkeit von dem pommerschen Gewächs. Als ihn der Propst fragte, wie ihm der Wein schmeckte, sagte der Gast: „es ist ein alter Wein." Der Propst war hocherfreut über dieses Lob und rückte schon näher. „Schon zur Römerzeit bekannt", ließ sich jener weiter vernehmen. „Kommt auch in der Bibel vor", ergänzte er. „Wo denn"? erkundigte sich der alte Propst eifrig. „Matth. 27, 34", antwortete jener. „Was steht denn da"? „da er es schmeckte, wollte er es nicht trinken" war die unerwartete Antwort.

Wie Melanchthon sehr mäßig im Essen war und nur ver-

möge seiner großen Vorsicht vor Krankheiten sich bewahrte, so waren ihm auch große Gastereien sehr zuwider, und daher lehnte er wie auch Luther sehr häufig Einladungen ab. Wenn er aber schon hingehen mußte, wie zu den Fürsten, die ihn einluden, so war es ihm hauptsächlich um eine anregende Unterhaltung zu thun, und er konnte sich sehr ärgern, wenn einer stumm bei Tische saß und seine ganze Aufmerksamkeit dem Essen zuwandte. Freilich wurde er meistens selbst nächst Luther, ohne daß er es in seiner Bescheidenheit gewollt hätte, die Seele der Unterhaltung. Und wie konnte Melanchthon unterhalten! Ob bei sich zu Hause oder bei anderen, immer würzte er das Mahl mit Anekdoten, meist aus der Geschichte entlehnt, von denen er, dank seiner umfassenden Belesenheit und seines treuen Gedächtnisses eine große Menge bereit hatte, und sie bei passenden Gelegenheiten geschickt in das Gespräch einzuflechten wußte. Auch heitere, aber harmlose Scherze wußte Melanchthon wohl zu würdigen, wie er denn selbst mit Luther, der darin Meister war, fremde und eigene Rätsel zur Belehrung und Unterhaltung aufzugeben liebte.

Sehr unwillig konnte der sonst so sanftmütige Mann werden, wenn jemand ihn an eine reichbesetzte Tafel lud und dann sich noch wortreich entschuldigte, daß es so wenig sei, was er zu bieten habe. Als er einst bei dem Pfarrer in Oschatz an wohlbesetzter Tafel saß, bat dieser wiederholt, Melanchthon möge doch mit der geringen Bewirtung vorlieb nehmen, er hätte seine Gäste wohl gut bewirten wollen, aber nun merke er, daß nichts Besonderes da sei. Melanchthon wurde schließlich ganz ärgerlich und sagte ihm, er solle doch nicht so reden und sich nicht wider Gott versündigen, man müsse vielmehr Gott danken, der uns so viel und vielerlei darreiche und so gnädig zusehe, wie man seine Gaben brauche, ja sogar — mißbrauche. Bei einer andern Gelegenheit schnitt er die wortreichen Entschuldigungen des Gastgebers, daß er in der Eile nur wenig habe beschaffen können, mit den Worten ab: „Eure Entschuldigung ist größer als mein Magen; wären alle so groß, so müßte der liebe Gott viel schaffen." Und wie es ihm lästig war, daß ihm zu Ehren Gast-

mähler gehalten wurden, so hatte er es auch nicht gern, wenn man seinetwegen Umstände machte und ihm Empfangsfeierlichkeiten bereitete. Als er einst nach Worms reiste und durch Erfurt kam, wollte die Bürgerschaft ihm eine besondere Ehre erweisen und ließ, da es gerade Festtag war, eine Stunde ihm zu Ehren mit allen Glocken läuten. Als nun einer der Ratsherrn, sogar noch einer seiner früheren Schüler ihn darauf hin ansprach und fragte: „Herr Präceptor" — so wurde Melanchthon meistens angeredet, — „wie hat euch denn unser Geläute gefallen? Sinds nicht außerordentlich schöne und herrliche Glocken? Singen und brummen sie nicht weidlich daher?" Da brummte Melanchthon statt aller Antwort nur vor sich hin: „Große Narren müssen große Schellen haben."

Nach beendeter Mahlzeit zog sich Melanchthon wieder in sein Arbeitszimmer zurück und widmete sich seinen Studien, der Abfassung seiner zahlreichen Schriften, die er immer wieder verbesserte, Gutachten für Magistrate, Fürsten und Herren, die alle bei ihm und Luther Rats sich erholten und seinem ausgedehnten Briefwechsel wie dem Unterrichte seiner Kostgänger, den wir gleich noch kennen lernen werden, und empfing auch Besuche. Diese raubten ihm eine Menge Zeit und stellten seine Geduld und Langmut auf eine harte Probe. Selten war er allein; daher er auch am liebsten und ungestörtesten in den frühesten Morgenstunden arbeitete. Die Besucher kamen mit den verschiedensten Anliegen zu ihm, die einen baten um Empfehlungsbriefe von dem berühmten Mann, der mit der Gelehrtenwelt, den Höfen, wie den Diplomaten jener Zeit gleich ausgebreitete Beziehungen hatte, die andern baten um Zeugnisse, um eine Anstellung erlangen zu können, andere baten um seinen Rat, wieder andere kamen mit ihren Schriften zu ihm, damit er sie durchsehe, verbessere, mit einem empfehlenden Vorwort versehe. Sein Freund Bernhard Ziegler, der Hebräisch zu Leipzig lehrte, kam zu ihm, um sich über eine gelehrte Frage, die er nicht verstand, bei Melanchthon Rats zu holen, er hielt dann vor der Thür des Arbeitszimmers Wache, damit ja niemand Melanchthon bei der Arbeit störe, die er für ihn machte. Die beschei-

densten waren noch die, die ihn um ein Stammbuchblatt, seinen Namenszug baten, die am wenigsten bescheidenen die, die ihm den Stoff zu gelehrten Abhandlungen brachten und ihn baten, für sie dieselbe zu schreiben; natürlich ging sie unter dem Namen des Bittstellers in die Welt. Oft bekam er Schriften im Manuskript zugesandt, um sie zu begutachten und dann mit seinem empfehlenden Geleitwort in Wittenberg gleich drucken zu lassen; sie waren dann so beschaffen, daß er sie nicht empfehlen konnte; behandelten sie aber sonst nützliche Fragen wenn auch schlecht, so arbeitete der um die Wissenschaft und ihre Förderung so eifrig bemühte Mann sie vollständig um, so daß sie als sein Werk gelten durften, ließ sie aber in seiner Selbstlosigkeit unter dem Namen ihres alten Urhebers ausgehen. Bei den akademischen Disputationen, Promotionen ließen sich die meisten, Professoren eingeschlossen, von Melanchthon die zu verteidigenden Thesen aufsetzen, sehr oft noch begründen. Er fertigte den Professoren die Hefte an, nach denen sie den Studenten die Vorlesungen hielten oder vielmehr nach damaliger Sitte — sie ist noch heute hier und da erhalten — diktierten — er schrieb ihnen die akademischen Reden nieder, die sie dann — ablasen. Das war so selbstverständlich, daß niemand daran Anstoß nahm. Es klingt unglaublich, ist aber buchstäblich wahr: so ziemlich zu allem, was zu Wittenberg geschrieben, geredet, gedruckt wurde, gab Melanchthon seine Gedanken, die Anregung, den Stoff, meistens sogar noch die Form. Und seine Hülfe nahmen nicht nur Theologen und Philosophen und Philologen in Anspruch, auch Juristen und Mediziner liehen sich seine stets bereite Feder, da er in allen Wissenschaften damaliger Zeit an Gelehrsamkeit neben Erasmus und nach dessen Tode unerreicht allein dastand. Und keinen ließ er ungetröstet, unberaten von seiner Schwelle gehen; er lebte nur für andere, und so oft er auch unter der steigenden Arbeitslast seufzen mußte, immer siegte sein gutes Herz, und er unterzog sich neuen Mühen. Und wie oft waren die Bittsteller noch zudringlich und unverschämt! Nur, um sie los zu werden, that er ihnen oft den Willen. Wenn jemand um Empfehlungen bat, die Melanchthon mit gutem

Gewissen nicht geben konnte, kaufte er sich mit einem Geldgeschenk los.

Und wie viele baten ihn um Unterstützung! Er ließ keinen unbeschenkt ziehen. Wenn er kein Geld mehr hatte, gab er Ehrengeschenke in Pokalen und andern Gegenständen, die er von Fürsten und Obrigkeiten erhalten hatte, fort, ja er ging selber heimlich zu einem Kaufmann, um solche silbernen oder goldenen Becher zu verkaufen, ohne sich darum zu sorgen, ob der gezahlte Preis auch angemessen war, und gab mit vollen Händen. Er war ein eifriger Münzensammler und freute sich über jede seltene Münze; wenn ihn aber einer um eine solche Münze bat, gab er sie ihm, und als er einst merkte, daß sein Freund Camerarius gern einige besonders schöne Münzen gehabt hätte, sie aber nicht von ihm annehmen mochte, drängte er sie ihm förmlich auf: „Nimmst du sie nicht, so wirst du sie nur einem andern überlassen." Seine wie seiner Frau großartige Freigebigkeit wurde leider häufig mißbraucht, aber er gab doch immer wieder, wenn er das auch erfuhr, und so sehr seine Freunde ihm abrieten. Er war darin so wie Luther, der oft sogar die Patengeschenke seiner Kinder fortgab. Er lebte eben nur für andere, an sich zu denken lag ihm völlig fern. „Ich könnte im Gelde sitzen, wenn ich die Theologie zum Gegenstande des Gewinnes machen wollte, das aber mag ich um keinen Preis," schrieb er selbst an Spalatin; Vorteile und glänzende Anerbietungen, die ihm ungesucht gemacht wurden, lehnte er stets ab. Mit Recht durfte er von sich sagen: „Ich habe weder Schätze noch Ruhm, noch Wohlleben gesucht" und pflegte oft ein Wort aus dem Altertum anzuführen: „Mein soll der Hauptteil der Arbeit sein, mit den Schätzen mag sich bereichern, wer da will." Ein bezeichnender Fall für viele andere möge hier noch angeführt sein. Er hatte wieder einmal eine Menge schöner Münzen gesammelt, die seine ganze Freude waren. Er zeigte sie einem Gaste, und da er diesem abmerkte, daß er auch gern einige Münzen haben mochte, bot er ihm freundlich an, er möge sich die eine oder andere, die ihm besonders gefiele, aussuchen und zum Andenken mitnehmen. Dieser meinte, sie

gefielen ihm — alle, er möchte sie wohl alle haben. Melanchthon war über diese Unverschämtheit zwar sehr ärgerlich, beherrschte sich aber, gab sie wirklich alle fort und sagte nachher nur, nun habe er doch wenigstens die Habgier dieses unhöflichen Menschen gesättigt. So hatte sein Schwiegersohn Dr. Kaspar Peucer, Professor der Medizin zu Wittenberg, nur zu recht, wenn er einst dem Herzog Albrecht von Preußen, der Melanchthon aus Dankbarkeit ein Geldgeschenk machen wollte, sagen ließ: „Ich wollte, daß niemand meinem Schwiegervater Geld schenkte; es hilft weder ihm noch seinen Kindern, er verschenkt es sofort wieder; ich sehe ja, wie er thut, wenn sein Gehalt eingeht; da giebt er davon hin, so lange ein Heller da ist; was dann im Haushalte fehlt, das muß ich dazu thun; davon werden wir beide nicht reich.“ Das wollte Melanchthon aber auch gar nicht: „ich habe die Armut zum Begleiter meiner Philosophie, aber ich trage sie willig,“ war sein Grundsatz.

Mit diesen vielseitigen Beschäftigungen ging der Nachmittag hin. Zu Abend aß Melanchthon wenig oder gar nichts, da es ihm nicht bekam. Sein früherer Schüler und späterer Amtsgenosse Paul Eber schrieb über ihn: „Er ißt sehr spärlich und seltener zweimal als einmal des Tages; wir haben ihn vor dieser gefährlichen Enthaltsamkeit gewarnt, aber er sagt, es sei ihm so dienlich und manchmal notwendig, wenn er die Last von Geschäften, mit denen er von Tag zu Tag mehr überbürdet wird, erledigen wolle.“ Gleich nach 9 Uhr ging er zur Ruhe; stand aber bald nach Mitternacht wieder auf. Er litt sehr, zuweilen fast unerträglich für ihn, an Schlaflosigkeit. Auch seinen Studenten und Freunden empfahl er das frühe Schlafengehen sehr; „Nichts ist nachteiliger für den Körper, pflegte er oft zu sagen, als Nachtwachen, mag man sich nun auf den Gassen herumtreiben oder studieren; Osiander (der Reformator Nürnbergs, später Hofprediger und Professor der Theologie in Königsberg, starb erst 54 Jahre alt) hat sich auf diese Weise sein Leben verkürzt; ich glaube, daß nichts mein Wohlbefinden so befördert als daß ich zeitig schlafen gehe. Wenn ein Mensch den ersten Schlaf genießt, kann er den zweiten entbehren.“ Er

hielt aber streng darauf, daß dieser „erste Schlaf“ ihm nicht verkürzt wurde; er vermied gegen Abend alles Aufregende; er las nie Briefe, die den Abend noch einliefen, besonders wenn er etwas Wichtiges oder Unangenehmes in ihnen vermutete, sondern verschob es auf den folgenden Tag. In späteren Lebensjahren ruhte er gleich nach dem Mittagessen auf seiner Polsterbank und schlief wohl auch etwas, um sich zu stärken.

Doch zu Melanchthons Häuslichkeit gehörten manche Jahre auch seine Kostgänger, und seine Thätigkeit, die sich auf sie erstreckte, wollen wir, weil sie nach seinem eigenen Geständnis seine Lieblingsbeschäftigung war, daher näher kennen lernen.

---

18. Melanchthons „Hausschule“.

1521—1529.

Man kann sich wundern, daß Melanchthon, dieser große Gelehrte und Kirchenmann und so fruchtbare Schriftsteller noch die Zeit gefunden und die Mühe sich genommen hat, Kostgänger zu halten und ihnen jahrelang Elementarunterricht im Lateinischen und Griechischen zu erteilen. Aber bei näherem Zusehen ergeben sich uns seine Beweggründe dafür. Wir sahen schon, daß Melanchthon nur ein geringes Gehalt hatte und dabei sehr viel Wohlthätigkeit übte. „In seinem Hause“, erzählt uns sein Freund Camerarius, konnte man beständig Leute aus- und eingehen sehen, unter ihnen Menschen jedes Alters, jedes Geschlechts, jedes Standes, ja jedes Volkes. Nicht bloß täglich sondern fast stündlich und jeden Augenblick wurde aus dem Hause allerlei fortgetragen, denn es war einmal so Brauch im Hause, nichts abzuschlagen. Arme Jünglinge, die fleißig und sittsam waren, nahm er umsonst in sein Haus und an seinen Tisch.“ Es hätte allerdings noch andere Geldquellen für ihn gegeben und Melanchthon kannte sie auch. „Ich könnte

im Golde sitzen," sagte er Ende 1524, „wenn ich die Theologie zum Gegenstand des Gewinnes machen wollte, aber gerade das werde ich niemals thun"; die glänzendsten Anerbietungen wurden ihm gemacht, wenn er nur etwas nachgiebiger im Streit mit den Katholiken auf den verschiedenen Religionsgesprächen sein wollte, er lehnte alles ab. Der Kardinalshut wurde, wie man erzählte, ihm angeboten: er hatte nie auch nur daran gedacht, ihn anzunehmen. Er konnte besser bezahlte Professuren an andern Universitäten und Schulen haben, er blieb in Wittenberg. Im Jahre 1526 war es den unausgesetzten Bemühungen Luthers endlich gelungen, zu erreichen, daß in der Universitätsordnung befohlen wurde, „Magister Philippsen 200 Gulden jährlich zu geben." Aber Melanchthon war nur mit vieler Mühe zu bewegen, es zu nehmen, weil er die theologischen Vorlesungen nicht alle Tage neben den philologischen seiner zarten Gesundheit wegen glaubte halten zu können. „Nu beschweret sich der Mensch", schrieb Luther darüber an den Kurfürsten, „solchs zu nehmen aus der Ursache (denn) weil er es nicht vermag, so steif und täglich in der Schrift zu lesen, mocht ers nicht mit gutem Gewissen nehmen und meinet, Ew. Kurfürstl. Gnaden fordern solch gestrenges Lesen von ihm, so hilft mein Sagen und Deuten gar nichts bei ihm, als daß Sie zufrieden sei, daß er die Theologie helfe handhaben mit der Disputation und Lesen, wie vorhin geschehen, doch soviel er vermag, es sei gleich die Wochen nur einmal oder wie er kann. Denn wenngleich Ew. Kurfürstl. Gnaden solchen Sold ihm ein Jahr oder zwei schenkte, wäre ers doch wohl wert, denn er zuvor zwei Jahre ohne Sold in der Schrift gelesen hat mit großer Arbeit und Frucht und vielleicht sich auch zum Teil so damit verderbet (seiner Gesundheit geschadet)."

So zeigte ihm seine Liebe zu der Jugend und zum Lehrerberuf diesen Weg, nach alter Professorensitte Kostgänger zu halten. Er äußerte oft, wie gern er sich nur dem Unterricht widmen möchte und wünschte nichts sehnlicher als von den vielen theologischen Verhandlungen befreit zu werden. Er liebte über alles die Ruhe und Muße des Schullebens, so daß er

noch im Greisenalter schrieb: „O hätte ich mich doch, wenngleich ich auch nur ein mäßiger Lehrer gewesen wäre, stets dem Unterricht des zarten Alters widmen können, von dem der Sohn Gottes sagt: Es ist nicht der Wille des Vaters, daß eins von diesen Kleinen verloren gehe! Welch ein Trost liegt für einen frommen Lehrer darin, umgeben von frommen Engeln im Kreise unberührter Jugend zu sitzen, die Gott wohlgefällig ist, und die zarten Geister zu unterrichten, Gott wahrhaft zu erkennen und anzurufen und dann wirklich nützliche Glieder der Kirche und der Gesellschaft zu erziehen!“

Besonders der fremdsprachliche Elementarunterricht lag ihm am Herzen; täglich konnte er beobachten, wie mangelhaft vorbereitet die Studenten auf die Universität kamen, wie wenig sie imstande waren, den Vorlesungen zu folgen. Es gab nun aber in Wittenberg kein Gymnasium oder eine andere Schule, die auf die Universitätsstudien vorbereitete; vergeblich hatte Melanchthon jahrelang immer wieder beim Kurfürstlichen Hofe um Einrichtung einer solchen Anstalt gebeten: es fehlten die Mittel dazu; da legte er, getrieben von dem Eifer für die Studien, von dem Wunsche beseelt, den jungen Studenten, die plan- und ziellos Vorlesungen hörten, und schon genug gethan zu haben glaubten, wenn sie recht viele Vorlesungen hörten, zu helfen, selber Hand ans Werk. An Schülern und Kostgängern fehlte es ihm nicht; aus allen Gauen Deutschlands, aus allen Ländern Europas strömte die lernbegierige Jugend nach Wittenberg zusammen. Viele Eltern baten Melanchthon, sich der Studien ihrer Söhne anzunehmen und, wie sehr er sich auch unter den Professoren Wittenbergs umsah, keiner wollte sich diesem Privatunterricht, der Vorbereitung auf die Universitätsstudien widmen. Wir hören in dieser Zeit von Melanchthon oft Äußerungen schmerzlicher Resignation über die mangelnde wissenschaftsiche — auch sittliche Bildung der Professoren. „Ein rechter Jammer ist es“, schrieb er schon 1522 an Spalatin, „daß man unter einer so großen Zahl hiesiger Professoren kaum den einen oder andern findet, der die klassischen Sprachen mit gewissenhafter Pflichttreue lehrt“, und

Ende 1524 muß er ihm wieder klagen: „Ein gut Teil der Magister wird abgeschreckt durch die Größe der Last, die sie sich dadurch aufbürden würden, andere, stolz und aufgeblasen, schämen sich des verächtlichen Amtes, Knaben zu unterrichten;“ und der so unermüdlich thätige Gelehrte beklagte es schmerzlich, daß andere vielmehr die ruhige Behaglichkeit als den Schuldienst liebten, so daß er sich sehr deutlich im selben Jahre zu Spalatin aussprach: „Unter der Schar hiesiger Lehrer ist der Stolz und die Faulheit so groß, daß ich oft alle Lust am Leben verliere; es ist geradezu eine Schande, daß kein Lehrer in Wittenberg ist, zu dem junge Leute aus der Fremde sicher gesandt werden können.“

Aus diesen edlen Beweggründen nahm Melanchthon zu andern Lasten noch eine neue auf sich, und wird uns dadurch nur verehrungswürdiger.

Wir dürfen annehmen, daß Melanchthon diese seine „Privatschule“ im Jahre 1521 eingerichtet hat. Bei dem Unterricht, den er hier erteilte, legte er den Hauptnachdruck auf die Aneignung tüchtiger grammatischer Kenntnisse; er las leichte Klassiker mit den Jünglingen und übte sie im mündlichen und schriftlichen lateinischen Gedankenausdruck. Zu ihrer Belehrung und Freude ließ er von ihnen klassische Stücke von Terenz, Plautus und Seneca aufführen, wozu er jedesmal die Prologe dichtete, die noch erhalten sind. Diese Aufführungen sollten die Knaben gewandter in Rede und Auftreten machen, sie aber auch sittlich fördern, daher Melanchthon auch in den Prologen niemals auf die sittliche Seite des Stückes hinzuweisen unterließ. Er ließ sich auch durch unbilligen Tadel der Zuschauer in seinen Bestrebungen nicht irre machen, und hatte die Freude, daß solche Aufführungen auch an andern Schulen stattfanden. Übrigens veranstaltete auch Luther, vielleicht dem Beispiel seines Freundes folgend, im Augustinerkloster mit den dort wohnenden Studenten solche Aufführungen und lud z. B. „zur Fastnacht 1525 seinen Freund Spalatin zu einer Aufführung, die von der Jugend seines poetischen Reiches in seinem Hause, stattfinden sollte, auch zu Speis und Trank ein, wozu Spalatin

womöglich etwas Wildbret mitbringen möge.“ Wie es Luther denn gern sah, daß auch die Begebenheiten der alt- und neutestamentlichen Geschichte lateinisch und deutsch dramatisch dargestellt würden, um auch so ihre Kenntnis zu vermitteln, und es ist bekannt, daß diese Anregungen eine Menge Schüleraufführungen an den gelehrten katholischen wie protestantischen Schulen im sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert hervorbrachten.

Die tägliche Arbeit in der „Hausschule“ fing mit Gebet an; Melanchthon sagt darüber in einem lateinischen Distichon, das etwa in der Übersetzung so lautet:

„Soll dein Flehn auch wirklich gelangen und dringen zum Himmel,
Dann geschehe es oft, gestützt auf gläub'ges Vertrau'n.“

Dann folgte die Lektüre je eines Kapitels des Alten und Neuen Testaments. Melanchthon gab dazu die Anweisung: „Lies ein Kapitel im Alten Testament, damit du einmal die ganze Geschichte nach ihrer Ordnung kennen lernst, dann aber auch daß dir der Text vertraut wird, auch wenn du nicht gleich alles verstehst.“ Scharf tadelte er die, welche Gebet und Bibellesen vernachlässigten; oft mahnte er: „Schändlich und verächtlich ist es, beim Aufstehen nicht gleich das Vaterunser zu beten und daran die Lektüre eines Psalms, des apostolischen Glaubensbekenntnisses mit einem herzlichen Dankgebet für die (von Gott) empfangenen Wohlthaten anzuschließen.“ Bei Tische führte einer der Schüler den Vorsitz, eine Auszeichnung, die die Belohnung für fleißige Arbeit darstellte, in der er im gegenseitigen Wettstreit auch einen Epheukranz erhielt, den ihm Melanchthon mit einem Glückwunsch in Form eines Gedichts überreichte. Außer diesem „Dichterkönig“ gab es in der Hausschule noch einen „Hauskönig“, der die Ordnung unter den Hausgenossen aufrecht erhielt und auch ihre Arbeiten zu beaufsichtigen hatte, der also Melanchthon manche Arbeit abnahm und ihm vieles erleichterte. Diesen „Hauskönig“ wählte er immer am Epiphaniasfeste (6. Januar) aus der Mitte der Schüler; wie ernst er es mit der Auswahl eines solchen nahm, geht aus zahlreichen Stellen seiner Briefe hervor, in denen er

Freunden die geschehene Wahl und den Namen des Gewählten meldet. Beim Amtsantritt eines neuen „Hauskönigs“ wurde dieser von Melanchthon zugleich im Namen der Mitschüler beglückwünscht in lateinischen oder griechischen Gedichten, von denen hier einige stehen mögen:

„Alle die übrigen fordern Geschenke für ihre Gedichte
Und es pflegt keiner so leicht Verse zu machen umsonst.
Darum sorge ich nicht, für die Mühe den Preis zu erhalten,
Denn die Tüchtigkeit trägt schon in sich selber den Lohn.“

„Dann wirst du würdig nur sein des Scepters und Namens des Königs
Und daß du leitest und lenkst Phöbus geheiligte Schar,
Wenn du der Knaben Schar übertriffst und die andern Gefährten
Durch des Herzens und Geists ewiglich dauernden Wert.
Aber die Hoffnungen gehn und die Wünsche der Guten verloren,
Wenn dir, o König, die Welt mehr als die Musenkunst gilt.“

„Willst du König sein, so besitze auch jegliche Tugend
Aber vor allem dann, wenn du Kindern befiehlst und gebietest
Denn stets werden die Kinder den Lehrern und Vorstehern ähnlich;
Drum muß ein trefflicher Mann auch andere zu trefflichen bilden.“

Wie Melanchthon mit ganzer Seele an seiner Hausschule hing und mit hingebender Liebe für das Wohl seiner Zöglinge bedacht war, sehen wir aus den für sie bestimmten Gelegenheitsgedichten, von denen das eine sich auf die Weihnachtsferien, das andere sich auf den Gregoriustag (12. März) bezieht, an dem zum Andenken an dieses Heiligen Verdienste um die Jugendbildung ein Kinderfest gefeiert wurde.

„Jetzt wo das heilige Fest uns Mußestunden bereitet,
Wo sich der Knabe ergötzt, etwa am Spiel mit der Nuß
Oder in muntrer Gefährten Kreis mit rollenden Würfeln
Jeder von ihnen erstrebt goldener Schätze Besitz:
Da gewähret auch uns von den Zeiten der Muße ein Stündchen
Und meiner Ferien Frucht bring ich selber euch hier.
Seht, ich bringe euch hier von Markus dem Tullier*) ein Büchlein
Euch zur Erquickung und Lust, wie es der Vater gewollt.
Cicero zeigt in dem Werk den Lohn der unsterblichen Tugend
Und zu dem wahren Schmuck fordert er selber euch auf.

*) Der römische Schriftsteller Cicero ist gemeint.

Durch die Beredsamkeit hat er die rohe Sprache veredelt,
Daß du das Vaterland kannst schützen den heimischen Herd.
Drum überwindet euch selbst ein wenig, entsagt dem Vergnügen,
Seid verständig und klug, lernt aus des Tullius Buch."

„Knaben! der Heiland der Welt will euch zum Eigentum haben
Und mit freundlichem Ruf ladet euch Christus der Herr.
Und wenn er kommt, dann hält er euch vor eine reiche Belohnung;
Also heget und liebt euch der Erlöser der Welt.
Daher beeilet euch freudig dem Herrn entgegen zu kommen,
Höchste Sorge sei dies, Christum zum Führer zu haben.
Aber damit du den Sohn des Höchsten auch wirklich erkennen
Könnest, so lerne nun auch wirklich die bildende Kunst
Daß man dies zu Ehren ihm thut, erfreuet den Heiland
Denn durch der Kinder Mund wünscht er gepriesen zu sein.
Daher kommt und laßt uns gemeinsam die Studien betreiben
Denn zu Christo ja weist unsere Schule den Weg."

Leider konnte Melanchthon seine „Hausschule" nicht länger wie etwa bis zum Herbste 1529 bestehen lassen; sehr gegen seinen Willen mußte er seit dieser Zeit mehr und mehr sich den öffentlichen Angelegenheiten widmen, so daß er viel auf Reisen und von Wittenberg abwesend war; sie hatte auch vorher schon manche Unterbrechungen erlitten, 1524 hatte er ein Vierteljahr auf seiner Erholungsreise zugebracht, 1527 hatte ihn die Kirchenvisitation in Kursachsen und gleich darauf eine Pest von Wittenberg ferngehalten. Um diese Störungen für den Unterricht weniger empfindlich zu machen, nahm er 1524 nach Bretten und 1527 auf die Visitationsreise einige Zöglinge mit und blieb mit den zurückgelassenen in engster brieflicher Verbindung und suchte auch abwesend ihre Studien zu fördern. So schrieb er an Justus Waldhausen, wahrscheinlich den damaligen „Hauskönig": „Nicht nur aus den Briefen der andern Alumnen sondern ganz besonders aus dem deinigen darf ich auf deine Treue und Sorgfalt schließen; denn ich sehe, daß du dir Mühe giebst, selbst noch lernend zu lehren und so selbst größere Fortschritte zu machen. Dein Brief ist so geschrieben, daß er deine früheren an Eleganz und Flüssigkeit des Stils überragt; und gewiß, jeder lehrt am eifrigsten, wenn

er dabei mehr zu lernen und besser zu werden sucht. Da ich nun sehe, daß du so schöne Anlagen und Gaben besitzest, daß du schon ganz erträgliche stilistische Leistungen zutage fördern kannst, so kann ich nicht unterlassen, dich zu ermahnen, daß du dich nun auch mit allen Kräften dieser Sache widmest, damit du auch wirklich einen guten Ausdruck erreichst."

Mußte Melanchthon nun auch mit schwerem Herzen 1529 seine „Hausschule" schließen, so hörte seine herzliche Fürsorge für die Jugend und ihre Studien damit keineswegs auf. Zahllose Briefe bezeugen seine Bereitwilligkeit allen, selbst ganz Unbekannten zu helfen, zu raten, sie zu unterstützen und, da auch sein Gehalt erhöht wurde, seit 1536 erhielt er 300, seit 1541 400 Gulden Besoldung, so hatte er immer und oft ganz unentgeltlich Jünglinge in seinem Hause und an seinem Tische, so z. B. im Winter 1534/1535 den talentvollen Amanus, der bald darauf zu Leipzig starb, 1535—1537 den jungen Gerhard aus Hildesheim, das Jahr darauf den Sohn des Kurfürstlichen Kanzlers Beier, seit 1540 seinen späteren Schwiegersohn Kaspar Peucer, einige Jahre darauf finden wir David Chyträus in seinem Hause; auch Georg Sabinus, der später seine Lieblingstochter Anna heiratete, war lange Jahre in seinem Hause und an seinem Tische. Bis in seine letzten Jahre hatte Melanchthon Jünglinge in seinem Hause, die unter seiner Aufsicht ihren Studien oblagen und seinen Umgang und seine belehrende Unterhaltung genossen. Er hatte auch die Freude, viele seiner „Hausschüler" in ehrenvollen Ämtern wirken und dem Staate wie der Kirche nützen zu sehen. Nachdem wir Melanchthon in seiner Häuslichkeit, Lebensweise, auch in seiner „Hausschule" kennen gelernt, fahren wir wieder in der Erzählung seines Lebens fort.

19. Melanchthon sieht seine Heimat wieder.

1524.

Unter mannigfachen Arbeiten war das Frühjahr 1524 herangekommen. Melanchthon war fast 6 Jahre in Wittenberg angestrengt thätig gewesen; seine Arbeitslast wuchs immer mehr, er hatte auch eine Pest und eine Teurung in Wittenberg durchgemacht, und seine Gesundheit war stark geschwächt. Besonders nahm ihn eine Körper und Geist ermattende Schlaflosigkeit sehr mit und drohte seine Kräfte aufzuzehren. Alles dies machte eine Erholung notwendig. Einer seiner Freunde, der Magister Wilhelm Nesen regte eine Reise in die Heimat an, und so gern Melanchthon auch seine Mutter und Geschwister wiedergesehen hätte, er mochte nicht um Urlaub bitten. Da gab der entschiedenere Luther den Ausschlag. „Reise nur, lieber Bruder Philippus, reise in Gottes Namen, hat doch unser Herr auch nicht immer gepredigt und gelehrt, sondern ist zuweilen unterwegs gewesen und hat seine Freunde und Verwandten besucht. Nur eins bitte ich von dir, komm bald wieder zu uns, ich will indessen fleißig für dich beten und damit geh!“ Am Morgen des 16. April wurde die Reise zu Pferde angetreten. Die Reisegesellschaft, die in der Frühe aus dem Thore ritt, bestand aus fünf Personen, Melanchthon, Nesen, Joachim Camerarius, damals in Melanchthons Hause, und zwei andern Hausgenossen, Franz Burchart, gebürtig aus Weimar und Johannes Silberborner aus Worms. Am 18. April kamen sie in Leipzig an; hier erfuhr Melanchthon zu seinem Schmerz, daß sein Freund Petrus Mosellanus, Professor der griechischen Sprache, der der Lehrer Camerarius' gewesen war, schwer krank darnieder liege. Erschüttert eilten Melanchthon und Camerarius zu ihm und fanden ihn sterbend. Am nächsten Morgen gings nach Eisenach; von da nach Fulda, wo der berühmte Humanist Crotus Rubianus die Freunde gastlich aufnahm. So schön die Tage, die sie hier unter gelehrten Gesprächen zubrachten, auch waren, sie wurden ge-

trübt durch die Nachricht von dem traurigen Ende des hochbegabten aber auf Irrwege geratenen Ulrich von Hutten. Melanchthon hatte seine Schmähschriften nie gebilligt, betrauerte aber aufrichtig den so frühen Tod dieses Mannes; der mit seinen reichen Gaben so vieles hätte leisten können, wenn ihn nicht sein stürmischer Geist auf falsche Bahnen geführt hätte. Von hier zogen die Freunde nach Frankfurt am Main, wo Melanchthon sehr ehrenvoll begrüßt und aufgenommen wurde, auch manche gelehrte Beziehungen anknüpfte. Wilhelm Nesen blieb hier zurück, die andern zogen nach kurzem Aufenthalte nach Bretten weiter.

Als Melanchthon die Türme seiner Heimatstadt in der Ferne auftauchen sah, stieg er eilend vom Pferde, fiel auf seine Knie und rief freudig aus: „O vaterländische Erde, wie danke ich dir, Herr, daß du sie mich wieder betreten lässest.“ Dann eilten sie schnell weiter und ritten bald in Bretten ein. Seine Mutter wurde fast ohnmächtig vor Freude, als sie ihren Erstgeborenen Philipp endlich wieder in den Armen hielt. Die Reisenden fanden sämtlich freundliche Aufnahme in Melanchthons Vaterhause; er lernte seinen Stiefvater Christoph Kolbe kennen, den seine Mutter 1519 geheiratet hatte. Nach einigen Tagen ritten die drei Begleiter weiter nach Basel zu Erasmus und versprachen Melanchthon wieder abzuholen.

Schöne unvergeßliche Tage verlebte nun Melanchthon im Kreise seiner Verwandten. Nur einen Lieblingsplan, den das Mutterherz sich so schön ausgedacht, hatte er ganz unbewußt zerstört: er hatte nicht das Mädchen geheiratet, das seine Mutter ihm zur Frau bestimmt hatte. „Ich sehe wohl“, schreibt er nun an einen Wittenberger Freund, „meine liebe Mutter ist unzufrieden, daß ich die nicht geheiratet habe, die sie mir zugedacht hatte. Es thut mir weh, daß ihr dies Kummer gemacht hat, aber ich kann es beteuern, daß ich davon nichts gewußt habe. Sie liebt mich dennoch; Gott gebe, daß ich ihr wieder Ursache zur Freude gebe.“ Seine Mutter Barbara, froh, ihren lieben Philipp wieder bei sich zu haben, wollte ihn nur ungern wieder ziehen lassen und bat ihn herzlich, er möchte sich doch

nicht in die Neuerungen mischen und lieber dem Glauben der Väter treu bleiben; aber der Sohn konnte ja nicht mehr gegen die erkannte Wahrheit handeln, die er mit seinem tiefen Gemüt ergriffen hatte; er ließ jedoch ruhig die Mutter bei ihrem Glauben, er machte eben keinen Unterschied zwischen solchen, denen es Herzenssache mit ihrem Glauben war, und achtete sie, auch wenn sie nicht seiner Meinung waren. „Man muß“, sagte er darüber, „Leute, welche glauben, man greife die Religion selbst an, wenn man nur Irrtümer und Aberglauben bestreitet, auf andere Art behandeln als diejenigen, welche sich der Wahrheit aus bösen Absichten und Eigennutz widersetzen.“

Seine Familie sah den berühmten Sohn auch in der Heimat geehrt. Die philosophische Fakultät der Universität Heidelberg beschloß, auf die Nachricht, Melanchthon weile in seiner Heimat, ihm einen silbernen Becher mit vergoldetem Deckel durch Abgesandte überreichen zu lassen, weil sie die Besorgnis hegte, der jetzt so berühmte Mann werde grollen, daß sie ihm im Jahre 1511 die Magisterwürde versagt hatte. Aber noch ein anderer Abgesandter in ganz anderer Absicht kam zu Melanchthon nach Bretten. Der Kardinallegat Lorenzo Campegi, der vom Nürnberger Reichstag nach Heidelberg zog, sandte seinen Geheimschreiber Friedrich Grau, nach damaliger Gelehrtensitte Nausea genannt, zu Melanchthon mit dem öffentlichen Auftrage, sich mit ihm über die Religionswirren zu unterreden, mit der geheimen Weisung, ihm zu verstehen zu geben, wenn er von Luther ließe, dann könne er auf eine glänzende Zukunft durch die Gunst des römischen Stuhles hoffen. Doch Melanchthon, der die Absicht der Unterredung wohl durchschaute, antwortete dem Kardinal in dem schriftlichen Gutachten, das er dem Unterhändler mitgab: „Was ich einmal für wahr halte, das halte ich fest und behaupte es ohne Rücksicht auf Vorteil, Ehre und Nutzen. Niemals werde ich von denen abfallen, die das bessere zuerst ans Licht gebracht haben, aber ebenso werde ich fortfahren, die reine Lehre mit Eifer aber ohne Leidenschaft zu verteidigen. Daher wünsche ich, daß alle, denen das öffentliche Wohl und der Friede am Herzen

liegen, sich vereinigten, um die Gebrechen der Kirche zu heilen, die einmal nun sich nicht länger verbergen lassen; das wäre besser, als durch rasende Heftigkeit den Zwiespalt noch größer zu machen. . . . Die Welt irrt, wenn sie meint, Luther bezwecke nichts anderes als die Abschaffung der Ceremonien; dieser Irrtum ist schuld, daß die Menge, so vieler Gebräuche überdrüssig, Luther anhängt als dem Urheber der neuen Freiheit, daß die Gelehrten, denen die Macht der Religion unbekannt ist, in dem Streit über Ceremonien nur Aberglauben sehen und darüber spotten, und daß die Machthaber im Interesse der Ruhe Luthers Untergang wünschen. . . . . Luther streitet aber nicht um äußerliche Dinge, er lehrt etwas Größeres, nämlich welcher Unterschied zwischen der Gerechtigkeit Gottes und der des Menschen ist; denn es muß auf die Worte der Schrift zurückgegangen werden, um mit Gewißheit zu erfahren, wie das Gewissen befestigt werden kann gegen die Pforten der Hölle und worin die Buße besteht. Das ist es, was zu dieser Zeit durch den von Gott berufenen Luther gezeigt worden ist; es giebt wohl kein Jahrhundert, aus dem er nicht Zeugnisse für seine Lehre anführen kann, damit keiner glaube, daß er sie zuerst erfunden habe. Da die Beobachtung der menschlichen Überlieferungen und Gebräuche nichts zur Gerechtigkeit Gottes thut, so mußte Luther dies notwendig sagen; er will jedoch, daß man die, welche der Frömmigkeit nicht schaden, aus Liebe und um des Friedens willen beibehalte. . . . . Auch ich wünsche, daß die Gebräuche erhalten werden, soweit die Frömmigkeit es erlaubt. In der Messe und dem Cölibat sind aber so viele Mißbräuche, daß man sie nicht mehr verhehlen kann. Die öffentliche Ruhe kann daher nicht bewahrt werden, wenn die Obrigkeiten nicht dafür sorgen, daß fromme und gelehrte Männer in der Kirche lehren. Wenn dies nicht geschieht, so wird die Menge durch Luthers Feinde, die Mönche aufgeregt, während andere, die alles, nur nicht Schüler Luthers sind, sich unter seinem Namen an das Volk wenden werden, um es aufzureizen. Es ist gottlose Raserei, allen ohne Unterschied den Untergang zu drohen, die sich an Luther anschließen; auch zeugt es nicht von Frömmigkeit,

wenn man vorgiebt, die ganze Kraft der Religion liege nur in der Beobachtung oder Verwerfung der Gebräuche.“ Dies besonnene Gutachten zeigt uns Melanchthons Ehrenhaftigkeit und seine richtige Einsicht in die damaligen kirchlichen Verhältnisse, und wären seine Ratschläge befolgt worden, es hätte die Reformation der Kirche ohne Kirchentrennung sehr wohl eintreten können; aber Rom wollte nichts von Verbesserungen wissen, und die Männer, die dazu rieten, wurden auch innerhalb der Kirche zu wenig gehört; man wollte später einiges, was besonders schlimm war, abstellen, aber das reine Evangelium doch nicht anerkennen, sondern neben ihm sollte auch die Menschensatzung Geltung behalten, weil sie dem ganzen System Roms, dem das Evangelium widersprach, Halt und Stütze gab.

Nach ungefähr vier Wochen kamen die Reisegenossen Melanchthons von Basel zurück und brachten Grüße von Erasmus zurück, der Melanchthon auch gern gesehen hätte, und damit war die Stunde der Trennung gekommen. Der Abschied wurde ihm wie seiner Mutter besonders schwer; sie glaubte, sie würde ihn in diesem Leben nicht mehr wiedersehen, es war aber doch kurz vor ihrem Tode 1529 noch der Fall. So nahm denn Melanchthon Abschied von den Seinen und trat mit seinen Begleitern die Rückreise nach Wittenberg an.

Unterwegs sollte er noch eine seltsame aber für die Folgezeit wichtige Begegnung erleben. Als die kleine Gesellschaft nicht mehr weit von Frankfurt am Main entfernt war, kam ihr ein gar stattlicher Reitertrupp entgegen. Es war der junge Landgraf Philipp von Hessen, der mit großem Gefolge nach Heidelberg zu den Festlichkeiten ritt, die anläßlich der Aussöhnung des Kurfürsten von der Pfalz mit den bayrischen Herzögen dort stattfinden sollten. Philipp von Hessen, damals noch ein Feind aller kirchlichen Neuerungen, hatte mehrere Geistliche, die sich der Reformation angeschlossen hatten, teils gefangen gesetzt, teils des Landes verwiesen. Als er die kleine Reisegesellschaft auf der Landstraße ankommen sah und erkannte, daß es reisende Gelehrte seien, auch Melanchthon in dieser Gegend wußte, ritt er auf sie zu und fragte, ob etwa einer von ihnen der Magister

Melanchthon sei. Eilig stieg dieser vom Pferde um den Fürsten zu begrüßen; der Landgraf bat ihn, mit ihm weiter zu reiten und in seiner eigenen Herberge zu übernachten, beruhigte ihn auch gleich, daß er von ihm nichts zu befürchten habe. „Ich fürchte auch nichts von Euch“, erwiderte Melanchthon bescheiden aber fest, „auch ist an meiner Person wenig gelegen“ und willigte ein. „Und doch“, fuhr der Landgraf scherzend fort, „würde der Kardinal Campegi, (der wie wir wissen sich auch nach Heidelberg begeben wollte) an Eurer Auslieferung durch mich große Freude haben.“ Nur kurz wurden die kirchlichen Wirren in der Unterhaltung berührt, und als Melanchthon dann um Erlaubnis bat, seinen Weg fortsetzen zu dürfen, bat der Landgraf ihn, ihm einen schriftlichen Bericht über Grund und Verlauf der kirchlichen Neuerungen zu erstatten. Gern versprach es Melanchthon, und der Erfolg war ein merkwürdiger: Philipp von Hessen erklärte sich schon im Februar 1525 offen für die Reformation und blieb bis an sein Ende einer ihrer mutigsten und unerschrockensten Verteidiger; freilich sollte er später durch seine ungebändigte Sinnlichkeit Melanchthon die trübsten Stunden seines Lebens bereiten und der Reformation einen schweren Makel anheften.

Die Erholungsreise sollte traurig enden. Joachim Camerarius mußte sich früher als er ursprünglich beabsichtigte von den Freunden trennen und nach Bamberg reiten, Burchart blieb krank in Frankfurt zurück, und Nesen ertrank bald darauf bei einer Kahnfahrt. So kam Melanchthon allein mit Silberborner tief bekümmert am 15. Juli nach Wittenberg, von wo er gerade vor einem Vierteljahr so hoffnungsreich ausgezogen war. Melanchthon wurde kränker wie vorher, seine düstere Stimmung und tiefe Niedergeschlagenheit merken wir einem Briefe an, den er bald nach ihrer Trennung an seinen lieben Joachim Camerarius schrieb: „Ich lebe hier nicht anders als in der Wüste; ich habe fast mit keinem Umgang als mit beschränkten Geistern, an denen ich keinen Gefallen finden kann; darum sitze ich zuhause, wie ein lahmer Schuster.“ Luther war natürlich ausgenommen bei diesem Urteil; über ihn schrieb

er bald nachher an Camerarius: „Ich habe hier niemanden, mit dem ich mich unterhalten kann, Luther allein liebt mich recht.“ Auch dies etwas harte Urteil muß man Melanchthons Krankheit zugute halten, denn es waren damals schon Kaspar Cruciger und Justus Jonas wie Johannes Bugenhagen in Wittenberg, mit denen er innig befreundet war. Es war eben seine Art, daß körperliche Leiden ihn für den Augenblick sehr niederdrücken und seine Stimmung so verdüstern konnten, daß er oft in solchen Zeiten an Schwermutsanfällen litt.

Wir müssen nun unsere Aufmerksamkeit den öffentlichen Ereignissen zuwenden, einmal, um nicht den zeitgeschichtlichen Zusammenhang zu verlieren, aber dann auch, weil Melanchthon mehr und mehr an ihnen beteiligt wurde, persönlich in sie eingriff und — freilich sehr gegen seinen Willen in eine öffentliche Wirksamkeit von größerm Umfange hineingedrängt wurde.

---

20. Der Bauernkrieg.

1525.

Die Jahre 1522—1524 waren für Melanchthon eine Zeit der Ruhe gewesen, auch in Wittenberg war nach dem Wegzuge der Wiedertäufer alles ruhig geworden. Doch diese hatten in Sachsen immer noch Anhänger und trieben, der ehemalige Professor Carlstadt in Orlamünde, Thomas Münzer in Zwickau, ihr aufrührerisches Wesen. Mit dieser Bewegung, die Luther und Melanchthon vergebens durch Schrift und Wort zu stillen suchten, fiel nun noch der Bauernaufstand zusammen, und ist als Begleiterscheinung der Reformation oft von ihren Feinden dieser selbst aber sehr mit Unrecht und gegen die Geschichte schuld gegeben worden; denn es war nicht das erste Mal, daß die Bauern aufstanden.

Schon früher hatten sich der „Bundschuh“, der „arme Conrad“ einen furchtbaren Namen gemacht, und schon im Jahre

1517 war auf dem Mainzer Reichstage die Besorgnis allgemein, „das unzufriedene und allenthalben schwierig gewordene Gemüt des gemeinen Mannes“ werde Aufruhr erregen, und alle Einsichtigen verhehlten sich nicht die Wahrheit der Worte des zeitgenössischen Dichters Sebastian Brant im „Narrenschiff“:

„Es wird solch Wirrwarr überall
So gruselich Zufall ufferstan,
Als ob all Welt solt untergan.
Gott, helf der heiligen Christenheit,
O Pfaffheit, laß dir's sein geseit,
Daß du nit werdst vertilgt, zerstreut. . . . .
Gott woll mit Gnad' uns sehen an,
Das römisch Reich wird uff Stelzen gan
Leider der dütschen Er (Ehr) zergan.
Doch mag Gott wenden, was er will,
Syn (Seine) Macht und Kraft ist nutzs zu viel,
Aber als man sich schickt uff Erdt,
Mit Laster, Sünd, schantlicher Geberdt,
Besorge, daß es böser werdt.
Ohn Zweifel wird groß Enderung
In Hohn und Nider, Alt und Jung.“

Die zeitgenössischen Quellen geben kein günstiges Bild von den damaligen Zuständen; Laster aller Art, zumal Spielwut und Trunksucht nahmen überhand, und Luther schalt auf „die tollen und vollen Deutschen“. Die reichen Bauern wollten es dem Edelmann gleich thun: „ich kenne Bauern“, schrieb der Zeitgenosse Jakob Wimpheling über süddeutsche Verhältnisse, „die bei der Hochzeit ihrer Söhne oder Töchter oder bei Kindtaufen soviel Aufwand machen, daß man dafür ein Haus und ein Ackergütchen nebst einem kleinen Weinberg kaufen könnte.“ Auch Luther klagte bitter über den Verfall der Sitten: „Als ich jung war“, sagte er, „gedenke ich, daß der mehrere Teil auch aus den Reichen Wasser tranken und die allerschlechteste Speise und die leicht zu überkommen war. Etliche huben auch kaum in ihrem dreißigsten Jahre an Wein zu trinken. Jetzund gewöhnt man auch die Kinder zu Wein und zwar nicht zu schlechten und geringen, sondern zu starken und ausländischen Weinen, auch wohl zu destillierten oder gebrannten

Weinen, die man nüchtern trinkt. . . . . Die Trunkenheit ist wie eine Sündflut eingerissen und hat alles überschwemmt."

Dazu wurde der Druck, den weltliche wie geistliche Herrn auf die Bauern ausübten, recht hart; nun hörten diese von der evangelischen Freiheit, war es so wunderbar, daß die hartgedrückten sie für fleischliche Freiheit nahmen? „Unter dem Vorwande des Evangeliums", urteilte Erasmus, „sehe ich ein neues, freches, unverschämtes, unbändiges Geschlecht heranwachsen. Alle haben die fünf Worte im Munde: Evangelium, Gottes Wort, Glaube, Christus, Geist, aber ich sehe viele sich so aufführen, daß ich nicht zweifle, sie seien vom Teufel besessen."

Auch hatten sich gerade damals große Handels- und Aufkaufsgesellschaften gebildet, die, wie die niederen Reichsstände in einer 1523 dem Reichstage übergebenen Beschwerde ausführten, „des heiligen Reiches Unterthanen schier aus allen Ständen bisher hoch und übermäßig beschweret haben mit ihren Monopolien, Verbündnissen, einhelligem Aufsetzen, wie hoch eine jede Ware verkauft werden soll, Niederdrückung der armen gemeinen Kaufleute, bei denen man bessern Kauf aller Waren bekommen möchte, merklichen überschwenglichen Wucher, so sie über allen ihren Kosten und ziemlichen Gewinn aus deutscher Nation aufheben und einsammeln; . . . . durch diese Gesellschaften käme, worüber jedermann sich beschwere, das gemünzte und ungemünzte Silber, Gold und Kupfer aus den Händen des Volkes." Diese brennende sociale Frage behandelte Luther in seiner 1524 erschienenen Schrift „Von Kaufshandlung und Wucher." Er verlangte darin, „daß der ausländische Kaufshandel, der aus Kalikut und Indien und dergleichen Ware herbringt, als solch köstlich Seiden- und Goldwerk und Würze, die nur zur Pracht und keinem Nutzen dient, nicht zugelassen werden sollte." „Rechne du", redete er den Leser an, „wie viel Gelds durch eine Messe zu Frankfurt aus dem deutschen Land geführt wird ohne Not und Ursache, so wirst du dich wundern, wie es zugehe, daß noch ein Heller in deutschen Landen sei. Frankfurt ist das Silber und Goldloch,

dadurch aus deutschem Lande fließt, was nur quillt und wächst, gemünzt oder geschlagen wird bei uns; wäre das Loch zugestopft, so dürft man jetzt die Klag' nicht hören, wie allenthalben eitel Schuld und kein Geld, alle Land und Städte mit Zinsen beschweret und ausgewuchert sind." Die „Preissteigerer", „Vorkäufer" und „Monopolisten" nannte er „öffentliche Diebe, Räuber und Wucherer", sie waren in seinen Augen schlimmer als die Raubritter, „sintemal die Kaufleute täglich die ganze Welt berauben, wo ein Reuter im Jahr einmal oder zwei einen oder zwei beraubt." Diese socialen Zustände, unhaltbar auf die Dauer, wie jeder erkannte, trieben zu einem Aufstande, der sich von den Alpen bis an die Ostsee ausdehnte und fast alle Gebiete des Reiches erschütterte; und „wie solls wohl anders sein", heißt es in der 1524 erschienenen „Vermanung an christlich Oberkeit und alle Christen insgemein", „wo die reichen Herrn und die vielen reichen üppigen Bauern prassen, hinwieder der kleine Mann gar sehr in Not ist durch Mißwachs, Teuerung, Räuberei, Advokaten, sunstige Schandbuben, da entstand leichtlich Aufruhr, denn Übermütige und Aufwiegler haben es nit schwer, diesen armen Pöbel in Aufruhr zu bringen; wobei sich dann Recht und Unrecht menget und man am liebsten ganz ledig wird aller Oberkeit, aller Lasten oder nur geringer, weniger denn die Vorfahren leisten will; wie denn an manchen Orten solch Aufruhr gewesen und mehr noch ins künftige, wo Gott nit verhüte, bevorsteht." Und schon im selben Jahre brach der Aufstand los.

Die Bauern wollten unter der Fahne des Evangeliums kämpfen, nur verstanden sie es falsch; es verkündete die Freiheit der Kinder Gottes; sie meinten, es mache sie frei von Zinsen, Zehnten, Frondiensten; Jagd, Wald, Fischerei sollten auch ihnen zugänglich sein. „Viele unter den Aufständischen", sagt ein Zeitgenosse, „wollten nur ihr altes Recht haben an den Gemeindegütern, ihr altes Gericht nach Herkommen und Gebrauch, wollten Erleichterung der Bürden und Fronen; viele wollten gar nicht mehr dienen und selbst Herren sein, viele wollten weder einem weltlichen noch einem geistlichen Fürsten sondern

9*

allein dem Kaiser gehorchen, und diese bildeten die Mehrheit unter den Empörern und Mordbrennern, wollten mit den Reichen alles teilen und Geld und Gut mit denselben gemein haben, wollten Wälder, Felder und Wiesen verteilen, denn alles Gut, sagten sie, müsse der heiligen Schrift gemäß gemein und kein Unterschied der Stände vorhanden sein; „nach göttlichem Rechte wären vor Gott alle gleich."

Die Führer der aufständischen Bauern: Thomas Münzer, damals in dem kursächsischen Flecken Allstedt Pfarrer, der ehemalige Deutschordensherr Johann Laue in Mühlhausen, Wolf Gerstenwell in Zabern im Elsaß, der Bader Hartlieb in der langen Gasse in Bamberg, der Wirt Georg Metzler im Odenwald, der Metzger Claus Salb in Oehringen, Jäcklein Rohrbach in der Neckargegend und viele andere wollten alle, wie Eberlin von Günzburg damals richtig erkannte, „die Armen sollten reich, die Unterthanen Herrn werden und alle Dinge wollten sie gleich machen. In Volksliedern jener Zeit hieß es von den Aufständischen:

„Sie gaben für mit Listen,
Sie säßen viel zu schwer,
Wir weren alle Christen,
Einer gleich dem andern wer.
Ir evangelisch Leben
Thät fast darwider streben
Die Pfafferei und Reuterey war Triegerei,
Sie wollten nichts mehr geben,
Sie wollten bleiben frei."

Die Aufständischen sangen:

„Das Evangelium frone (heilig)
Kam zu uns Armen her,
Freit uns mit reichem Lohne
Von jeglicher Beschwer.
Lehrt Reich und Arm sich lieben
Und theilen, was sie hant;
Wir wollen drumb gern es üben
Mit Wollust und Verstand.
Wir wollen All' verjagen
Die widrig dieser Ler,

Selbs rothe Schauben tragen
Und nimmer itz mer fragen
Ob das auch unrecht wär."

Der Aufstand der Bauern wurde sogar von der niederen Landgeistlichkeit unterstützt, von „dem armen Mann in der Priesterschaft, der nit minder denn die andern durch Empörung sich aufhelfen wollte", „die schon lange mit Neid auf die Hochgeborenen Herrn im Bischofshut und in den Capiteln, die oft so viel Einkünfte hatten und oft so viel Pfründen" geschaut hatten, während sie in bitterer Armut mit den oft unregelmäßig eingehenden Zehnten und Gebühren ihr Dasein fristeten.

„Der Dorfpfaff was (war) nit z'frieden mer,
Hätt wenig mer zu beißen,
Das übel thät einreißen.
Drumb, als nun kam der Krieg daher,
Da griff auch er zu Waff' und Wehr
Wollts Evangelium schützen,
Alle Welt dafür erhitzen" ....

sagt ein gleichzeitiges Gedicht.

Wie immer bei solchen Bewegungen bekamen die schlechtesten Elemente die Oberhand; „es waren", erzählt ein gleichzeitiger Brief vom Rheine her, „in den Bauernhaufen auch viele andere vermögliche und biedere Bauern; wenn du aber fragst, wie dies gekommen, so ging die Sache so zu: wenn in einem Dorf lose Buben waren, und alle solche, die nichts zu verlieren hatten, so rotteten sie sich zusammen, leuteten Sturm, fingen auch bald an zu brennen und brachten Schrecken in die Bauern; die sahen nirgends Hülf, denn in den Städten war es ebenso, daß die losen Buben und verloren Leut Schrecken brachten in die Bürger. Mehr aber in den Dörfern, und waren viel verdorbene Leut aus den Städten, die hetzten auf das gemeine Bauersvolk.*) So zwang das leichtfertig verloren Volk die Guten und Vermöglichen, drohten alles zu verbrennen, wenn sie nicht wollten mitziehen, auch jedweden todt zu schlagen, der

*) Ganz wie heute die Socialdemokraten den Aufruhr aufs platte Land tragen.

es nicht wollte, und schlugen ihm einen Pfahl für das Haus; liefen in die Häuser und nahmen heraus Waffen und Spieß; vorab das junge Volk war rebellisch und soff im Übermaß, und kamen die schändlichsten Dinge vor, daß es nicht zu schreiben ist. So mußten die Guten auch mitziehen und die Haufen wurden je größer und größer."

Manche Forderung der Aufrührer, die sie in „zwölf gründlichen und rechten Hauptartikeln aller Bauerschaft und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Oberkeit" aufgestellt hatten, erschien einsichtsvollen Zeitgenossen durchaus begründet. „Es ist ein großer Handel", schrieb der schon kränkelnde Kurfürst Friedrich von Sachsen an seinen Bruder Johann auf die Aufforderung des Herzogs Georg von Sachsen, daß man mit gemeinsamen Kräften dem Unwesen steuern solle, „daß man mit Gewalt handeln soll; vielleicht hat man auch den armen Leuten zu solchem Aufruhr Ursach gegeben und sonderlich mit Verbietung des göttlichen Worts; so werden die Armen in viel Wegen von uns geistlichen und weltlichen Obrigkeiten beschweret; will es Gott also haben, so wird es also hinausgehen, daß der gemeine Mann regieren soll; ist es aber sein göttlicher Wille nicht, und wird es zu seinem Lob nicht vorgenommen, so wird es bald anders werden." Kurfürst Ludwig von der Pfalz, in gleicher Erkenntnis, daß wohl den Bauern Überlast geschehen wäre, versprach seinen Bauern auf freiem Felde bei dem Dorfe Horst Erledigung ihrer Beschwerden auf einem Landtage, der zu diesem Zwecke berufen werden sollte.

Die Bauern waren nicht abgeneigt auf diesen Vorschlag einzugehen. Sie schlugen Melanchthon zum Schiedsrichter vor, ein Beweis, welches Ansehen dieser unter seinen Landsleuten genoß. Daher wandte sich der Kurfürst Ludwig im Mai 1525 mit der Bitte an Melanchthon, er möge „als ein Geborener und Erzogener der Pfalz, vor andern in der heiligen Schrift erfahren und geübt, berühmt und ohne Zweifel dem Frieden geneigt," entweder selbst nächsten Pfingsten nach Heidelberg kommen, oder, wenn das nicht anginge, wenigstens seinen „Rat und gutes Bedenken aus göttlichem Recht wahrer evan-

gelischer Schrift geben mit Anzeigung der Ende und Ort, da es geschrieben steht."

Als Melanchthon dies Kurfürstliche Schreiben empfing, befand er sich, wie wir vorhin gesehen haben, in sehr gedrückter Gemütsstimmung, und dieser allgemeine Aufruhr erschien dem ängstlichen Manne nur als der Anfang von größeren Übeln. Es wurden überdies Stimmen laut, die offen erklärten, der Bauernaufruhr sei durch die kirchlichen Neuerungen, so von Wittenberg ausgegangen, verschuldet, und so unwahr und auch kurzsichtig diese Anschuldigung auch war, Melanchthon fühlte sich im innersten schon dadurch beunruhigt, daß die Reformation überhaupt mit diesen schrecklichen Greueln, die die Bauern verübten, vermengt werden könnte. Luther hatte schon im Mai 1525 in seiner Schrift „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben" seine warnende und mahnende Stimme erhoben; in ihr sagte er Fürsten und Herrn wie den Bauern einerseits furchtlos die Wahrheit und wies ihnen nach, wie beide Teile diese schlimmen Zustände verschuldet hätten, ermahnte die Fürsten zur Milde, verwies die Bauern zur Ruhe und rief ihnen unter andern eindringlich zu, „daß die Obrigkeit böse und unrecht ist, entschuldigt keine Rotterei noch Aufruhr, denn die Bosheit zu strafen, das gebührt nicht einem jeglichen, sondern der weltlichen Obrigkeit, die das Schwert führt, wie Paulus und Petrus sagt, daß sie zur Strafe des Bösen von Gott verordnet seien. . . . . Wie reimt sich euer Fürnehmen mit diesem Recht? . . . . ich lasse eure Sache sein, wie gut und recht sie sein kann; weil ihr sie aber selbs wollt verteidigen und nicht Gewalt noch Unrecht leiden, möget ihr thun und lassen, was euch Gott nicht wehrt; aber den christlichen Namen, den christlichen Namen sage ich, den laßt stehen und machet den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Fürnehmens." Als aber die aufgeregten Bauern seinen Mahnungen nicht mehr Gehör schenkten, sondern, von ihren Führern bethört, sich zu grausigen Gewaltthaten fortreißen ließen, hatte er, zornig erregt, seine Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" ausgehen

lassen und forderte in ihr die Fürsten und Herrn zum energischen Vorgehen gegen die „treulosen, meineidigen, lügenhaften, ungehorsamen Buben und Bösewichter“ auf.

Unter diesen Eindrücken stand Melanchthon, als er das von ihm erbetene Gutachten für den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz abfassen und seines Schiedsrichteramtes walten sollte. Dazu war, wie wir wissen, seine Gesundheit stark erschüttert. „Mein körperliches Leiden“, schrieb er an seinen treuen Freund Joachim Camerarius, „wird durch den heillosen schwäbischen Aufstand vermehrt; zweimal hat es mich so erschüttert, daß ich bald darüber gestorben wäre. Das hat Satan schon längst im Sinne gehabt, die Religion, die bürgerliche Ordnung, alles Gute durch Bürgerkrieg zu zerstören, und dies alles geschieht unter dem Vorwande des Evangeliums. Christus hat gesagt, der Teufel sei von Anfang an ein Mörder gewesen, so müssen wir auch jetzt glauben, daß er nichts anders bezweckt, als eine ungeheure Feuersbrunst anzuzünden.“ Seine Niedergeschlagenheit, seine Angst um die Zukunft war so groß, daß er den Zusammenbruch des Bestehenden erwartete. „Wenn ich die Naturerscheinungen der letzten Jahre,“ — wir erinnern uns, daß er viel von Himmelserscheinungen nach dem Glauben der Zeit hielt — die zahllosen Fehler der Fürsten, die Wut der Menge, die Beispiele der Geschichte, die Bedeutung des göttlichen Gerichts bedenke, so habe ich keine Hoffnung, daß die Staaten länger fortbestehen werden; zur Sorge um meine Gesundheit kommt nun die viel größere des Aufruhrs, die ich auf keine Weise zu ertragen stark genug bin.“

So fiel denn sein Gutachten, das wir in der Schrift „Wider die Artikel der Bauerschaft“ besitzen, kaum minder hart aus, wie das Luthers in seiner zweiten Schrift. Er hielt den Bauern zuerst die christliche Lehre vor, da sie sich ja auf das Evangelium berufen hatten; er führte ihnen ernst zu Gemüte, daß die heilige Schrift Gehorsam gegen die Obrigkeit verlange und zwar um des Gewissens willen; man müsse auch die ungerechte Obrigkeit dulden; wenn sie unrecht thue oder zulasse,

so sei Gott ihr Richter. Wenn daher alle Artikel der Bauern auch wirklich dem Evangelium gemäß wären, so sei es doch Sünde, sich das Recht mit Gewalt zu erzwingen; die Artikel seien aber gar nicht alle evangelisch; die Bauern hatten unter anderem auch freie Wahl der Pfarrer verlangt; Melanchthon erwiderte ihnen, daß die Obrigkeit verpflichtet sei, das reine Evangelium predigen zu lassen; geschehe das nicht, so nehme man auf eigene Kosten einen Pfarrer an, der es predige, und werde auch dies nicht gestattet, so müsse man auch darin sich fügen. Der Zehnte, den die Bauern auch abgeschafft wissen wollten, bestehe zu Recht, weil er Gesetz sei; die Leibeigenschaft, — die übrigens durch das neu eingeführte römische Recht, das den Begriff und die Verhältnisse der Sklaverei des Altertums ohne weiteres auf die ganz anders gearteten deutschen Verhältnisse übertragen hatte, erst den Bauern zum verschärften Bewußtsein gebracht worden war, die sie daher ebenfalls abgeschafft haben wollten, — habe gar nichts mit dem Evangelium zu thun; die evangelische Freiheit sei eine innere, und man könne sie sich bewahren, auch wenn die äußere fehle; auch Paulus habe die christlichen Sklaven nicht zum Aufruhr getrieben, sondern ihnen Geduld und Treue gegen ihre Herrn, auch wenn sie harte Herrn seien, anbefohlen; hätte die Bauerschaft gerechte Beschwerden, so müßten die Gerichte entscheiden; hierbei ermahnte er aber die Fürsten und Herrn zum Nachgeben um des Friedens willen; Empörung sei auf jeden Fall zu verwerfen. Das beste Mittel gegen die Aufrührer sei die Reinigung der Kirche. Mit dem übrigen Kirchengut solle man die Armen und Elenden unterstützen, neue Schulen errichten, andere verbessern, durch gelehrte und treue Prediger das Volk im unverfälschten christlichen Glauben unterrichten. Der Aufruhr müsse zunächst gestillt werden; wenn aber Ruhe eingetreten sei, dann empfiehlt er den Fürsten und Herrn, weises Maß zu halten, damit die Unschuldigen nicht mit unterdrückt würden. Recht eindringlich mahnt er die Fürsten zur Barmherzigkeit; „also sollen die Mächtigen und Weisen mit dem armen, thörichten und unwissenden Volk handeln und denen, da Besserung zu

hoffen ist, Gnade erzeigen, ihnen wieder aufzuhelfen und Dank und Lohn darum von Gott erwarten."

Melanchthons und Luthers Urteil über diese Artikel der Bauerschaft ist oft angegriffen worden, und gewiß wird man zugeben müssen, daß es nicht genug hervorhebt, daß die Mißstände wirklich in einem Maße vorhanden waren, das sofortige und gründliche Abhilfe verlangte, aber beider Urteil war schon von den furchtbaren Greueln beeinflußt, die die aufgeregten Bauernhaufen verübt hatten, und unter diesem Eindrucke mußte es schärfer gegen die Bauern ausfallen, als es sonst wohl geschehen wäre: die Aufrührer hatten sich eine wohlwollendere Beurteilung selber verscherzt. Der Bauernaufruhr wurde nach und nach grausam niedergeschlagen, die Bauern gerieten in größere Abhängigkeit wie vorher und mußten den Versuch, ihre Lage zu bessern, grausam büßen. Es war so, wie Luther gesagt hatte: „Es ist des Schwertes und Zornes Zeit hie und nicht der Gnadenzeit."

Auch Münzer wurde wie die andern Aufwiegler hingerichtet, und zur Warnung des Volkes schrieb Melanchthon Münzers Geschichte, „damit ein jeder daraus lerne, daß man nicht soll glauben denen, die sich rühmen göttlicher Offenbarung, so sie etwas vorhaben wider die Schrift, und daß Gott Ungehorsam und Aufruhr wider die Obrigkeit aufs härteste straft."

---

21. Friedrich des Weisen Tod. Luthers Heirat. 1525.

In neue Unruhe und tiefe Trauer wurde Melanchthon in dieser Zeit durch den am 5. Mai 1525 zu Lochau erfolgten Tod Friedrichs des Weisen, Kurfürst von Sachsen versetzt. Hatte dieser auch mit großer Vorsicht und Rücksicht auf das Reichsoberhaupt eine abwartende Stellung gegenüber der Reformation eingenommen, aber auch Luther, so gut er konnte mit

großer Klugheit beschützt, so bezeugte er jetzt vor seinem Tode seinen Anschluß an die Reformation, indem er sich das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt reichen ließ. Kurz vor seinem Tode hatte man noch nach Luther gesandt, damit er zum Kurfürsten käme, aber auch jetzt kam Luther nicht dazu, ihn zu sprechen, und es ist merkwürdig, daß Luther nie mit dem Kurfürsten persönlich gesprochen hat, wenngleich er in seinen letzten Stunden seiner aufs freundlichste gedachte. Er war der erste deutsche Fürst, der sich im Tode zur evangelischen Lehre bekannte, sich auch nicht die letzte Ölung geben ließ.

Sein Nachfolger und Bruder Johann, ein überzeugter Anhänger der evangelischen Lehre, ließ Luther und Melanchthon sogleich die Liste der bei dem Tode eines Kurfürsten herkömmlichen Leichenfeierlichkeiten vorlegen und um ihr Urteil ersuchen, was von ihnen der Lehre des Evangeliums gemäß beizubehalten und was als abergläubisch und mißbräuchlich fortzulassen sei. Am 10. Mai wurde die Leiche des Kurfürsten nach Wittenberg gebracht. Luther hielt die Leichenpredigt, Melanchthon die lateinische Gedächtnisrede im Namen der Universität. Er pries in ihr die Weisheit und Mäßigung des verstorbenen Fürsten, der in bedrängten Zeiten seinem Lande die Ruhe erhalten habe, seine Liebe zu den Wissenschaften, seine aufrichtige Frömmigkeit.

Dieser Todesfall wie die sich Wittenberg nähernden Bauernhaufen unter Münzers Führung erschütterten Melanchthon sehr: er erwartete das schlimmste. „Wir schweben hier in großer Gefahr," schrieb er an seinen Freund Camerarius, „denn, falls es Münzern glückt, so ist es, wenn Gott uns nicht rettet, um uns geschehen; jener (Münzer) trägt eine mehr als skythische Grausamkeit zur Schau, und es läßt sich nicht ausdrücken, wie schrecklich er alle bedroht, die den Aufstand mißbilligen." Luther blieb allein fest auch in diesen Gefahren und Nöten; ja seine Kraft wuchs. Er ging mitten unter die Bauern, um sie zu beruhigen und sie aus Gottes Wort zu unterweisen. „Mitten unter ihnen bin ich gewesen", schrieb er Anfang März, „und durch sie gezogen mit Gefahr Leibes und Lebens, die thüringischen Bauern habe ich selbst erfahren, daß, je mehr man sie vermahnt

und lehrt, je störriger, stolzer und toller sie wurden, und haben sich allenthalben also mutwillig und trotzig gestellt, als wollten sie ohne alle Gnade und Barmherzigkeit erwürget sein.“ Sein hoher Glaubensmut half ihm alles Schwere tragen: er scheute nicht den Tod. „Wohlan, komme ich heim“, schrieb er, „so will ich mich mit Gottes Hilfe zum Tode schicken und meiner neuen Herrn, der Mörder und Räuber, warten, die mir sagen, sie wollen niemand nichts thun; . . . . aber ehe ich wollte billigen und rechtsprechen, was sie thun, wollt ich eher hundert Hälse verlieren, daß mir Gott helfe mit Gnaden.“ Und nun fährt er fort mit den für seine Lage und die Lage der Reformation sehr merkwürdigen Worten, die zugleich seine ersten Andeutungen enthalten über den Schritt, den er thun wollte und der den ängstlichen und so tief bekümmerten Melanchthon so sehr anfänglich erschreckte: „Und kann ichs schicken, dem Teufel zum Trotz, will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe, wo ich höre, daß sie (die Bauern) fortführen; ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Mut und meine Freude nehmen.“

Man kann sich wundern, daß ein solcher Entschluß unter den grausigen Schrecken, die ihn umgaben, in Luthers Seele zur That reifte, aber man muß ihn auch bewundern, daß er unbeirrt und fest, gerade jetzt allen Feinden und Verleumdern zum Trotz seinen Weg ging. Er war noch immer in dem Wittenberger Augustinerkloster, das er mit dem ehemaligen Prior desselben, Eberhard Brisger bewohnte. Es fehlte beiden an den unentbehrlichsten Dingen zum Leben. Er hatte nicht einmal die nötigste Aufwartung; während eines ganzen Jahres hatte ihm niemand sein Bett gemacht; er erzählte später, er sei „allemal müde von der Arbeit des Tages nur so in dasselbe gefallen.“ „Du weißt ja“, schrieb er an Spalatin, „daß ich mich um nichts viel kümmere; habe ich nicht Fleisch und Wein, so kann ich von Brot und Wasser leben. Er hatte schwere Anfechtungen der Seele in der Einsamkeit seiner Zelle zu bestehen. Einmal hatte er sich in seine Stube eingeschlossen, und zwei Freunde, der junge Theologe Lukas Edemberger und

der Wittenberger Drucker Georg Rhau, beides musikkundige Leute, fanden ihn ohnmächtig auf dem Boden liegen, brachten ihn zu sich und erheiterten ihn durch Musik, so daß er sie bat, ihn wieder zu besuchen und ihm etwas vorzuspielen. Der geschwächte Körper, der rastlos arbeitende Geist Luthers, der so viel zu bedenken hatte, auf den alles einstürmte, mußten ja den ungeheuren Anstrengungen zeitweise erliegen. Nachdem er manchen Freunden zur Ehe geraten hatte, that er es endlich selber; am 13. Juni traute ihm der Stadtpfarrer Bugenhagen die Jungfrau Katharina von Bora als sein ehelich Weib an.

Katharina von Bora, geboren am 29. Januar 1499, war schon mit zehn Jahren dem Nimptscher Kloster übergeben und mit sechzehn Jahren als Nonne eingesegnet worden. Mit ihr im Kloster war eine Tante von ihr, Magdalena von Bora gewesen und hatte bald nach der Nichte ebenfalls das Kloster verlassen. Katharina von Bora hatte in Wittenberg im Hause des Stadtschreibers Reichenbach ein Unterkommen gefunden und einige Jahre daselbst still und unbescholten gelebt. Um sie hatte sich der Nürnberger Ratsherr und Patrizier Hieronymus Baumgärtner und später der Pfarrer Dr. Glatzel von Orlamünde bemüht. Katharina war nicht schön; Erasmus zwar beeilte sich, der Welt mit versteckten Anspielungen zu verkünden, Luther habe sie um ihrer Schönheit willen zum Weibe begehrt, und seitdem haben die Feinde Luthers diese Unwahrheit unzählige Male wiederholt. Die von ihr erhaltenen Bildnisse zeigen uns aber ein Gesicht mit verständigem Ausdruck, eine etwas stumpfe Nase, starke Backenknochen und eine gesunde, kräftige Gestalt. Luther ging sehr ernst zu Werke; einem, der ihn der Ehe wegen später um Rat bat, konnte er so recht aus eigenster Lebenserfahrung sagen: „Lieber Gesell, thue wie ich; da ich meine Käthe wollt nehmen, da bat ich unsern Herr Gott mit Ernst; das thue du auch!"

Doch erregte sein Schritt ungeheures Aufsehen, und fand damals schon bei Freund und Feind die verschiedenartigste Beurteilung. Luther sah das voraus. „Welch ein Zetergeschrei hab ich angericht mit meinem Büchlein wider die Bauern",

schrieb er zwei Tage nach der Trauung, „da ist alles vergessen, was Gott der Welt durch mich gethan hat. Nun sind Herrn, Pfaffen, Bauern, alles wider mich und dräuen mir den Tod. Weil sie denn toll und thöricht sind, so will ich sie noch toller und thörichter machen: ich habe geheiratet;“ und bekannte seinem früheren Ordensbruder Wenceslaus Link: „Der Herr hat mich, obgleich ich ganz andere Dinge im Kopfe hatte, wunderbar zur Ehe mit Katharina von Bora, jener Nonne geführt.“

Der ängstlichere, in dieser grauenvollen Zeit auch tiefbekümmerte und dazu körperlich schwer leidende Melanchthon konnte sich so schnell in die durch Luthers Heirat geschaffene neue Lage nicht finden. Er hing mit einer gewissen Vorliebe am alten und mochte ohne Not nicht ändern; auch stand vor seiner Seele sogleich der Gedanke, welch neuen Stoff zur Verleumdung Luther seinen vielen Feinden würde geben, und in diese unruhigen Zeiten schien ihm die Gründung eines Haushalts am allerwenigsten zu passen. Er schüttete daher sein Herz, wie es seine Gewohnheit in schweren Lagen war, in denen er sich erst zurechtfinden sollte, brieflich seinem Freunde Camerarius aus. Damit der Brief aber nicht so leicht etwa von Unberufenen zu lesen sei, schrieb er ihn in griechischer Sprache nieder; er zeigt uns recht deutlich die wechselnde Stimmung Melanchthons in diesen Tagen. „Da vielleicht sehr verschiedenartige Gerüchte über Luthers Heirat zu euch gelangen werden, so schien es mir ratsam, dir sowohl den wahren Verlauf der Sache als auch meine Ansicht darüber zu erkennen zu geben. Den 13. Juni hat er sich unvermutet verheiratet, ohne vorher mit irgend einem seiner Freunde beraten zu haben. Die Trauung fand abends statt; zur Mahlzeit lud er ein Bugenhagen, den Maler Lukas (Cranach) und den Rechtsgelehrten Dr. Johannes Apel. Mancher wird sich wundern, daß er in dieser unglücklichen Zeit, wo alle Wohlgesinnten so schwere Sorgen haben, über die Übel nicht Kummer zu empfinden scheint, die uns überall vor Augen sind, und daß er sein Ansehn vermindern läßt jetzt, wo Deutschland so sehr seiner

Geisteskraft und seines Ansehens bedarf. Ich glaube jedoch, die Sache ist so zu erklären: er ist keineswegs von denen, die die Menschen hassen und ihre Gesellschaft fliehen, du kennst ja die Art seines täglichen Lebens und magst daraus schließen, ohne daß ich es schreibe, daß es nicht auffallend ist, wenn sein großer und starker Geist sich einigermaßen verweichlicht hat. Übrigens ist die Sache an sich durchaus nicht zu tadeln; wenn anderes davon berichtet wird, so ist es Lüge und Verleumdung; das eheliche Leben ist zwar ein demütiges aber ein heiliges; wenn irgend eins in der heiligen Schrift, wird es hoch geehrt. Hat er unzeitig und ohne Vorbedacht gehandelt, so dürfen wir uns nicht dadurch stören lassen, denn es ist ohne Zweifel etwas verborgenes Göttliches in der Sache, worüber es uns nicht geziemt neugierig zu grübeln, so wenig als uns der Spott und die Schmähungen derer anfechten sollen, welche weder Frömmigkeit gegen Gott noch Tugend gegen Menschen üben. Weil ich daher sehe, daß Luther selber über seine Lebensänderung betroffen und etwas gedrückter Stimmung ist, so suche ich aufs herzlichste ihn zu trösten. Ich wage es nicht, seine That als einen Irrtum zu verdammen, obschon uns Gott die Irrtümer mancher Heiligen alter Zeit vorhält, weil er will, daß wir, die in seinem Worte forschen, nicht das Ansehen irgend eines Menschen betrachten sollen, sondern nur sein Wort. Gottlos wäre es übrigens, wegen des Irrtums des Lehrers die Lehre selbst zu verwerfen. Ich wiederhole indessen, daß hier nichts geschehen ist, das der Verteidigung bedarf. Ich habe Grund genug, Luther für einen wahrhaft frommen, Gott liebenden Mann zu halten, seine Ankläger und Verleumder thun nichts anderes als schamlose Lügen zusammenzuraffen. Meiner Meinung wird auch die Sache nicht unnütz sein, um eine gewisse Selbsterniedrigung herbeizuführen, da es nicht nur für die Geistlichen, sondern auch für alle Menschen gefährlich ist, immer nur in die Höhe zu streben. Der glückliche Erfolg veranlaßt nicht allein die Thoren, sondern selbst die Weisesten oft zum Übermut. Ich habe Dir dies etwas weitläufiger geschrieben, damit die unvermutete That Dich nicht verwirre und

betrübe, denn ich weiß, daß Dir Luthers Ehre teuer ist und daß Du wünschest, es möge ihn nie ein Tadel treffen."

Dieser Brief zeigt uns Melanchthons Gedanken bei diesem Schritt: er war ihm zu unerwartet gekommen, aber er bleibt der treue Freund, der an Luther nicht irre wurde, auch wenn er ihn augenblicklich nicht ganz verstand; wir sehen auch, wie es Luther nicht ganz leicht wurde, sich in die ihm völlig neue Rolle eines Ehemannes hineinzufinden; „es ist auch mir fast seltsam" äußerte er, „und ich glaube selbst kaum, daß ich sollt ein Ehemann geworden sein." Wir wissen aber auch, welchen reichen Segen die vielen evangelischen Pfarrhäuser seit Luthers Vorbild — es waren ihm manche andere vorangegangen — gestiftet haben für Staat und Kirche, Wissenschaft und Kultur.

Melanchthon faßte sich aber bald, als Luther seine Freunde, auch seine Eltern am 27. Juni zum eigentlichen Hochzeitsmahl um zehn Uhr vormittags einlud, war auch Melanchthon mit herzlicher Anteilnahme unter den Gästen und scherzte wohl, nun habe der Jurist Schurf in Wittenberg wieder mehr Stoff zum Disputieren.

---

22. Melanchthon hilft das erste protestantische Gymnasium in Nürnberg begründen.

1526.

Im Jahre 1524 hatte Luther seine Schrift „An die Bürgermeister und Ratsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen" ausgehen lassen, und die freie Stadt Nürnberg „von allen Reichsstädten", wie man damals rühmte, „eine der schönsten Perlen im Kranze des Evangeliums", war die erste, die Luthers Mahnung beherzigte. Drei ihrer angesehensten Bürger, die beiden „Losunger" (Schatzmeister) Hieronymus Ebner und Caspar Nützel und der Ratsschreiber Lazarus Spengler betrieben eifrig die Gründung

einer gelehrten Schule. Im Oktober 1524 lud der Magistrat Melanchthon ein, als Rektor der neuen Schule nach Nürnberg zu kommen. Bescheiden lehnte der berühmte Gelehrte in einem launigen Briefe den ehrenvollen Ruf wiederholt ab, versprach aber, seinen gelehrten Freund Joachim Camerarius zu schicken. Im Frühjahr 1526 endlich konnte nach mancher Verzögerung die neue Schule begründet werden. Am 6. Mai kam Melanchthon selber zu ihrer Eröffnung nach Nürnberg und hielt eine schöne Rede bei dieser Gelegenheit, aus der wir einige Stellen herausheben wollen. „Es ist wahrlich ein Zeugnis hoher Weisheit," sagte er unter anderem in derselben, „daß ihr, zumal in dieser Zeit, wo wir allenthalben von Gefahren umgeben sind, den von der Menge nicht geahnten Nutzen der Wissenschaften eingesehen und beschlossen habt, sie vom Untergange zu retten. . . . Nichts in der That hat für das Menschengeschlecht einen höheren Wert als die Wissenschaften. Keine Kunst, kein Gewerbe, keine von der Erde erzeugten Früchte, selbst das Licht der Sonne nicht sind nötiger als sie; denn da ohne Religion, ohne Gesetze und Gerichte die Gesellschaft nicht zusammengehalten werden kann, so würden die Menschen wie wilde Tiere dahinleben, wenn das verloren ginge, wodurch gute Gesetze gegeben, ehrbare Sitten und Menschlichkeit begründet und die Religion verbreitet werden." Entschieden mißbilligte er das thörichte Gerede mancher Prediger der neuen Lehre, die das Volk von der Wissenschaft wie von den Schulen abwendig machen wollten und sprach das schöne Wort: „Es giebt keine festeren Mauern für die Städte als gebildete, weise, mit allen Tugenden geschmückte Bürger." „Ihr werdet zwar Gegner und Neider finden; rechte Männer verachten dies aber und beharren in ihrem Vorsatz; ihr werdet mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, allein ihr werdet sie überwinden, wenn ihr stets bedenkt, daß es Gottes Sache ist, die ihr hier treibt."

Damit sprach Melanchthon den Grundsatz der Reformation aus: Unterricht und Erziehung müssen auf dem Grunde des göttlichen Wortes erbaut werden, sollen sie anders gedeihlich wirken. Schöne anregende Tage verlebte Melanchthon hier in

Nürnberg im Freundeskreise: es war ein Lichtblick nach so trüber Zeit, und er war gekommen, ein Friedenswerk stiften zu helfen, wie es so ganz nach seinem Sinn war: Seine Milde wußte auch die Widerstrebenden und die zu versöhnen, die sich wie Willibald Pirkheimer und manche andere nicht mehr mit den kirchlichen Neuerungen ganz einverstanden erklären konnten.

Aus dieser Zeit stammt auch eins der besten Bilder Melanchthons, das auf die Nachwelt gekommen ist. Während seines Nürnberger Aufenthaltes malte es der große Albrecht Dürer, und es zählt zu dessen besten Kupferstichen. Mitte Juni kehrte er nach Wittenberg zurück; wieder übermannten ihn trübe Stimmungen: er fühlte sich vereinsamt, seine Gesundheit war noch immer nicht wiederhergestellt, den vielseitigen Anforderungen, die an ihn herantraten, glaubte er nicht genügen zu können, auch seine Arbeitskraft, so groß sie war, und so sehr er sie gestählt hatte, drohte zu erlahmen. Ende Juni befiel ihn eine gefährliche Krankheit, so daß seine Umgebung an seiner Genesung zweifelte. Welche schwere Sorge für die junge Gattin mit den kleinen Kindern! „Wenn Du mich sehen solltest", schrieb er noch Ende August an seinen Freund Camerarius, „so würde ich Dir gegen damals, wie ich bei euch (in Nürnberg) war, wie ein Skelett vorkommen, und doch war ich schon damals sehr mager; ich habe beschlossen, in meine Heimat in ein Bad (Liebenzell in Baden war in Aussicht genommen) zu reisen, so bald ich mich etwas erholt haben werde und die Hitze etwas nachgelassen hat." Doch die Krankheit wich und gegen den Spätsommer konnte er sich wieder seinem Berufe widmen.

---

23. Melanchthons Thätigkeit von 1526—1529.

Wir müssen, um im zeitgeschichtlichen Zusammenhange zu bleiben, die öffentlichen Ereignisse kurz uns vergegenwärtigen, weil sie auch in Melanchthons Leben bestimmend eingreifen sollten.

Am 27. Juni 1525 waren die katholischen Fürsten, der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, sein Bruder Albrecht, der Erzbischof von Mainz, Herzog Georg von Sachsen und andere in Dessau zusammengekommen, um über die durch die Bauernunruhen geschaffene Lage zu beraten und waren dahin übereingekommen, „wo ihrer einer von den Lutherischen der lutherischen Sache halber angegriffen würde, so wollten sie sich bei einander finden lassen." Das Bündnis war, wie Herzog Heinrich von Braunschweig, einer der Verbündeten, dem Kaiser Karl sagte, „wider die Lutherischen gerichtet, ob sie sich unterstünden, sie mit List oder Gewalt in ihren Aberglauben zu bringen."

Es konnte nicht fehlen, daß auch die „Lutherischen" sich zu einem Schutzbündnis vereinigten, und so schlossen denn Ende Februar 1526 zu Torgau Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen einen Bund dahin lautend: „Leib und Gut, Land, Herrschaft, Leut und alles Vermögen bei einander zu setzen" und, falls sie „von wegen des göttlichen Worts und der Dinge so demselbigen zuwider und der beschwerlichen Mißbräuche, so in ihren Fürstentümern, Landen, Herrschaften und Gebieten fürgenommen und gehalten werden," angegriffen oder beschwert würden, einander „auf eigene Kosten und Schaden auf das Stärkste zu Hülfe und Rettung zu kommen." Am 12. Juni traten andere evangelische Fürsten diesem Bündnisse bei „zur Förderung und Ausbreitung des Evangeliums und was demselben anhängig."

Das war die Lage, als am 25. Juni 1526 sich der Reichstag zu Speier versammelte.

Der Kaiser war mit dem Papste in Zwistigkeiten geraten, da dieser sich mit Franz I. von Frankreich und den italienischen Fürsten verbunden hatte und die in den letzten Kriegen errungenen kaiserlichen Erfolge gänzlich zu vernichten strebte und besonders darauf ausging, das Übergewicht der habsburgisch-spanischen Macht, über die Kaiser Karl gebot, zu brechen.

Mit großer Zuversicht waren die evangelischen Fürsten in Speier erschienen. „Man hälts dafür", schrieb Spalatin

nach Wittenberg, „daß man noch auf keinem Reichstage bisher so frei, so tapfer und so keck mit, gegen und von dem Papste, den Bischöfen und andern Geistlichen geredet habe, als auf diesem.“ Nach manchen Verhandlungen kam man zu dem Beschlusse, daß in längstens anderthalb Jahren eine freie Kirchenversammlung oder doch eine deutsche Nationalversammlung abgehalten werden solle; bis dahin sollten die Reichsstände „mit ihren Unterthanen also leben, regieren und halten, wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und vertraue.“

Dieser Reichstagsbeschluß bildete für die evangelischen Fürsten und Städte den Ausgangspunkt für die Bildung von evangelischen Landeskirchen. Zuerst ging der Landgraf Philipp von Hessen damit vor. Im Oktober 1526 berief er seine Stände nach Homberg, um sich mit ihnen „in Sachen des Glaubens und die christliche Religion belangend zu vergleichen“ und erbat sich von Melanchthon ein Gutachten über die Einrichtung des Gottesdienstes. Dieser erfüllte die Bitte; es war sehr milde und versöhnlich abgefaßt. Melanchthon riet, das Streiten auf den Kanzeln zu untersagen, um des Friedens willen vorläufig die alten Gebräuche des Gottesdienstes zu dulden, da „das Christentum nicht in äußeren Dingen, sondern in Furcht Gottes, Glaube, Liebe, Gehorsam bestehe“, und mahnte besonders davon ab „um der Religion willen die Waffen zu ergreifen“. Melanchthon wollte mit schonender Hand, wenn möglich ohne Streit und Hader die besseren Einrichtungen mit den alten mißbräuchlichen vertauschen. Der Landgraf Philipp meinte rascher vorgehen zu müssen. Er berief auch Melanchthon an die neugegründete Universität Marburg, doch der Kurfürst Johann ließ ihn nicht ziehen, bedurfte er doch seiner sehr nötig für sein eigenes Land.

Denn auch in Sachsen waren die kirchlichen Verhältnisse sehr besserungsbedürftig: die Pfarreien waren mit Anhängern des Alten besetzt, das Volk verstand die evangelische Freiheit falsch, so daß das kirchliche und sittliche Leben gesunken war. Es war eben eine Übergangszeit, die ertragen werden mußte;

am 31. Oktober 1525 hatte Luther dem Kurfürsten Johann das alles vorgestellt, und als im Januar einige Landesteile von einer dazu bestellten Komission visitiert wurden, stellte sich die Notwendigkeit heraus, das ganze Land in Bezug auf Kirchen, Schulen und Pfarreien zu visitieren. Auf erneute Vorstellungen Luthers und Melanchthons ernannte der Kurfürst 1527 die Visitatoren, Geistliche und Laien. Diese hatten die Aufgabe, die Geistlichen in Bezug auf Lehre, Gaben und Wandel zu prüfen, den Zustand der kirchlichen Gebäude, der Schulen, die Verhältnisse der Pfarreien, ihre Einkünfte und manches andere eingehend zu untersuchen. Melanchthon bereiste Thüringen; seine Begleiter waren die Geistlichen Friedrich Mykonius, Pfarrer zu Gotha, Justus Menius, Pfarrer zu Erfurt und die kurfürstlichen Räte Johann von Planitz und Erasmus von Haugwitz nebst dem Professor der Rechte Dr. Hieronymus Schurf.

Am 5. Juli 1527 verließen sie Wittenberg, um das Thüringer Land zu bereisen. Neben manchem Erfreulichen fand sich viel Unordnung, Mißbrauch, Aberglaube und Unwissenheit unter Geistlichen und Gemeindegliedern; den Geistlichen fehlte es an theologischer Bildung, ihr Lebenswandel ließ zu wünschen übrig; viele hatten wohl die Reformation angenommen, hatten aber oft noch unklare Begriffe von den Lehren der Schrift. Das Kirchengut war in unrechte Hände gekommen, oft weigerten sich die Patrone wie die Bauern, ihren Verpflichtungen gegen Kirche und Pfarre nachzukommen; die Schulen waren in sehr schlechter Verfassung, das Volk hier und da gottlos und verwildert. Ergreifend sind die Klagen Luthers und Melanchthons über das, was sie sahen und hörten; „ich lebe inmitten der beschwerlichsten Geschäfte, und so viel ich sehe, ohne Frucht, so sehr ist alles verwirrt teils durch die Unwissenheit, teils durch die Verwegenheit der Prediger“ gesteht er. Inzwischen war zu Wittenberg die Pest ausgebrochen und die Universität nach Torgau verlegt. Als er am 9. August dorthin kam, verfaßte er auf Grund seiner in Thüringen gemachten Erfahrungen den „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn in Sachsen“, die er am 15. August dem Kurfürsten

überschickte. Nachdem auch Luther sie gebilligt, wurden sie den folgenden Visitationen zu Grunde gelegt.

Durch diesen „Unterricht" hat sich Melanchthon um das sächsische Kirchen- und Schulwesen sehr verdient gemacht. Er legte in ihm kurz die Lehre des Evangeliums dar, entwarf eine Gottesdienstordnung, von der nur zu wünschen wäre, daß sie noch heute gültig wäre, und ordnete auch den Schulunterricht durch einen Lektionsplan, der lange zum Segen der Schule und Kirche in Übung blieb und andern Ländern zum Vorbild gedient hat. Auch dieser „Unterricht" atmet durchweg Melanchthons milden Geist, immer schärft er eindringlich die Versöhnlichkeit ein, immer mahnt er vom Streiten ab und dringt auf eine im Glauben thätige Liebe. Einigen übereifrigen aber weniger einsichtsvollen Predigern schien diese Milde nicht angebracht, ja es regte sich der Verdacht, Melanchthon sei unter die Päpstlichen gegangen. Da nahm ihn aber Luther kräftig in Schutz: „Daß die Widerwärtigen möchten rühmen, wir kröchen zurück, ist nicht groß zu achten; es wird wohl (davon) still werden; . . . auch kann man nicht alles auf einmal stellen, wie es gehen soll. Es ist nichts denn der Same gewesen, wenns nun aufgeht, wird sich Unkraut und der Fehle so viel finden, daß Jätens und Flickens genug sein wird; denn Ordnung stellen und gestellte Ordnung halten sind zweierlei Dinge. Man muß thun so viel man kann und nicht ablassen, das andere gehen lassen, wie es geht und Gott befehlen." Nichtsdestoweniger klagte einer dieser Eiferer, bei dem gekränkter Ehrgeiz noch ins Spiel kam, obwohl Melanchthon wenigstens ihn stets als Freund behandelt hatte, ihn beim Kurfürsten der Irrlehre an, die in dem „Unterricht" zu finden sein sollte. Melanchthon blieb natürlich völlig ruhig, ja entschuldigte den Ankläger und schrieb ihm trotz aller Gehässigkeiten einen freundlichen Brief und bot ihm als ein echter Jünger Christi die Hand zuerst zur Versöhnung. Solche Fälle werden wir von jetzt an, wo Melanchthon mehr und mehr an den öffentlichen Angelegenheiten beteiligt wurde, oft sehen dürfen, und es ist bewundernswert, wie Melanchthon in seiner großen Bescheidenheit

und Milde wie Selbstverleugnung immer freundlich die Irrenden zurechtwies und sich oft die manchmal vergebliche Mühe gab, die unwissenden Beleidiger von ihren Irrtümern zurückzubringen, sie aber nie seine geistige Überlegenheit fühlen ließ, alle persönlichen Kränkungen vergaß, ihnen vielmehr das Verständnis der Streitfragen zu erschließen bedacht war.

Diese Milde, die sich in seinen Reden und Schriften aussprach, war für jene Zeiten des Kampfes etwas so Seltenes, daß auch bei Katholiken die Meinung aufkam, er sei dem Katholizismus nicht ganz abgeneigt und ihm unter andern der Hofprediger König Ferdinands, des Bruders Kaiser Karls, Johann Faber schrieb, wenn er sich von der Reformation lossagen wollte, so solle ihm eine gute Stelle am Hofe zuteil werden. Natürlich lehnte Melanchthon dies Anerbieten ab und schrieb dabei die für jene Zeiten gewiß bezeichnenden Worte: „Weil ich mich weniger schroff ausgedrückt habe, meinen diese scharfsinnigen Leute gleich, ich stimme nicht mehr mit Luther überein.“

So war unter den mannigfachsten Arbeiten der Herbst des Jahres 1528 herangekommen, und der Kaiser hatte am 30. November einen neuen Reichstag nach Speier auf den 21. Februar 1529 ausgeschrieben, auf dem die religiösen Streitigkeiten endlich beigelegt werden sollten.

Denn diese waren größer geworden. Die Kluft zwischen den „lutherischen“ und katholischen Ständen hatte sich erweitert durch falsche Gerüchte von Angriffen, die der Kaiser mit den altgläubigen Fürsten gegen die neugläubigen plane. Bei dem ohnehin bestehenden gegenseitigen Mißtrauen wurde alles geglaubt, und allgemein erwartete man einen Religionskrieg.

Melanchthon riet immer zum Frieden. Er bat den Kurfürsten Johann aufs dringendste, ja den Krieg zu vermeiden. „Es ist doch der größte Trost in allen Leiden ein gutes Gewissen und Gott nicht zum Feinde zu haben; wo wir aber zum Schwerte griffen und mit bösem Gewissen Krieg anfingen, hätten wir solchen Trost verloren.“

Der Krieg unterblieb. Im März 1529 zog Melanchthon

mit dem Kurfürsten von Sachsen zum Reichstag nach Speier. Die Stände waren noch nicht vollzählig versammelt, so daß die Unterhandlungen nicht gleich begannen. Da nun Bretten nur eine Tagereise von Speier entfernt lag, beschloß er, seine Mutter und seine Verwandten zu besuchen.

Seine Mutter hatte sich zum dritten Male verheiratet mit einem angesehenen Bürger Brettens, Melchior Hechel, so daß Melanchthon noch sechs Stiefgeschwister bekam. Sein Bruder Georg war Stadtschultheiß*) von Bretten und ein eifriger Anhänger Luthers geworden. Seine Mutter dagegen war Katholikin geblieben; sie klagte ihrem Sohne, daß sie nicht recht wisse, woran sie sich in diesen Zeiten der allgemeinen Verwirrung zu halten habe. Der Sohn ließ sich ihre Gebete aufsagen und gab ihr die fröhliche Versicherung, wenn sie so fortfahre zu glauben und zu beten, wie sie bisher gethan, so werde sie gewiß einst selig werden. Bald darauf im Sommer starb sie als fromme Christin. Seine Stiefschwester Dorothea Kolbe ging ins Kloster, die rechten Schwestern Melanchthons hatten sich schon verheiratet.

In Speier fand er bei seiner Rückkehr aus Bretten die Sachen für die Evangelischen sehr bedenklich. Die Kaiserlichen Räte eröffneten ihnen, daß der Reichstagsabschied von 1526 „kassiert und vernichtet" sei, da er „von vielen Ständen ihres Gefallens verstanden, ausgelegt und erklärt worden" sei, woraus „trefflich großer Unrath und Mißverstand wider den Glauben und Ungehorsam der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit entstanden" sei. Der Ausschuß des Reichstages erklärte sich zwar damit einverstanden, drang aber auf eine freie christliche allgemeine Kirchenversammlung, die binnen zwei Jahren in einer deutschen Stadt abgehalten werden solle; wenn das nicht möglich, solle wenigstens eine ständische Nationalversammlung einberufen werden; bis dahin solle alle weitere Neuerung, so viel wie möglich und menschlich verhütet werden, besonders solle „Niemand an den Orten, wo die neue Lehre überhand genommen,

*) Bürgermeister.

die Messe zu halten oder zu hören verboten, verhindert oder davon gedrungen werden." Melanchthon war über diese Wendung der Dinge äußerst bestürzt. „Heute" — es war der 15. März — schrieb er an Camerarius, „wurde das Kaiserliche Mandat verlesen; es ist durchaus schreckenerregend; der letzte Abschied von Speier (1526) wird als nichtig erklärt; viele und schwere Strafen werden über die verhängt, die dem neuen Edikte nicht gehorchen wollen. . . . Wir werden hier wie Auswurf betrachtet; Du weißt, daß ich manches bei den Unsern anders wünschte, aber hier denkt man nicht daran, unsere Fehler zu verbessern, sondern nur die gute Sache zu unterdrücken; ich hoffe jedoch, daß Christus die Sache derer vereiteln wird, die Krieg verlangen." Die Evangelischen waren sogar Nachstellungen ausgesetzt.

Besonders Johann Faber, der Hofprediger König Ferdinands, suchte sie heimlich und offen zu verfolgen. Simon Grynäus, ein Freund Melanchthons noch von der gelehrten Schule zu Pforzheim her, der sich auch in Speier befand, war auch mit Faber bekannt. Faber wollte ihn verderben und suchte ihn durch heuchlerische Freundlichkeit sicher zu machen. Vergebens warnte ihn Melanchthon. Da kam plötzlich zu Melanchthon ein ehrwürdiger Greis und sagte ihm, Grynäus solle sich vor Faber hüten, der ihm eine Falle stelle. Melanchthon rettete den Freund eilend über den Rhein. Kaum war es geschehen, so kamen auch schon Bewaffnete, um ihn zu holen. Es ist bezeichnend für Melanchthons Frömmigkeit, daß er sein Leben lang fest davon überzeugt blieb, daß dieser treue Warner eine himmlische Erscheinung gewesen sei.

Aber auch andere Stimmungen machten sich unter den Katholiken geltend. So hörte Melanchthon hier in Speier einen Mönch predigen, der sich nur an die Erklärung des göttlichen Wortes hielt ohne die schwebenden Streitfragen zu berühren. Am Schlusse seiner Predigt sagte er: „Ich weiß, daß ihr etwas von mir über diese Fragen erwartet, am nächsten Sonntag sollt ihr davon hören." Am nächsten Sonntag legte er wieder einfach und klar den Text des Schriftwortes aus

und sagte dann am Ende: „Beinahe hätte ich mein Versprechen vergessen, aber hört jetzt,“ worauf er die vielen Streitigkeiten beklagte und mit dem Worte schloß: „Wenn ein jeglicher vor seiner Thür kehrte, dann würde es bald allenthalben rein sein.“ Das war ganz nach Melanchthons Sinn, und nie hat der diesen Mönch und sein richtiges Urteil vergessen.

Gegen das Gutachten des Ausschusses legten die Reichsstädte Verwahrung ein, und auch Melanchthon erklärte: „Wird der Abschied von 1526 geändert, so stehen uns große Gefahren bevor.“ Doch trotzdem wurde dieses Gutachten als Reichstagsabschied verkündet, die lutherischen Fürsten reichten am 19. April dagegen eine Protestation ein und erhielten davon seitdem den Namen „Protestanten“. „Wir gedenken“, erklärten sie, „mit der Gnad und Hülfe Gottes bei dem zu bleiben, daß allein Gottes Wort und das heilige Evangelium Alten und Neuen Testaments in den biblischen Büchern verfaßt, rein gepredigt werde und nichts, das dawider ist, denn darin als an der einzigen Wahrheit und dem rechten Richtscheid aller christlichen Lehre und Lebens kann niemand irren noch fehlen, und wer darauf bauet und bleibet, der besteht wider alle Pforten der Hölle, so doch dagegen aller menschlicher Zusatz und Tand fallen muß und vor Gott nicht bestehen kann. Wir protestieren und bezeugen hiermit öffentlich vor Gott unserm einigen Erschaffer, Erhalter, Erlöser und Seligmacher, auch von allen Menschen und Kreaturen, daß wir für uns und die Unseren in allen Handlungen, die wider Gott, sein heiliges Wort und unser gut Gewissen vorgenommen und wider den Speierschen Abschied beschlossen, nicht gehellen (einhellig sind = übereinstimmen) noch willigen.“

Am 6. Mai kam Melanchthon wieder in Wittenberg an; er wie auch Luther erwarteten nun einen Religionskrieg, und Melanchthon war so bekümmert, daß Luther schrieb: „Philippus grämt sich mit der Sorge für die Kirche und das gemeine Wesen so ab, daß seine Gesundheit darüber Schaden leidet.“ Dazu kam anderer Kummer in seiner Familie: im Juli hatte

er den Verlust seiner Mutter, im August den seines Söhnchens Georg zu beklagen.

Wir sind in der Darstellung des Lebens Melanchthons an einem Wendepunkte angelangt. Sein Leben teilt sich hier auch schon von selbst in zwei natürliche Hälften, seine Thätigkeit wird aber auch eine vielgestaltigere, mannigfaltigere; er ist von jetzt ab der vielbegehrte und auch vielgelästerte Unterhändler auf fast allen Religionsgesprächen, Reichstagen, Versammlungen, er tritt neben Luther nun auch öffentlich als das Haupt der protestantischen Theologen hervor; er wird der Verfasser der Bekenntnisschrift des Protestantismus. Er ist — sehr gegen seinen Willen — der Mann des öffentlichen Lebens: er, der große Gelehrte, der berühmte Humanist, der sich am wohlsten unter Büchern und Schülern befindet, soll der kirchenpolitische Berater auch noch seiner Fürsten sein; er soll mit der Feinheit theologischer Spekulation noch die Thatkraft und alles überwindende Energie Luthers verbinden, er soll alles sein, Gelehrter und Diplomat, Theologe und Kirchenleiter, und, daß er nicht noch Luther war, hat ihm die Mitwelt und zum Teil die Nachwelt als Schuld angerechnet. Daher kann man über diesen zweiten Teil seines Lebens vielleicht als Motto setzen: sein Charakterbild schwankt in der Geschichte. Der freundlichen Bilder, die man zeichnen könnte, werden weniger in diesem Lebensabschnitt, oft ist er von Feinden verlästert und auch seine vielen Freunde verstehen ihn nicht ganz. Immer aber bleibt er der demütige, innig fromme Mann, ob er auch seufzt unter der Last so vieler Geschäfte, sich bekümmert um so viel Streit und Hader unter den Lehrern der Kirche, sich verkannt und verachtet sieht, der Mann des Friedens und der Liebe, eine Johannesgestalt, zu der wir uns innig hingezogen fühlen. Ob auch sein Leben oft umdüstert wird, ihm leuchtete das ewige Licht, und ob er auch schließlich erlöst zu sein wünschte „von der Wut der Theologen", er wußte, daß er ein treuer Haushalter gewesen war über die Geheimnisse des Reiches Gottes, daß er zum Frieden eingehen würde, nach dem er sich hier auf Erden so oft gesehnt.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Darstellung, Melanchthon auf den verschlungenen Pfaden seiner kirchenpolitischen und dogmatischen Kämpfe, die ihm aufgenötigt wurden, zu begleiten, vielmehr sollen diese nur den leider wenig freundlichen Hintergrund bilden, auf dem sich sein Leben, sein Denken uns zeigen wird, wir werden sie daher auch nur soweit berühren, als es zum Verständnis seines Handelns notwendig ist. Ehe wir jedoch an diese nicht ganz leichte Aufgabe gehen, mag es uns noch vergönnt sein, den Freundeskreis zu schildern, in dem Melanchthon sich so wohl fühlte, und der ihm treu blieb, bei dem er auch das Verständnis fand, das ihm bei den vielen unverdienten Kränkungen, die ihm auf seiner öffentlichen Laufbahn zugefügt wurden, so wohl that.

---

24. Melanchthons Freundeskreis.

Zu Luther hat Melanchthon mit dankbarer Verehrung aufgeblickt und in ihm allezeit seinen geistlichen Vater gesehen; diese beiden seltenen Männer haben, einige Trübungen abgerechnet, die Dritte in ihrem blinden Eifer und zuweit getriebener Besorgnis um das Wohl der Kirche verschuldeten, bis zu Luthers Tode in herzlicher Gemeinschaft gelebt; ihre Naturen, die sich wegen ihrer Verschiedenheit so wunderbar ergänzten, wurden von einander ebenso angezogen, wie andrerseits von den Ereignissen ganz verschieden beeinflußt: Luther hatte nie eigentliche Besorgnis um den Fortgang der Reformation: sein Wahlspruch war: die Sach und Ehr, Herr Jesu Christ, nicht unser sondern dein ja ist, während Melanchthon alle öffentlichen Ereignisse mit einiger Ängstlichkeit beobachtete und immer geneigt war, ihren drohenden Charakter für die Kirche der Reformation hervorzuheben. Beide waren sich auch, wie wir sehen werden, dieser verschiedenartigen Auffassungsweisen bewußt und trösteten sich gegenseitig; die verschiedene Lehrauffassung kam bei Lebzeiten Luthers nur in der Lehre

vom heiligen Abendmahl zur Geltung, und dieser Punkt wurde zwischen beiden mehr und mehr vermieden, aber die lutherische wie reformierte Abendmahlslehre halten die Gegenwart Christi im Sakrament fest und nehmen ihm nichts von seinem Segen und Trost fort; dann kommt auch bei dem Verhältnis Luthers zu Melanchthon die verschiedene Entwicklung dazu, die beide genommen. Luther war aus im ganzen dürftigen Verhältnissen, Melanchthon aus wohlhabenden hervorgegangen, Luther hatte durch Sturm und Drang den Sieg des Glaubens erfochten, bei Melanchthon war alles harmonisch abgestimmt; er ergriff dankbar das, was Luther darbot und gab ihm die glänzende Form. Melanchthon war gelehrter als Luther, was ja dieser, wie wir gesehen, auch immer anerkannt hat, neidlos freute er sich der Gaben und Kenntnisse des bedeutend jüngeren Freundes und lernte besonders Griechisch viel von ihm, wie überhaupt Melanchthon manchen Einfluß auf ihn besaß. Solange Luther lebte, verteidigte er Melanchthon gegen mißgünstige Eiferer und kleine Geister, die seine Größe nur widerwillig anerkannten und seine Vorsicht und Friedensliebe für Schwäche hielten, und als Luther gestorben war, fühlte sich Melanchthon oft außerstande, die wilden Wogen der Lehrstreitigkeiten zu dämpfen, wie es eben nur Luther gekonnt hatte, und oft finden wir in seinen Briefen der Sehnsucht nach ihm, seinem einzigartigen Ansehen, dem sich alles beugte, Ausdruck gegeben.

Unter Melanchthons sonstigen Freunden war ihm der liebste Joachim Camerarius. Er war etwas jünger wie Melanchthon. Geboren am 12. April 1500 zu Bamberg war sein eigentlicher Name Liebhard. Seine Vorfahren hatten lange Zeit hindurch den Kämmererposten beim Bamberger Bischofsstuhl bekleidet, daher hatte die Familie den Namen Camerarius = Kämmerer angenommen. Er kam früh als Student nach Leipzig, besuchte auch die Universität Erfurt und kam 1521 nach Wittenberg, wo er von da bis 1525 in Melanchthons Hause lebte, zu dem ihn die gleiche Liebe zu den klassischen Studien führte und mit dem ihn gleiche Anschauungen, gleiches Streben lebenslänglich verbanden. 1524 begleitete er ihn auch auf der Reise

nach Bretten, trennte sich dann aber eine Zeitlang von ihm, indem er zuerst auf des Freundes Empfehlung nach Königsberg zum Herzog Albrecht von Preußen, dann nach Nürnberg als Rektor des ersten protestantischen Gymnasiums ging. 1530 war er als einer der Nürnberger Reichstagsgesandten in Augsburg und so in dieser für Melanchthon so bedrängten ereignisreichen Zeit an des Freundes Seite. Er war es auch, der bei der Verlesung der katholischerseits ausgearbeiteten „Widerlegung“ des Augsburger Bekenntnisses, dieselbe so gut wie es möglich war, nachschrieb, so daß Melanchthon auf Grund dieser Aufzeichnungen seine „Verteidigung des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses“ abfassen konnte. 1535 ging Camerarius nach Tübingen statt Melanchthons und machte sich ganz in dessen Sinne um die Wiederaufrichtung dieser Universität sehr verdient. Hatten sie zwar auch ununterbrochen im herzlichsten und vertraulichsten Briefwechsel gestanden, so wünschte Melanchthon doch sehnlichst, den geliebten Freund in seiner Nähe zu haben und setzte bei der Reformation der Universität Leipzig nach dem Tode Herzog Georgs von Sachsen bei dessen Bruder und Nachfolger Heinrich es durch, daß Camerarius als Professor nach Leipzig berufen wurde. Nun führten häufige gegenseitige Besuche die beiden Freunde öfter zusammen, oft waren sie auch auf Konventen und Religionsgesprächen als Abgeordnete vereint; 1557 zog sich Camerarius von den öffentlichen Angelegenheiten mehr zurück, da er wie auch Melanchthon tiefe Betrübnis über die herrschenden Lehrstreitigkeiten empfand. Ihr Freundschaftsverhältnis blieb das innigste bis zu Melanchthons Tode; kurz vor demselben war Camerarius noch bei ihm, wie wir später sehen werden.

Er überlebte den Freund lange Jahre, und starb erst 1574 einsam zu Leipzig, nachdem ihm seine Gattin und die meisten seiner Freunde im Tode vorangegangen waren. Seiner Freundschaft zu Melanchthon setzte er das schönste und würdigste Denkmal in seiner Lebensbeschreibung des Freundes; auch gab er 1569 Melanchthons Briefwechsel heraus.

Ein anderer treuer Freund Melanchthons war der Fürst

Georg von Anhalt. Er war am 13. August 1507 zu Dessau geboren und von seiner Mutter, einer gottseligen Frau, treulich erzogen, da er den Vater sehr früh verloren hatte. Schon mit neun Jahren ließ ihn die Familie zum Domherrn von Merseburg ernennen. Er studierte in Leipzig, wurde auch mit Camerarius befreundet, erhielt 1524 die Priesterweihe und wurde 1526 von seinem früheren Vormunde, dem Erzbischof Albrecht von Mainz zum Dompropst von Magdeburg ernannt.

Bis dahin war er immer ein Feind kirchlicher Neuerungen gewesen und hatte noch 1529 gegen die „lutherische Sekte" geeifert. Das Bestreben, eine selbständige Meinung über die kirchlichen und religiösen Wirren seiner Zeit sich zu bilden, hatte ihn zum Studium der heiligen Schrift geführt, und dadurch wurde er ganz gegen seine Absicht ein Anhänger Luthers und gelangte zu der Überzeugung, daß Luthers Lehre schriftgemäß sei. So unterzeichnete er auch 1530 mit seinem Vetter Wolfgang von Anhalt und seinen beiden Brüdern Johann und Joachim das Augsburgische Glaubensbekenntnis und wurde später auch von Luther im Beisein Melanchthons und vieler andern Geistlichen zum Bischof von Merseburg ordiniert. Auf Melanchthons Rat setzte er ein evangelisches Konsistorium ein und widmete sich überhaupt treulich seinem Amte. Sein Freund Melanchthon hat ihm manche Predigt verfaßt, die Georg dann als Propst oder Bischof hielt. Manche Briefe geben uns einen schönen Einblick in das Freundschaftsverhältnis dieser beiden Männer, die sich in ihrer Sinnesart sehr ähnlich waren. Auch Georg von Anhalt war milde und friedliebend. Von seinem Bischofssitze vertrieben starb er noch vor Melanchthon am 17. Oktober 1553 zu Dessau. Melanchthon verfaßte eine überaus schöne Gedächtnisrede auf ihn, und Camerarius hat sein Leben beschrieben.

Wenige Jahre nach Melanchthon kam auch Johann Bugenhagen nach Wittenberg. Er war am 24. Juni 1485 zu Wollin in Pommern geboren und hatte in Greifswald studiert. In jungen Jahren Rektor der Stadtschule zu Treptow an der Rega in Pommern geworden, las er 1520 Luthers Schrift „von der

babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ und wurde bald Luthers Anhänger. „Was soll ich euch sagen“, redete er seine Freunde, nachdem er das Buch gelesen, an, „die ganze Welt ist blind und tappt in stockfinsterer Nacht, der Mann in Wittenberg allein sieht die ganze Wahrheit.“ Ende Februar 1521 ging er nach Wittenberg, und traf dort kurz vor der Abreise Luthers nach Worms ein. Schnell trat er als immer mehr geschätztes Mitglied in den Wittenberger Freundeskreis ein, und gewann auch Melanchthons herzliche Freundschaft. Er hielt bald Vorlesungen an der Universität und legte hier die Psalmen aus. In den Unruhen, die die Wiedertäufer in Wittenberg erregten, stand er Melanchthon treulich bei und wurde 1522 Stadtpfarrer von Wittenberg. Er blieb es bis an sein Ende; Luther und Melanchthon half er bei der Bibelübersetzung, und er selbst übersetzte 1525 das Neue Testament ins Niederdeutsche. Er besaß in hohem Grade die Gabe der Kirchenleitung, deshalb wurde er vielfach von Fürsten und Städten zur Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse berufen. So war er kurze Zeit in Braunschweig, Hamburg, Lübeck; nach seiner Heimat Pommern wurde er 1534 zu gleichem Zwecke berufen. Auch war er nicht ganz fünf Jahre in Dänemark, dem er eine Kirchenordnung gab. Von 1536 an war er auch Generalsuperintendent eines Teiles von Sachsen. Nach Luthers Tod, dem er die Leichenpredigt mit fast von Thränen erstickter Stimme hielt, widmete er sich mit Melanchthon der Förderung und dem Ausbau der sächsischen Kirche. Während des schmalkaldischen Krieges hielt er unerschrocken in Wittenberg aus und ließ nicht von seinem Predigtamte. Er blieb wie Melanchthon nach dem Kriege in Wittenberg und mußte wie dieser dafür viele üble Nachreden und Kränkungen von denen hören, die mit den Söhnen des vertriebenen Kurfürsten nach Weimar gegangen waren; man warf ihm wie Melanchthon Abfall von Luthers Lehre neben schwärzester Undankbarkeit vor, ihm, den Luther so sehr als Freund und seinen Seelsorger geschätzt hatte. Auch in den nun folgenden Streitigkeiten, die wir später berühren werden, hielt er treu zu Melanchthon, stets bemüht, den Frieden zu

erhalten und erntete mit diesem neue Verunglimpfungen, gegen die er sich erst gar nicht verteidigte, sondern still und treu den Pflichten seines Pfarramtes nachging. So lange sich einer festen Gesundheit erfreuend, erblindete er auf einem Auge und litt an großer Schwäche des Magens. Ob er nun auch in den letzten beiden Lebensjahren selbst nicht mehr predigen konnte, ging er doch täglich zur Kirche, um für die Seinen wie für seine Kirche zu beten. Sanft entschlief er in der Nacht vom 19. zum 20. April 1558, so daß es wieder um Melanchthon einsamer wurde. Nach seinem Wahlspruche

„Wenn du Jesum nur kennst, so brauchst du nichts andres zu wissen,
Wenn du Jesum nicht kennst, nützt anderes Wissen dir nichts"

hat er gelebt und gewirkt, seinen Freunden ein Freund, seiner Kirche ein treuer Diener und Bischof, neben allem Ernst eine gemütvolle Natur, die auch den Freundeskreis durch ernste und heitere Geschichten und Anekdoten, die der vielgereiste Mann teils selber erlebt, teils von andern gehört hatte, bei harmloser Zusammenkunft zu beleben wußte. Eine solcher Geschichten mag hier stehen als Beweis, wie harmlos heiter diese gewaltigen Männer damals in Wittenberg auch zuweilen bei einem Glase „Wittenbergisch Bier" sein konnten. Aus seiner pommerschen Wirksamkeit erzählte er von einem Bauern, dem die Scheuer durch Blitzschlag niedergebrannt war. Mit Hilfe der Nachbarn wurde sie bald wieder aufgebaut. Als sie fertig war, entlud sich ein sehr heftiges Gewitter über der Ortschaft. Da sieht der Bauer aus seinem Fenster auf seine neue Scheune und sagt mit einem mißtrauischen Blicke nach oben: „Makst (willst) du schon wedder en Schünecken (ein Scheunchen)?

Zu Melanchthons näheren Freunden in Wittenberg gehörte auch Kaspar Cruciger, oder mit deutschem Namen Kreutziger. Er war am 1. Januar 1504 zu Leipzig geboren, studierte daselbst und wohnte auch 1519 als Zuschauer der Leipziger Disputation bei. Als 1521 die Pest in Leipzig wütete, zog er mit seinen Eltern, geachteten Bürgersleuten, nach Wittenberg, hörte bei Melanchthon noch mehrere Vorlesungen, studierte auch noch unter Luthers Leitung weiter, war von 1524—1528

Rektor der Schule zu Magdeburg, wurde 1528 Prediger an der Schloßkirche und Professor an der Universität zu Wittenberg. Mit Luther und Melanchthon innig befreundet, half er fleißig bei der Bibelübersetzung, wobei seine Kenntnisse in der Heil- und Pflanzenkunde sehr willkommen waren. Luthers und Melanchthons Vertrauen besaß er gleichmäßig. Als er 1539 dauernd nach Leipzig zur Einführung der Reformation gehen sollte, gab der Kurfürst auf Luthers Wunsch dazu nicht die Einwilligung, und Luther nannte Cruciger bei dieser Gelegenheit einen „Fürbund*) in der Theologie, auf den er es nach seinem Tode gesetzt", und auch Melanchthon hatte auf Cruciger die meiste Hoffnung gesetzt. In seinem Mitte November 1539 aufgesetzten Testamente heißt es: „Ich kann in Wahrheit versichern, daß ich versucht habe, die Lehre unserer Kirche richtig und eigentlich auszulegen, damit die Jugend unsere Meinungen besser verstehen und auf die Nachkommenschaft vererben kann. Wenn diese Weise nütze ist, wie ich meine, so bitte ich Kaspar Kreutziger und andere, die mich gehört haben, sie in den Schulen zu erhalten." Cruciger teilte auch mit Melanchthon das Schicksal, von denen, die sich für die ersten Jünger Luthers hielten, geschmäht und verketzert zu werden. Eine schwere Leidenszeit war für ihn der Schmalkaldische Krieg; fast alle Professoren und Studenten waren geflohen, er und Bugenhagen waren in Wittenberg geblieben, er meinte als Rektor der Universität ausharren zu müssen. Nicht lange darauf starb dieser gottergebene „Kreuzträger" am 16. November 1548. Er hinterließ zwei Töchter, von denen eine Luthers Sohn Johannes geheiratet hatte und einen Sohn Kaspar, der Melanchthons Nachfolger wurde.

Zu Melanchthons Freundeskreise gehörte natürlich auch sein Schwager, der Professor Sebald Münster, der aber früh an der Pest im Jahre 1539 zugleich mit seiner Frau starb. In Melanchthons Abwesenheit nahm Luther die verwaisten

*) Wir sagen wohl „Ausbund" z. B. Ausbund von Gelehrsamkeit; es bedeutet etwas Hervorragendes, Ausgezeichnetes und kommt nur bei Luther vor.

Kinder in sein Haus und als Melanchthon mit seiner Familie zurückkehrte, wurden sie von ihm und seiner Frau erzogen.

In seinem Testament vom Jahre 1539 zählt Melanchthon unter seine Freunde auch Justus Jonas, Veit Dietrich und Paul Eber, von denen wir daher einiges anmerken wollen.

Justus Jonas, geboren 5. Juni 1493 zu Nordhausen, wo sein Vater Jonas Koch Bürgermeister war, nahm dessen Vornamen als Familiennamen an und kürzte seinen Rufnamen Jodokus in Justus, führte auch in seinem Wappen den Walfisch, der nach der biblischen Erzählung den Jonas verschlingt. Er war gleich Melanchthon ein Freund und Förderer klassischer Studien und schon mit jungen Jahren Rektor der Universität Erfurt; durch Luthers Auftreten veranlaßt, wandte er sich dem Studium der Theologie zu und übersetzte auch die 95 Sätze Luthers ins Deutsche. Am 6. Juni 1521 trat er sein Amt in Wittenberg an als Propst des Allerheiligenstiftes und übernahm zugleich kirchenrechtliche Vorlesungen an der Universität. Er nahm lebhaften Anteil an den Verhandlungen auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530, denen er beiwohnte und übersetzte auch die Vorrede des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses und Melanchthons „Theologische Hauptsätze" ins Deutsche sowie manche andere Schriften Luthers und Melanchthons und beteiligte sich auch eifrig an der Bibelübersetzung. Er ging dann auf einige Jahre nach Halle und führte gegen den Willen des Erzbischofs Albrecht von Mainz dort die Reformation ein, mußte aber fliehen und irrte mit seiner zahlreichen Familie gleich vielen andern Predigern obdachlos umher, bis ihn Melanchthon für eine Predigerstelle in Hildesheim empfahl. Melanchthon und Georg von Anhalt wirkten ihm auch bei Herzog Georg von Sachsen die Erlaubnis zur Rückkehr nach Halle aus, doch ging er nach Jena, wo er bei der Errichtung der neuen Universität Hülfe leistete, war später Hofprediger in Koburg und starb am 9. Oktober 1555 als erster Prediger des Städtchens Eisfeld an der Werra. Seine Entwicklung war sehr ähnlich der Melanchthons und Crucigers: ursprünglich den klassischen Studien ergeben, wurden sie durch

den geistesmächtigen Luther nach Wittenberg gezogen und wandten sich dem Studium der heiligen Schrift zu. Er gehört zu den bedeutendsten Kanzelrednern der reformatorischen Kirche.

Lange vor Melanchthon starb auch sein Freund und Schüler Veit Dietrich. Er war 1506 zu Nürnberg geboren und bezog im Frühjahr 1523 die Universität Wittenberg. Mit großer Verehrung und herzlicher Liebe schloß er sich an Luther und Melanchthon an, und viele Briefe beweisen, daß dies Freundschaftsverhältnis bis an seinen Tod gedauert hat. Melanchthon mußte oft den Eifer Veit Dietrichs zügeln und mahnte ihn häufig, bei Einführung der Reformation in Nürnberg, wo er Prediger an der St. Sebalduskirche war, schonend vorzugehen. Auch er machte sich wie Justus Jonas dadurch sehr verdient, daß er manche Schriften Luthers und Melanchthons ins Deutsche übersetzte und so auch besonders dem Volke zugänglich machte. Er starb, schon lange kränkelnd, zum großen Schmerze Melanchthons am 24. März 1549 zu Nürnberg.

Zu Melanchthons Freundeskreise gehörte auch ganz besonders sein „treuer Achates"*) Paul Eber. Dieser war als armer Leute Kind am 8. November 1511 zu Kitzingen in Franken geboren. Durch einen Reiseunfall, den er als Knabe erlitt, — er wurde von einem Pferde geschleift — blieb seine körperliche Entwicklung zurück, und er für sein ganzes Leben klein, mißgestaltet und sehr gebrechlich. Nachdem er bei Joachim Camerarius in Nürnberg auf der mit Melanchthons Hilfe neu begründeten evangelischen Schule längere Zeit gewesen und tüchtige Kenntnisse gesammelt, bezog er Ostern 1532 die Universität Wittenberg. Rasch gewann er sich durch seinen Fleiß, seine große Begabung und sein stilles bescheidenes Wesen die Zuneigung Luthers und Melanchthons und der letztere würdigte ihn, nachdem er Magister geworden war, seines vertrautesten Umganges und seiner Freundschaft, daß er wohl scherzhaft „Philippi Schatzkämmerlein" genannt wurde. Als sich Paul Eber 1541 mit einer Wittenbergerin verheiratete, war auch

*) Achates war der treue Freund des Aeneas. Vgl. z. B. Virgil, Aeneis I, 178.

hier Melanchthon der ratende und sorgende Freund. Auch Luthers Vertrauen genoß Paul Eber in hohem Maße; er sah voraus, daß dieser einst eine bedeutende Stelle in der Kirche Sachsens einnehmen würde und ermahnte ihn an seinem letzten Geburtstage, am 10. November, als der Freundeskreis um ihn versammelt war und er über die mancherlei Kämpfe, die sich nach seinem Tode wohl erheben würden, ahnend äußerte: „Du heißest Paulus; demgemäß ermahne ich dich, Pauli Exempel nachzuahmen und standhaft für die Erhaltung der von Paulus überlieferten Lehre besorgt zu sein." Melanchthon hatte ihn den Studenten mit Erfolg als Lehrer empfohlen, jedoch war sein Einkommen gering, so daß er dem Beispiele Melanchthons folgend Kostgänger halten mußte, deren Studien er mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit leitete. Endlich erhielt er 1557 den Lehrstuhl für das Alte Testament und 1558 nach Bugenhagens Tode das Stadtpfarramt und wurde auch wie dieser Generalsuperintendent. Durch den im Jahre 1560 erfolgten Tod seines treuen Gönners und väterlichen Freundes Melanchthon wurde er aufs schmerzlichste berührt. Wie dieser allen theologischen Streitigkeiten abhold, hatte er zur Genüge erfahren, wie es seinem treuen Lehrer Philipp gegangen war und suchte sich wie Camerarius, dem er bis zu seinem Tode aufs innigste verbunden blieb, von ihnen zurückzuziehen, was aber nicht immer möglich war. Müde des Streits wünschte er „als ein abgemergelter und abgetriebener Karrengaul der Arbeit entnommen zu werden." Dieser sehnlichste Wunsch wurde ihm am 10. Dezember 1569 erfüllt.

Zu Melanchthons lebenslänglichen Hausgenossen und treusten Freunden gehörte auch Dr. Kaspar Peucer, seit dem Jahre 1550 sein Schwiegersohn, der seine Anhänglichkeit an Melanchthon und dessen Lehre mit hartem Gefängnis später zu büßen hatte. Er war am 6. Januar 1525 zu Bautzen geboren und besuchte zuerst die Schule des berühmten Humanisten und als gefeierter Pädagog bekannten Valentin Trotzendorf zu Goldberg in Schlesien. Dieser, der selbst noch im späteren Lebensalter nach Wittenberg geeilt war, um unter

dem „Lehrer Deutschlands“ sich weiter zu bilden und mit Melanchthon befreundet geworden war, hatte ihn diesem sehr warm empfohlen, und Melanchthon hatte ihn seit 1540, wo er die Universität Wittenberg bezog, gleich in sein Haus und an seinen Tisch genommen. Und Melanchthons engster Hausgenosse blieb er bis zu dessen Tode. Im Jahre 1550 heiratete er Melanchthons jüngste Tochter Magdalena und blieb auch jetzt im Hause seines Schwiegervaters wohnen und baute sich, als die Familie größer wurde, ein Hinterhaus an. Er war sein treuster Freund, ihm wie ein Sohn mit innigster Liebe zugethan, der umsichtige Berater in allen häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten, der als berühmter Arzt sich auch die körperliche Pflege seines hochverehrten Schwiegervaters angedeihen ließ. Melanchthon vertraute ihm umsomehr und war über das Glück seiner Tochter, das diese in der Ehe mit Peucer fand, um so erfreuter, als seine andere Tochter Anna, die stets sein erkorener Liebling gewesen war, mit ihrem Manne Georg Sabinus, auch einem langjährigen Schüler und Hausgenossen Melanchthons, sehr unglücklich geworden war und früh von ihren vielen Leiden durch den Tod erlöst wurde, was Melanchthon sehr schmerzte.

Noch in seinem späten Alter bewahrte sich Melanchthon die Anschlußfähigkeit an andere, auch jüngere, wo er nur ehrliches Streben und edle Gesinnung an ihnen wahrnahm. So hatte er einen Spanier mit Namen Franz Enzinas, der, um ihn zu hören nach Wittenberg gekommen war, besonders in sein Herz geschlossen. „Du kannst nicht glauben“, schrieb ein anderer Schüler Melanchthons an ihn, „wie sehr unser Philipp Dich liebt; keinen Tag läßt er vorübergehen, ohne Deiner zu gedenken; oft sagt er, nichts wünsche er lieber, als den Rest seines Lebens in Deiner freundlichen Gesellschaft zu verbringen.“ Nach dem frühen Tode des Enzinas erbot sich Melanchthon auch sogleich, eins seiner Kinder in sein Haus zu nehmen.

Wie groß die Anziehungskraft Melanchthons war, mag an einem einzigen Beispiel nur gezeigt werden. Der berühmte, weitgereiste Gelehrte und Diplomat, zugleich einer der aus-

gezeichnetsten und geistvollsten Schriftsteller des Reformationsjahrhunderts, Hubert Languet, geboren 1518 in Viteaux in Burgund, kam nach manchen Reisen 1549 nach Wittenberg eigens mit dem Wunsche, den Umgang Melanchthons genießen zu dürfen. Er fand bei diesem die freundlichste Aufnahme und treuste Freundschaft; ein häufiger Gast seines Hauses, der Begleiter auf manchen Reisen Melanchthons, nahm er im Freundeskreise, der sich um Melanchthon scharte, eine bevorzugte Stelle ein. Den Winter brachte er immer bei Melanchthon zu, während der Sommer und Herbst ihn in fremde Länder führte mit den mannigfachsten diplomatischen und andern Aufträgen betraut. Der sächsische Hof wollte den klugen und ehrenfesten Mann in seine Dienste nehmen, lange konnte er sich aber dazu nicht entschließen, da er den Umgang mit Melanchthon allem andern vorzog. Als dieser starb, war er nicht in Wittenberg, vom 26. März 1560 ist sein letzter Brief an seinen hochgeschätzten Lehrer und Freund aus Breslau gerichtet, und im Mai erfuhr er zu seinem größten Schmerze in Paris die Kunde von Melanchthons am 19. April dieses Jahres erfolgtem Tode.

Ungeheuer groß war die Zahl der auswärtigen Freunde Melanchthons, wie uns sein ausgebreiteter Briefwechsel noch zeigt. Mit allen bedeutenden Gelehrten seiner Zeit stand er im Gedankenaustausch; mit den einen verbanden ihn wissenschaftliche, mit den andern religiöse Interessen; seine versöhnliche, milde Natur ließ ihn auch mit Calvin in Genf, der ihn aufrichtig schätzte und ihn bei sich zu haben wünschte, freundlich verkehren, trotzdem dieser andere Wege ging; seinem Freunde Oekolampadius blieb er verbunden trotz abweichender Anschauungen, denen dieser huldigte; den Reformatoren Bucer, Brentz und vielen andern begegnen wir in seinen Briefen, Beweise treuster Anhänglichkeit empfing er in schwerer Zeit von vielen seiner Freunde, so von Johann Meienburg, dem Bürgermeister von Nordhausen, der ihn mit seiner Familie in den Wirren des Schmalkaldischen Krieges aufnahm und ihn mit Rat und That aufs opferwilligste unterstützte, und vielen andern.

So war Melanchthon auch in seinem nähern und weiteren Freundeskreise hochverehrt, innig geliebt und reich gesegnet; alle wetteiferten, ihm als ihrem anerkannten Haupte ihre Verehrung und Anhänglichkeit zu beweisen.

Mit diesem freundlichen Bilde wollen wir von dem ersten Teile des Lebens Melanchthons scheiden und zugleich das erste Buch unserer Darstellung schließen. Im zweiten Buche werden wir ihn auf den dornigen Pfaden seines von jetzt an so bedrängten und unruhigen Lebens begleiten, aber auch hier immer seine Persönlichkeit, sein inneres Leben und Denken im Rahmen seiner weitausgreifenden äußern Thätigkeit in den Vordergrund der Betrachtung stellen.

Zweites Buch.

1530—1560.

---

25. Der Reichstag zu Augsburg.

1530.

Etwas über ein halbes Jahr war Melanchthon nach seiner Rückkehr vom Reichstag zu Speier wieder bei den Seinen gewesen, als ein neuer Auftrag an ihn erging, mit Luther und andern Theologen nach Marburg in Hessen zu reisen. Der Landgraf Philipp von Hessen wollte sämtliche Fürsten und Städte, die sich der Reformation angeschlossen hatten, zu einem großen evangelischen Bunde vereinigen, der auch die Schweizer- und Oberdeutschen Protestanten umfassen sollte. Wegen der abweichenden Abendmahlslehre war es bis jetzt zu keiner Einigung gekommen, und diese sollte nun eben durch das Religionsgespräch zu Marburg erzielt werden. Es fand im Anfang des Oktober 1529 statt und hatte nicht den gehofften Erfolg, da Luther und Melanchthon bei der einfachen Schriftaussage stehen blieben. „Sie begehrten sehr", berichtete Melanchthon seinem Kurfürsten, „daß wir sie als Brüder annehmen möchten, solches haben wir aber in keinen Weg (auf keinen Fall) willigen wollen, haben sie auch hart darum angeredet, daß uns Wunder nähme, mit welchem Gewissen sie uns für Brüder halten wollten, wenn sie meinten, daß wir irrten."

Unterdessen kam aus Italien, wo der Kaiser weilte, die Nachricht nach Deutschland, daß im Frühjahre 1530 ein Reichstag abgehalten werden sollte, und unter dem 21. Januar 1530 schrieb ihn Karl V. nach Augsburg auf den 8. April auch aus. In Bezug auf die religiösen Wirren war in dem Kaiserlichen Ausschreiben gesagt: „Zur Wiederaufrichtung der Einigkeit in dem heiligen Reich deutscher Nation" solle über den Zwiespalt im Glauben verhandelt werden, „und damit solches desto besser

und heilsamer geschehen möge, die Zwietrachten hinzulegen, Widerwillen zu lassen, vergangene Irrsal Christo, unserm Seligmacher, zu ergeben und Fleiß anzukehren, alle eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung zwischen uns selbst in Liebe und Gütlichkeit zu hören, zu verstehen und zu erwägen, dieselben zu einer einigen christlichen Wahrheit zu bringen und zu vergleichen, alles, so zu beiden Teilen nicht recht sei ausgelegt oder gehandelt, abzuthun, durch alle eine einige und wahre Religion anzunehmen und zu halten, und wie sie alle unter einem Geiste sein und streiten, also alle in einer Gemeinschaft, Kirchen und Einigkeit zu leben."

Nebenher jedoch gingen fortwährend Kriegsgerüchte. Auch der Kurfürst von Sachsen ließ das Wittenberger Schloß befestigen und viele Häuser zu diesem Zwecke niederreißen, wogegen Luther wegen des armen Volkes vorstellig wurde; durch alles dieses wurde Melanchthon sehr geängstigt. „Philippus", schrieb Luther 1529, „quält sich mit der Sorge für die Kirche und das Staatswohl so ab, daß seine Gesundheit darüber Schaden leidet." Er wie Luther rieten dringend von einem Religionskriege ab, und Melanchthon sprach es in einem Gutachten für den Kurfürsten ausdrücklich aus, daß es unrecht und wider Gottes Wort sei, gegen den Kaiser als die höchste Obrigkeit zu Felde zu ziehen; selbst wenn die Obrigkeit ihrem Worte untreu wird, ihren Pflichten nicht eingedenk ist, so mache ihre Sünde die Unterthanen von ihrer Pflicht noch nicht frei. In der allgemeinen Aufregung hatte sich sogar das Gerücht verbreitet, Luther und Melanchthon seien gestorben. Melanchthon schrieb darüber an seinen Freund Mykonius in Gotha im Februar 1530: „dies Gerücht ist nur zu wahr, ich sterbe jeden Tag vor Angst," und an den sächsischen Kanzler Franz Burkhart, seinen ehemaligen Schüler im April desselben Jahres: „Sorge und Kummer über die öffentlichen Dinge zehren mich ganz auf."

Gemäß dem kaiserlichen Ausschreiben ließ Kurfürst Johann von Sachsen Luther und Melanchthon im März wissen, daß Artikel von ihnen „zum förderlichsten dermaßen gefaßt würden, damit man sähe, ob und welcher Gestalt, auch wie weit wir

und die andern Stände mit gutem Gewissen und gutem Fug und ohne beschwerliches Ärgernis, Handlung leiden mögen;" die Beauftragten setzten daher 17 Artikel christlicher Lehre auf, und Luther, Melanchthon und Justus Jonas „rüsteten ihre Sachen", um mit dem Hofprediger Spalatin den Kurfürsten vorläufig nach Koburg zu begleiten. Diese in Torgau gutgeheißenen Artikel in eine Form zu bringen, die dem Reichstag vorgelegt werden könne, wurde Melanchthon aufgetragen. Der friedliebende, allem Streit abholde Mann ahnte, daß ihm dieser Auftrag viel Feindschaft eintragen würde. „Fast möchte ich glauben", schrieb er in den ersten Tagen des Mai von Augsburg an seinen Bruder Georg in Bretten, „daß ich unter einem unglücklichen Himmelszeichen geboren bin, denn gerade das, was mich am meisten betrübt, muß ich erfahren. Armut, Hunger, Verachtung und andere Übel will ich gerne erdulden, aber was mich ganz niederschlägt, ist Zank und Streit. Ich soll das Bekenntnis verfassen, das dem Kaiser und den Ständen übergeben werden soll; da sehe ich im Geiste Schmähungen, Kriege, Verheerungen, Schlachten voraus. Und wenn es nun an mir läge, so großes Unheil zu verhindern? Gott, auf den ich traue, hilf du mir selbst! Du richtest uns, wie wir gesinnt sind. Die Sache, lieber Bruder, darf ich nicht verlassen, so lange ich lebe; aber durch meine Schuld soll auch der Friede nicht gestört werden. Es wollten andere Theologen das Bekenntnis abfassen, wollte Gott, man hätte es ihnen vergönnt! Vielleicht hätten sie es besser gemacht! Nun sind sie unzufrieden mit dem meinigen und wollen es geändert haben. Hier schreit einer, dort ein anderer! Ich muß aber meine Eigenart beibehalten dürfen: nämlich alles fliehen, was noch mehr verbittern würde. Gott ist mein Zeuge: meine Absichten sind gut, der Lohn wird jedoch sein, daß man mich haßt."

Für lange Zeit sollte sein Urteil — leider nur zu wahr sein, aber die neuere, unbefangener urteilende Zeit hat die großen Verdienste Melanchthons anerkannt und besser gewürdigt und ihm mit vollem Rechte die erste Stelle neben Luther ange-

wiesen und so wenigstens einen Teil der großen Dankesschuld an ihn abgetragen.

Am 3. April waren der Kurfürst und die Wittenberger aufgebrochen, am 2. Mai trafen sie in Augsburg ein. Luther, der ja noch in des Reiches Acht war, und darum nicht auf dem Reichstage erscheinen durfte, war in dem letzten sächsischen Orte, der Feste Koburg, zurückgelassen worden.

Noch ehe der Reichstag vollzählig, noch ehe selbst der Kaiser zu Augsburg erschienen war, erhob sich schon heftiger Streit, ob das Predigen der protestantischen Prediger, die die evangelischen Fürsten mitgebracht hatten, zu gestatten sei. Melanchthon und Justus Jonas rieten zum Gehorsam gegen das Edikt des Kaisers, das jedes Predigen verbot. „Denn", sagten sie, „wir müssen auch ohne Predigen imstande sein, von unserm Glauben Rechenschaft zu geben." Doch die Fürsten gingen nicht darauf ein. Ebenso verlangte der Kaiser die Teilnahme der protestantischen Fürsten an der Fronleichnamsprozession. In der Nacht, da es eilig war, weckte der Landgraf die Theologen, um ihre Meinung zu hören; sie rieten ab, da sie auch den Schein etwaiger Billigung vermeiden wollten. An der Messe, die am 19. Juni 1530 zur Eröffnung des Reichstages mit großer Feierlichkeit abgehalten wurde, nahmen die protestantischen Fürsten zwar teil, machten aber die Ceremonien nicht mit. Es gab aber auch in der kaiserlichen Umgebung eine Partei, die vermitteln wollte und sich durch den Privatsekretär Karls, Don Alonso Valdes an Melanchthon wandte. Dieser ging darauf ein. Doch kam es zu keinen festen Abmachungen, da Melanchthon dazu keine Vollmacht besaß. Auch mit andern katholischen Bischöfen, Gesandten und Gelehrten verkehrte er, da seine persönliche Milde und anerkannte Gelehrsamkeit ihn als die geeignetste Mittelsperson erscheinen ließen.

Unterdessen arbeitete er eifrig an dem Bekenntnis; am 11. Mai schickte der Kurfürst Melanchthons Entwurf an Luther zur Begutachtung. Melanchthon schrieb ihm dazu: „ich habe geschrieben, was mir am nützlichsten oder geziemendsten schien; du wirst nach deinem Geiste über das ganze bestimmen."

Melanchthons milder Sinn leuchtet überall aus dem Bekenntnis hervor; „ich bin mit der größten Sorgfalt zu Werke gegangen," schrieb er am 21. Mai an seinen Herzensfreund Camerarius, „und glaube nicht, daß man sich über diese Dinge milder ausdrücken kann; ich bin sanfter verfahren als es der Haß der Gegner verdiente, habe aber nur das zusammenfassen wollen, was bei der Sache das wichtigste ist." Luther erklärte sich am 15. Mai in einem Briefe an den Kurfürsten Johann von Sachsen mit Melanchthons Entwurf einverstanden: „Ich habe Magister Philipps Apologie (das spätere Augsburger Bekenntnis) überlesen; die gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr helfe, daß sie viele und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen." Melanchthon befürchtete noch immer den Ausbruch eines Religionskrieges, den er doch um jeden Preis vermieden wissen wollte, suchte daher die Heftigkeit und das Ungestüm seiner eigenen Freunde zu mäßigen. Deshalb mußte er während der Reichstagsverhandlungen und oft auch später noch manche üble Nachrede über sich ergehen lassen, als ob er zu zaghaft wäre, ja die Sache des Glaubens verriete; sogar Luther suchte man gegen ihn in Harnisch zu bringen, was jedoch nicht gelang. Auch darin war er mit ihm einig, daß man die Bischöfe beibehalten könne, wenn sie nur das lautere Evangelium predigen lassen wollten. „Wo sie (die Bischöfe) unsere Lehre wollten dulden und nicht verfolgen," schrieb Luther nach Augsburg, „so wollen wir ihnen keinen Abbruch thun an ihren Gerechtsamen und ihrer Würde, oder wie sie es sonst nennen." Und ob Philipp von Hessen im Verein mit den Abgesandten der Reichsstädte sich in Schmähreden sogar gegen Melanchthon ergingen und alles aufboten, um ihn bei Luther verdächtigen und diesen zum Auftreten gegen ihn zu reizen, schrieb dieser an Melanchthon am 11. September: „Nehmet ja, lieber Philippe, der Leute Urteil wenig zu Herzen, die da sagen und schreiben, ihr hättet den Päpstlern zu viel nachgegeben; es müssen ja wohl auch unter den Unsern Schwache sein, deren Art und

Gebrechen ihr tragen müßt. Denn daß den Bischöfen ihre Gewalt wiedergegeben sei, verstehen sie nicht sattsam und sehen nicht, durch was für Umstände das gefügt worden. Wollte Gott, die Bischöfe hätten sie mit solchen Bedingungen angenommen! Aber sie haben gar feine Nasen in ihren Sachen."

Unterdessen hatte Kaiser Karl den Protestanten am 22. Juni befohlen, mit ihrem Bekenntnis am 24. Juni vor dem Reichstage zu erscheinen. In aller Eile wurde es ins Reine geschrieben und am 23. Juni von den evangelischen Fürsten unterzeichnet. Wie wenig Melanchthon in Wirklichkeit und zumal jetzt im entscheidenden Augenblick aber furchtsam war, geht daraus hervor, daß er die Hand des Kurfürsten Johann zurückzog, die sich schon zur Unterschrift anschickte; er wollte sich nicht mit dem Namen der Fürsten decken, sondern nur die Theologen unterzeichnen lassen, damit die ganze Angelegenheit nicht ihres religiösen Charakters zu sehr verlustig ginge und die Fürsten freie Hand behielten. Der Kurfürst aber erwiederte ihm: „ich will thun, was recht ist, unbekümmert um mein Fürstentum; ich will meinen Herrn bekennen, dessen Kreuz mir mehr gilt als alle Macht der Erde."

Der Kaiser wollte das Bekenntnis nur überreicht haben, die Protestanten dagegen bestanden auf seiner öffentlichen Verlesung, da es ihr Gewissen und ihre Ehre belange, sie seien angeklagt, unziemliche Lehren in ihren Landen zu dulden, daher müßten sie sich auch öffentlich verantworten. So wurde denn die Verlesung des Bekenntnisses in deutscher Sprache auf den folgenden Tag, den 25. Juni festgesetzt und fand nachmittags 4 Uhr in der bischöflichen Hauskapelle statt. Der Kaiser hörte sie ruhig an; er nahm auch beide Exemplare, das deutsche und lateinische an sich und gab das deutsche dem Reichskanzler und Kurfürsten Albrecht von Mainz und behielt das lateinische. Er sagte dann den evangelischen Ständen freundlich, es sei eine hochwichtige Sache, die wohl bedacht werden müsse; er wolle dies thun, so daß man ihn „als einen christlichen gnädigen Kaiser verspüren solle."

Der Eindruck, den das Bekenntnis der Protestanten auf

die katholischen Stände machte, war sehr groß. Ein eifrig katholischer Fürst wie Wilhelm von Bayern sagte zum Kurfürsten Johann von Sachsen: „So hat man mir bis jetzt nicht von dieser Sache und Lehre gesagt," und zu Eck: „Ihr habt uns vertröstet, die „Lutherischen" seien leicht zu widerlegen, wie verhält es sich nun?" Auf Ecks Antwort: „Mit den Kirchenvätern getraue ichs mir wohl, aber nicht mit der Schrift," erwiderte der Herzog: „So hör ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir Päpstlichen daneben." Auch Herzog Heinrich von Braunschweig, obwohl Katholik und dem katholischen Bündnisse angehörig, bezeugte doch mit manchen Artikeln des verlesenen Bekenntnisses seine Übereinstimmung. Und selbst unter den Kirchenfürsten fanden sich Stimmen genug, die zum Frieden und Nachgeben rieten. Bezwungen von der einfachen Schriftwahrheit soll Christoph von Stadion, der Augsburger Bischof, gesagt haben: „Was vorgelesen worden, ist die reine Wahrheit, wir können es nicht leugnen," und manche wie Herzog Georg von Sachsen und Matthäus Lang, Erzbischof von Salzburg, hätten sich wohl das Bekenntnis gefallen lassen, aber ihr Stolz verbot ihnen, sich einem Mönch wie Luther zu beugen, der allein recht haben sollte. Auch in des Kaisers nächster Umgebung fanden sich eifrige Förderer des Friedens zwischen Neu- und Altgläubigen: alles Beweis genug, daß das Verderben, was in der katholischen Kirche eingerissen war, allseitig zugestanden und eine Reformation für nötig gehalten wurde.

Melanchthon selbst, der den Frieden so sehnlich wünschte, traute dem Kaiser die besten Absichten zu. „Große Bewunderung" schrieb er in dieser Zeit über ihn an einen Freund, „erregt bei Euch ohne Zweifel sein beständiges Glück, aber bewunderungswürdiger und ehrenvoller für ihn ist, daß er bei so großen Erfolgen, während alles ihm nach Wunsch geht, eine so große Mäßigung des Gemütes behält, daß weder ein Wort noch eine That auch nur im geringsten als ungehörig bezeichnet werden könnte. . . . Er hat uns in dieser Religionssache, in der die Gegner ihn mit wunderbaren Künsten aufzureizen suchen,

seither freundlich angehört.“ Und daß Melanchthon mit seinem damaligen Urteil über den Kaiser nicht allein stand, bezeugt unter anderm der Württemberger Brenz, der von Augsburg schrieb: „der Kaiser ist sicherlich der beste Mann und der gütigste Fürst; dieses Zeugnis hat er bei allen guten Männern,“ und Luther selbst, der an einen Freund am 6. Juli 1530 schrieb: „Es ist wunderbar, wie alle von Liebe und Zuneigung für den Kaiser beseelt sind.“

Karl V. mochte es damals auch wohl ernstlich um eine Einigung zu thun sein, da die Türkengefahr immer noch nicht beseitigt war, und er der Hülfe der protestantischen Fürsten bedurfte. Allein die Gegensätze, die er zu versöhnen gedachte, waren größer als er ahnte. Er übertrug zunächst die Prüfung des verlesenen und überreichten Bekenntnisses einer Kommission von zwanzig katholischen Theologen. Diese reichten schon am 13. Juli eine „Widerlegung“ desselben ein, die jedoch wegen ihrer zu großen Länge und ihres verletzenden Tones des Kaisers Beifall nicht fand; sie mußte fünfmal umgearbeitet werden, ehe er sie billigte. Diese „Widerlegung“, die er nun für „christlich und wohlbedacht“ erklärte, konnten die Protestanten aber nicht annehmen, und so zerschlugen sich alle Verhandlungen, so sehr auch die einzelnen Personen zum Frieden geneigt waren. Melanchthon wurde sogar, weil er ebenfalls auf die Erhaltung des Friedens hinarbeitete, offen und heimlich des Verrates geziehen; die Nürnberger Reichstagsgesandten und besonders Philipp von Hessen waren erbittert auf ihn, daß er so viel nachgeben wolle. Wir haben aber das schon erwähnte Zeugnis Luthers, das Melanchthon in Schutz nahm und glänzend rechtfertigte. Die „Widerlegung“ der katholischen Theologen wurde am 3. August auch in der bischöflichen Hauskapelle verlesen. Die Protestanten baten den Kaiser um eine Abschrift, damit sie dieselbe widerlegen könnten. Das wurde verweigert, so erklärten sie denn auch am 15. August vor versammeltem Reichstag, „sie müßten die Sache Gott und kaiserlicher Majestät befehlen.“ Unter heftigster Bewegung wurde die Sitzung geschlossen; die streng katholische Partei bestürmte den Kaiser, jetzt zum Schwerte zu

greifen, und jeder glaubte an einen nahen Religionskrieg. Melanchthon tröstete sich auch jetzt mit seinem Lieblingsspruch: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ berichtete am 6. August das geschehene an Luther und bat ihn, um den Schutz Gottes und die Erhaltung des Friedens zu beten. Am gleichen Tage verließ Landgraf Philipp von Hessen den Reichstag und die Stadt und ließ an den Kurfürsten Johann von Sachsen einen Brief zurück, in dem er diesen zur Standhaftigkeit ermahnte und ihm im Kampfe um das Evangelium seinen Beistand verhieß.

Doch der Kaiser durfte es aus politischen Erwägungen, wie wir wissen, auch nicht zum vollständigen Bruche kommen lassen, und es boten sich auch der zwar streng katholische aber ehrliche und rechtlich gesinnte Herzog von Sachsen, der schwankende Albrecht Kurfürst von Mainz und der von den großen Schäden der Kirche überzeugte Bischof Christoph von Augsburg als Vermittler an. Besonders Christoph von Stadion bot die Gewähr, daß die Unterhandlungen nicht erfolglos sein würden. Er hatte die Künste Ecks und Fabers, die wir beide schon kennen, gründlich durchschaut, und als Eck sich noch über das magere Honorar, das ihm die viele Arbeit an der „Widerlegung“ eingebracht, beschwerte, äußerte Christoph „er wolle gerne noch zehn Kronen zahlen für zwei Stränge, um Eck und Faber daran aufzuhängen.“ Melanchthon ergriff darum auch freudig die dargebotene Friedenshand und bezeugte dem Bischof von Augsburg seine große Freude darüber, daß er gleich ihm um die Erhaltung des Friedens bemüht sei. Eck verfaßte auf Befehl des Kurfürsten Albrecht von Mainz und des Herzogs Georg von Sachsen ein Gutachten über die einzelnen Artikel des protestantischen Bekenntnisses und bezeichnete darin die Lehren über die Heiligenanbetung, die Priesterehe, vom heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalt, von den Mönchsgelübden, dem Meßopfer und den kirchlichen Satzungen als diejenigen Punkte, über die eine Verständigung nicht möglich sei. Protestantischerseits ließ sich darüber Melanchthon also vernehmen: „Wir bedenken, daß die Fürsten schuldig sind, alle Mittel und Wege, die Gottes

Wort nicht entgegen sind, fleißig zu suchen, um Frieden zu stiften; . . . und wiewohl zu besorgen, daß unser Widerpart zu hart und in keiner Sache nachgeben werde, so sind doch unsere Gewissen sicher, dazu unser Glimpf (Ruf) vor der Welt größer, so der Mangel an uns nicht gewesen . . . in solcher Handlung ist Not, daß wir dem Gegenteil auch etwas nachgeben und, so viel mit Gott und Gewissen geschehen kann, weichen" . . . Eck und Melanchthon waren die beiden erwählten Wortführer. „Sie hielten sich (dabei) meist ganz freundlich, und wenn sie ja bisweilen heftig gegeneinander sein wollten, so fuhren ihnen die Fürsten unter (dazwischen), daß sie bescheidentlich handeln sollten," berichteten die Nürberger Abgesandten nach Hause. Am 21. August wurde die Besprechung geschlossen; „über die Folgen weiß ich nichts vorauszusagen," schrieb Melanchthon am folgenden Tage an Luther, „denn obwohl auch die Gegner des Friedens bedürfen, so scheinen doch manche nicht zu erwägen, welche Gefahr eintreten muß, wenn es zum Kriege kommt." Luther mißtraute allen solchen Vergleichsverhandlungen und traf in seiner Antwort an Melanchthon den Kern der Sache: „diese ganze Sache gefällt mir nicht, denn sie ist unmöglich, wenn nicht der Papst dem Papsttum entsagen will" und stellte den auch hier allein richtigen Grundsatz auf: „Ihr könnt nichts Besseres thun, als euch aus diesen trügerischen Schlingen zu befreien, indem ihr saget, ihr wolltet Gott geben, was Gottes und dem Kaiser, was des Kaisers ist." Gleichwohl wurden die Unterhandlungen am 25. August nochmals aufgenommen; Melanchthon beteiligte sich an ihnen nur, um seine Geneigtheit zur Erhaltung des Friedens zu bekunden; sie brachten ihm auch nur neue Anfeindungen, seine Freunde wurden selbst irre an ihm: geduldig ertrug er Schmähungen und üble Nachreden; er wußte sich mit Luther eins und wich nicht vom Evangelium; auch war es nicht Feigheit oder persönliche Furcht, die ihn nachgiebig erscheinen ließ, sondern allein das aufrichtige Bestreben, den Religionskrieg zu vermeiden.

Besonders heftige Angriffe erfuhr er, weil er den Bischöfen unter der Bedingung, daß sie das Evangelium rein und lauter

verkünden ließen, ihre aufsichtführende Stellung belassen wollte. Aber auch Luther war, wie wir sahen, hierin seiner Ansicht, und die Zeit hat es gelehrt, daß die Gründe Melanchthons mindestens sehr beachtenswerte sind. Wir entnehmen sie aus einem Briefe aus dieser Zeit an einen Freund; „ich weiß“, schrieb er, „daß unsere Mäßigung von der Masse getadelt werden wird, es geziemt uns aber nicht, uns an das Geschrei der Menge zu kehren: wir müssen auf den Frieden und die Zukunft sehen. Kann in Deutschland die Eintracht wieder hergestellt werden, so ist es für alle ein großes Glück. Welchen Zustand würden wir aber der Nachwelt überliefern, wenn die Gewalt der Bischöfe vernichtet würde? Die Laien kümmern sich nicht um kirchliche Gerichtsbarkeit und ähnliche Religionsangelegenheiten“ . . . Einige protestantische Fürsten teilten diese Anschauung; „einige heftigere“, schrieb er an seinen Freund Camerarius, „legen dies als eine Anerkennung der päpstlichen Obergewalt aus, und doch wollen wir nicht die Herrschaft der Bischöfe befestigen, sondern ihnen nur die Verwaltung zurückgeben, denn ich sehe voraus, was für eine Kirche wir haben würden, wenn wir die kirchliche Ordnung auflösen, was für eine weit unerträglichere Tyrannei eintreten würde als je zuvor; wäre es auch erlaubt, die kirchliche Ordnung aufzulösen, heilsam wäre es schwerlich. So hat auch Luther stets gedacht, der, wie ich sehe, nur deshalb von gewissen Leuten so hochgehalten wird, weil sie merken, daß sie durch ihn sich der Bischöfe entledigt und eine Freiheit, die der Nachwelt schwerlich ersprießlich sein wird, erlangt haben.“

Noch immer wurden die Unterhandlungen nicht abgebrochen, um den Religions- und Bürgerkrieg zu verhüten, vor dem auch der Kaiser zurückschrack. Am 13. September kamen die Unterhändler früh morgens 6 Uhr in der St. Moritzkirche zusammen. Die katholischen erwiesen sich sogar als sehr nachgiebig, aber es war nur Schein und eine List: die Protestanten sollten dadurch vor aller Welt als die Friedensstörer hingestellt werden, denn der Reichstagsabschied war schon abgefaßt.

So ging Melanchthon denn auch auf nichts mehr ein und widmete sich einer neuen ihm aufgetragenen Arbeit: der Wider-

legung der katholischen „Widerlegung" und der Verteidigung des darin angegriffenen augsburgischen Bekenntnisses. Melanchthons Freund Camerarius hatte bei ihrer Verlesung soviel nachgeschrieben, daß Melanchthon eine genügende Unterlage hatte. Er faßte sie in schärferem Tone ab: die Unbilligkeit der Katholiken gegen die Protestanten hatte ihn tief verletzt.

Der Reichstag nahte unter diesen Umständen rasch seinem Ende. Zwar wurden noch einige Eingaben und Anträge der geistlichen Stände eingereicht, auch Beschwerden der weltlichen Stände gegen die Geistlichkeit vorgetragen, aber wenig oder nichts wurde gebessert. Der Bischof Gabriel von Eichstädt behielt recht, als er zu Kilian Leib, dem Prior von Rebdorf „über den wahrhaft christlichen Wandel der Priesterschaft und die nötige Ausbildung" derselben urteilte: „Ich trage Sorge, das Luthertum sei eine Plage von Gott, daß wir Bischöfe als gar nichts dazu thun. Ich habe zu Augsburg mit einigen Bischöfen davon Reden gehabt, aber es haftet nichts, es geht nichts zu Herzen" und Herzog Georg von Sachsen, ein treuer aber nicht blinder Anhänger der alten Kirche beurteilte die kirchlichen Wirren ganz richtig: „ein schweres Gericht werde über die Wächter des Heiligtums ergehen, welche zu schlafen schienen, während der Wolf in die Herde einbreche. Ob man denn nicht sich fürchten wollte oder erschrecken vor dem Gerichte Gottes, da doch hohe Notdurft erfordere, daß man den vielfältigen Mißbräuchen und beschwerlichen Ärgernissen im Leben der Geistlichen und sonst vielfältig, auch dem Aberglauben und zunehmenden Mangel an geistlichen Schulen und guten Predigern für das Volk abhelfen sollt mit aller Emsigkeit und Fleiß und insonders steuern sollt den Concubinaten unter der Geistlichkeit."

Am 22. September legte der Kaiser den Entwurf eines Reichstagsabschiedes vor, in dem es hieß: „Nachdem das Bekenntnis der Protestierenden gehört, dasselbe durch die heiligen Evangelien und Schriften mit gutem Grunde widerlegt und abgelehnt, . . . haben Se. Majestät dem Kurfürsten von Sachsen und den übrigen protestierenden Ständen zugelassen, sich bis

zum 15. April kommenden Jahres zu unterreden und zu bedenken, ob sie sich nicht . . . mit der gemeinen Christenheit bis zur Erörterung durch die künftige Kirchenversammlung wieder vereinigen wollen. Daneben wolle sich auch Kaiserliche Majestät dieselbe Zeit bedenken, was Ihr zu thun gebühren wollt. Inzwischen sollten sie bis zu der gesetzten Frist in ihren Ländern nichts Neues der Sachen des Glaubens halber drucken und verkaufen lassen, weder ihre eigenen noch fremde Unterthanen an sich und ihre Sekte ziehen und nötigen . . ., sich auch mit dem Kaiser und den übrigen Ständen zur Unterdrückung derer, die das hochwürdige Sakrament nicht hielten, desgleichen der Wiedertäufer vereinigen." Die Protestierenden nahmen diesen Reichstagsabschied nicht an, und so ging der Reichstag auseinander, ohne die religiöse Spaltung beigelegt zu haben. Für die Protestanten war er bedeutsam, denn sie hatten vor Kaiser und Reich ihren Glauben freimütig bekannt. Am 23. September abends zog Johann von Sachsen mit Spalatin und Melanchthon von Augsburg fort und reisten über Koburg, wo sich Luther ihnen anschloß, der Heimat zu.

---

26. „Durch Ehre und Schande, durch böse und gute Gerüchte*)."

1530—1538.

Am 4. Oktober 1530 traf Melanchthon wieder in Wittenberg ein, erfreut, nun wieder seinem akademischen Lehramt und seinen Studien sich widmen zu können. Auf der Rückreise von Augsburg hatte er so eifrig an der „Verteidigung des Augsburgischen Bekenntnisses" gearbeitet, daß er selbst während der Mahlzeit daran schrieb und ihm Luther, wie Melanchthon erzählt, mit den Worten: „Lieber Philipp, man kann Gott nicht allein

*) 2 Korinther 6, 8.

mit der Arbeit sondern auch mit Feiern und Ruhen dienen" in Altenburg die Feder aus der Hand nahm. Ende November 1530 erschien das Augsburgische Bekenntnis, im April 1531 seine „Verteidigung" im Druck. Sie ist die vorzüglichste Verteidigung der evangelischen Lehre und eins der verdienstlichsten und besten Werke Melanchthons, in dem er neben großer Gelehrsamkeit die Erfahrung seines evangelischen Glaubens und Lebens niedergelegt hat.

Hatte er aber gehofft, zu Wittenberg sich ganz dem ruhigen Gelehrtenleben hingeben zu dürfen, so erfüllte sich ihm diese Hoffnung nur in sehr geringem Maße. Gleich nach seiner Rückkehr wurde er von seinem Fürsten mit der Abfassung eines Gutachtens über die Zulässigkeit kriegerischer Gegenwehr beauftragt; er riet in demselben zur maßvollen Verteidigung des Evangeliums im Falle der Notwehr. „Es können", so sprach er sich darüber gegen seinen Freund Camerarius aus, „viele Ursachen notwendiger und gerechter Notwehr eintreten; die Bosheit der Gegner ist so groß, daß, wenn sie die Unsern ungerüstet sähen, sie nicht säumen werden, den Angriff zu wagen; auch sind die Gemüter so geängstigt, daß sie sich nicht beruhigen lassen, wenn sie sich nicht von kräftigem Schutz umgeben sehen, da würden wir vergeblich unsere theologischen Bedenken erheben; ich verdamme niemand und tadle die Vorsicht der Unsern nicht, wenn wir nur das erlangen können, daß nichts Böswilliges unternommen werde." Seines Glaubens blieb er allezeit gewiß. „Sollten wir auch durch ungerechte Waffen unterdrückt werden," schrieb er in diesen Tagen an seinen ehemaligen Schüler Silberborner, „so wird es doch nicht fehlen, daß unsere Schriften der Nachwelt ein Bild unserer Widersacher zurücklassen, die, indem sie unter dem Vorwande der Ehre Christi die Fürsten gegen uns aufregen doch weder um den Bau der Kirche noch um die Lehre des Evangeliums noch die Verherrlichung des Namens Christi sich kümmern. Allein die Sache steht in Gottes Rat, darum wollen wir zu ihm beten, daß er um der Ehre Christi willen gelinde Mittel an die Hand gebe und die reine Lehre des Evangeliums nicht untergehen lasse." Ende Mai wurde

der Schmalkaldische Bund zwischen den evangelischen Fürsten nach manchen Vorberatungen zur Verteidigung gegen etwaige Angriffe der katholischen Stände geschlossen. Melanchthon hatte die Notwehr zwar gebilligt, seine Besorgnisse vor einem Kriege wuchsen aber immer mehr, und oft schüttete er Freunden sein Herz aus, insbesondere fürchtete er den Wagemut des Landgrafen Philipp von Hessen, war immer bestrebt, die politischen Interessen der Fürsten von den Religionsangelegenheiten zu trennen und wünschte wie Luther, daß das Evangelium nur mit geistigen Waffen verteidigt werden möchte.

Es kam nicht zum Kriege; vielmehr wurde durch Vermittelung des Kurfürsten Albrecht von Mainz im Juni 1532 der Nürnberger Religionsfriede geschlossen, der den bestehenden Zustand bis zur Entscheidung durch eine Kirchenversammlung in Geltung beließ und Anfang August auch durch den Kaiser bestätigt wurde. Wenige Tage nachher standen Melanchthon und Luther am Sterbebette ihres Kurfürsten. Am 15. August wurden sie zu ihm gerufen und fanden ihn schon im Todeskampf, dem er tags darauf erlag. Am 18. August wurde er in der Wittenberger Schloßkirche feierlich beigesetzt, wobei Luther die deutsche Leichenpredigt, Melanchthon die lateinische akademische Gedächtnisrede hielten; in dieser pries er den entschlafenen Fürsten besonders wegen seiner Standhaftigkeit im Glauben und seiner milden Besonnenheit, die bis an seinen Tod den Ausbruch des Religionskrieges gehindert hatte.

Das Jahr 1532 ging unter wissenschaftlichen Arbeiten für Melanchthon ziemlich ruhig hin. Für das Frühjahr 1533 hatte er eine Reise nach Nürnberg, wo sein geliebter Freund wirkte, geplant, die Krankheit eines seiner Kinder wie die Nachricht von der nahe bevorstehenden Kirchenversammlung ließen es nicht dazu kommen. Oft erwog er mit Luther in dieser Zeit, wie die Tischreden Luthers bezeugen, die Lage der Kirche wie des Protestantismus, zumal die Erscheinung eines Kometen ihn sehr beunruhigte. Er riet, auf einer deutschen Nationalversammlung die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands endgültig ordnen

zu lassen, da der Papst mit einer allgemeinen Kirchenversammlung doch nicht ernst machte.

Das Jahr 1534 brachte wieder neue Vergleichsverhandlungen zwischen Katholiken und Protestanten, die aber ohne Erfolg waren. Im Juli rief ihn der Herzog Ulrich, der durch den Frieden von Kadan wieder Herr seines Stammlandes geworden war, nach Württemberg zur Durchführung der Reformation und zur Neuordnung der Universität Tübingen. Melanchthon wäre dem Rufe gern gefolgt, überließ aber die Entscheidung dem Kurfürsten Johann Friedrich. Dieser lehnte das Gesuch Ulrichs, Melanchthon wenigstens drei Monate zu beurlauben, zwar ab, da er fürchtete ihn ganz zu verlieren, schrieb aber an diesen selbst einen überaus gnädigen Brief: „Unsern gnädigen Gruß zuvor. Hochgelehrter lieber Getreuer! Wir werden berichtet, haben es auch dermaßen, daß wir es billig glauben, vermerkt, daß darnach getrachtet wird, Euch von uns und unserer Universität zu Wittenberg an andere Orte zu bewegen. Daß ihr nun darin nicht gewilligt, solches (ge)reicht uns von Euch zu besonderm Gefallen, versehen uns auch gnädiglich, wo dergleichen Suchungen von Jemands weiter bei Euch beschehen, Ihr werdet Euch nicht bewegen lassen, sondern bei uns und in unserer Universität zu Wittenberg verharren und dabei, wie Ihr bisher gethan, so viel Ihr ohne Beschwerung und Schwächung Eures Leibes vermöget, Fleiß haben ... Wo Euch aber Eurer Unterhaltung oder sonst etwas mangle, das wollt Ihr zu unsern Handen zu erkennen geben, wollen uns darauf also erzeigen, damit Ihr unsern gnädigen Willen daraus spüren sollt.“ Wenige Jahre darauf besserte ihn der Kurfürst im Gehalt auf, jetzt ließ er ihm sein Haus vergrößern und es mit einem geräumigen Garten versehen.

Schon im vorigen Jahre scheint Melanchthon einen Ruf nach Polen, um dort die Reformation anzubahnen, erhalten zu haben. In diesem Jahre erging ein neuer Ruf an ihn nach England und Frankreich zu gleichem Zwecke. Der König Franz I. von Frankreich neigte zu reformatorischen Ideen hin, noch mehr aber zu einem Bündnis mit den protestantischen deutschen

Fürsten gegen Kaiser Karl V., mit dem er so lange Kriege mit wechselvollem Erfolge geführt hatte. Als er nun auf Anraten seines geheimen Rates Willy du Bellay und dessen Bruders, des Bischofs von Paris einen jungen deutschen Gelehrten Dr. Ulrich Geiger durch Vermittelung Bellays nach Wittenberg an Melanchthon behufs Einholung eines Gutachtens über die Möglichkeit eine Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirchen entsandte, waren die Beweggründe, die ihn bei diesem Schritte leiteten, mehr politischer wie religiöser Natur. Das verkannten Luther und auch Melanchthon. Dieser stellte in dem von ihm erstatteten Gutachten die Vereinigung beider Kirchen als möglich hin, wenn nur die Gewissen nicht gebunden würden, und wenn der Papst wie die Bischöfe die reine Lehre des Evangeliums freiließen; über die äußeren Gebräuche werde man sich unschwer einigen können, wenn auf beiden Seiten Nachgiebigkeit geübt werde. Luther wie Melanchthon, die hierin völlig einig waren, wollten bei Franz dem Ersten von Frankreich hauptsächlich eine mildere Behandlung der französischen Protestanten erreichen. Über die Absichten, die Melanchthon hegte, sprach er sich selber in einem Briefe an den Reformator Bucer in Straßburg aus. „Ich bin mit dir darin einverstanden", schrieb er diesem, „daß an eine Vereinigung mit dem römischen Papste nicht mehr zu denken ist. Um jedoch den trefflichen Männern, die mit frommem Eifer eine so große Sache unternehmen, meine Bereitwilligkeit zu erzeigen, habe ich etwas geschrieben, das dir unser Ulrich (der genannte Geiger) vorweisen wird. Wenn ich den Gegnern zuviel nachzugeben scheine, so bedenke, daß ich bemüht war, in einigem auf den Charakter des französischen Volkes Rücksicht zu nehmen, nicht als hoffte ich, den Papst dadurch besänftigen zu können, sondern damit jene Männer sehen, welches die vorzüglichsten Streitfragen sind . . . Manches habe ich gleichsam nur von ferne beurteilt." Dieses Gutachten Melanchthons wurde nun in zahlreichen oft verstümmelten Abschriften unter Freunden nnd Feinden verbreitet; die Gegner spotteten der vorgeblichen Schwäche, und auch die Anhänger waren beunruhigt, daß Melanchthon in seiner Milde und Nachgiebigkeit

so weit gehe; ja viele Protestanten waren gegen ihn erbittert, daß er überhaupt solche Versöhnungsversuche machte, und er hatte es, wie später noch so oft, einmal wieder mit allen verdorben. Luther verteidigte ihn aber treulich und nahm ihn gegen ungerechtfertigte Angriffe kräftig in Schutz. Zu Paris hatte das Gutachten auch nicht den erhofften Erfolg. Franz I., wankelmütig und über einige Ausschreitungen und Unbesonnenheiten der evangelischen Partei Frankreichs gerade damals aufs heftigste erzürnt, ging auf die Vorschläge Melanchthons nicht ein und ließ sich endlich erst von Barnabé Voré de la Fosse, einem mit den deutschen Verhältnissen bekannten evangelisch gesinnten Edelmanne seines Hofes, bestimmen, eine Besprechung protestantischer Gelehrter und Theologen in Paris stattfinden zu lassen und neben andern Melanchthon und Bucer dazu einzuladen.

In Deutschland zweifelte man jedoch jetzt, durch die früheren Vorgänge gewarnt, an der Aufrichtigkeit des ränkevollen und schlauen Franz, und auch Melanchthon versprach sich von einer etwaigen Reise nach Paris nur noch geringen Erfolg. Gleichwohl hoffte er mit Luther noch immer, wenigstens etwas zur Besserung der sehr gedrückten Lage der französischen Protestanten thun zu können. Im Juni 1535 schrieb Franz, dem die Bedenken der deutschen Protestanten berichtet waren, und dem es nur darauf ankam, aus politischen Gründen dieselben möglichst zu zerstreuen, selbst an Melanchthon und lud ihn nach Paris zu sich ein. Obwohl auch Luther im Interesse der hart verfolgten Protestanten Frankreichs und der weiteren Ausbreitung des Evangeliums beim Kurfürsten Johann Friedrich um die Erlaubnis für Melanchthons Reise nach Frankreich persönlich nachsuchte, obgleich Melanchthon die gleiche Bitte trotz einmaliger Verweigerung des Urlaubs nochmals wiederholte, erteilte Johann Friedrich die erbetene Erlaubnis nicht und ließ Melanchthon sogar in einem sehr ungnädigen Briefe sein unwilliges Erstaunen darüber kund thun, daß er es bei dem mündlich erteilten abschläglichen Bescheide nicht habe bewenden lassen und nochmals schriftlich sein Gesuch erneuert habe; er warf ihm vor,

daß er vergesse, „was Ihr uns als Eurer von Gott geordneten Obrigkeit schuldig seid.“ Die Gründe Johann Friedrichs waren nur zu billigen: er wollte auch den Schein vermeiden, als suche er als deutscher Fürst Bündnisse mit dem Könige Frankreichs, seines Kaisers altem Feinde, auch befürchtete er, Melanchthon werde in seiner ihm bekannten Nachgiebigkeit und persönlichen Friedensliebe vieles bewilligen, was doch nachher nicht bestätigt werden könnte. Melanchthon, der mit Luther die politische Tragweite seiner Reise nach Frankreich nicht erkannte und überdies seine reinsten und besten Absichten verkannt sah, war durch die schroffe Ablehnung Johann Friedrichs noch besonders tief verletzt. „Nie“, schrieb er an Willy du Bellay Ende August 1535, „habe ich einen härteren Fürsten gesehen, der mich auf schimpflichere Weise behandelt hätte.“ Aber er und mit ihm Luther wurde durch die späteren Ereignisse belehrt, daß seine Reise ohne jeden Erfolg gewesen wäre.

Um diese Zeit erschien in Wittenberg der päpstliche Legat Vergerius, um wegen einer Kirchenversammlung mit den protestantischen Theologen zu verhandeln. Er unterredete sich auch sehr freundlich mit Luther und Melanchthon, die Kirchenversammlung aber schien in weite Ferne gerückt, da der Papst sie nicht auf deutschem Boden abhalten wollte, die Protestanten aber und vor allem der Kaiser Karl gerade darauf bestanden.

Im Jahre 1534 erhielt Melanchthon wie nach Frankreich so auch einen wiederholten Ruf nach England zu kommen. Der König Heinrich VIII. von England hatte sich nämlich schon früher von Melanchthon ein Gutachten in seiner Ehescheidungsangelegenheit durch die Vermittelung des Baseler Gelehrten Simon Grynäus, eines Freundes Melanchthons erbeten. Melanchthon riet von der Scheidung ab, wolle der König sie dennoch, so möge und werde er sie vom Papste mit dessen Dispens erlangen. Der König jedoch hatte seine Ehe mit Katharina von Aragonien, einer Tante Kaiser Karls eigenmächtig gelöst, sich auch zum Oberhaupte der englischen Kirche erklärt und so von Rom losgesagt. Die Einladung, nun selber nach England zu kommen, „schien ihm eine große Sache, die ihn außerordentlich

ergriff;“ er schrieb selbst an König Heinrich, legte ihm die Förderung der Gelehrsamkeit ans Herz und mahnte ihn, jede Grausamkeit zu unterlassen, widmete ihm auch die gerade erscheinende Ausgabe seiner „theologischen Hauptsätze“, was ihm zunächst wieder von vielen sehr verdacht wurde. Der König dankte ihm dafür und sandte ihm 200 Dukaten. Es erschien auch zweimal ein Abgesandter des englischen Königs, Anton Barnes in Wittenberg, um bei dem Kurfürsten für Melanchthon Urlaub zu einer Reise nach England zu erwirken; der Kurfürst lehnte dies Ansinnen aus politischen Rücksichten ab, ob wohl Heinrich VIII. den evangelischen Fürsten sogar seine Bundesgenossenschaft antragen ließ. Die darüber gepflogenen Unterhandlungen hatten jedoch nicht den gewünschten Erfolg: der Kurfürst wollte Melanchthon nicht ziehen lassen, obwohl Luther und die Wittenberger Theologen ihn dringend darum baten, und als die Nachricht von der Hinrichtung Anna Boleyns, die am 19. Mai 1536 auf Befehl Heinrichs stattgefunden hatte, nach Deutschland kam und bei Katholiken und Protestanten die größte Entrüstung erregte, wurden die Unterhandlungen abgebrochen und Melanchthon zog auch seine Widmung zurück und erklärte dies in den Versen:

„Als zu loben er war, da lobt' ich den König von England;
Eines Königs Gemüt, welch ein veränderlich Ding*)!“

Im Frühjahr 1536 wollte Melanchthon wieder seine Heimat besuchen, allein die Nachricht, daß der Papst Paul III. nun doch eine Kirchenversammlung nach Mantua auf den 3. Mai des folgenden Jahres ausgeschrieben habe und der Wunsch des Kurfürsten Johann Friedrich, der selber sofort nach Wittenberg eilte, um den Rat seiner Theologen zu hören, er möchte um ihn sein, und ein recht schwerer Anfall von Schwermut verbunden mit andern körperlichen Beschwerden, hielten ihn vorläufig zurück. Er wandte mit gutem Erfolg den fleißigen Gebrauch von Kamillen an und genas. Die Reise war notwendig. „Ich habe etliche Sachen, da meinen armen Kindern

*) Diese und spätere Beziehungen Melanchthons zu England sind für die englische Ausgabe in sehr erweiterter Gestalt erzählt.

auch angelegen, mit meinem Bruder zu handeln, welche ich durch andere Leute oder Botschaft nit ausrichten kann. Dazu hat Magister Joachim Kammermeister — der oftgenannte Camerarius —, welcher itzund mit fährlicher Schwachheit beladen, mein sehr begehrt." „Ich bin selbst", fügte der gewissenhafte Mann hinzu, „nit gern lang von der Schul, so hab ich nit Willen, an andere Orte zu reiten, denn allein zu meinem Bruder und gedachtem Joachim." Das Gutachten über die Beschickung der Kirchenversammlung faßte Melanchthon im Namen der Theologen doch ab, ehe er sich auf seine Reise begab; er riet darin, „man müsse abwarten, ob (der Legat) mit einer Einladung an die protestantischen Stände käme; geschähe dies, so sei zu vermuten, daß die Kirchenversammlung eine freie sein werde, der Legat sei daher anzuhören, sonst würde das Konzil ohne uns versammelt, wir schlössen uns selber aus und würden ungehört verdammt; . . . laute aber die Einladung so, daß wir uns nur einfinden sollen, um uns für Ketzer erklären zu hören, so sei sie einfach abzuweisen." Nachdem er für den letzteren Fall noch eine Protestation ausgearbeitet hatte, reiste er endlich am 25. August in Begleitung des aus Freiburg im Breisgau gebürtigen Wittenberger Professors der Medizin Jakob Millich, der ihm ein lieber Freund war und eines kurfürstlichen „Einspänners" (Kuriers), den ihm Johann Friedrich aus besonderer Gnade zum Schutze mitgab, von Wittenberg ab.

Seine Sehnsucht führte ihn zuerst nach Tübingen, wo er seinen lieben Joachim krank wußte; zu seiner großen Freude fand er ihn aber wohlauf und verlebte in seinem Umgange glückliche und genußreiche Tage. Die Universität fand er zu seiner herzlichen Freude in blühendem Zustande, gab auch Herzog Ulrich Rat, wie sie noch weiter zu bessern sei, aber auf die erneute Bitte, in Tübingen zu bleiben, erwiderte er in seiner großen Gewissenhaftigkeit, „er würde, wenn er mit seiner Hülfe etwas nützen könne, lieber hier bei seinem Joachim leben als anderswo, aber er sehe nicht, wie er von denen, mit denen er bisher gelebt, sich losreißen könne" und suchte als Ersatz den schwäbischen Theologen Brenz aus Hall wenigstens auf ein

Jahr nach Tübingen zu ziehen. Nachdem er in der Heimat alles geordnet, zog er heimwärts über Nürnberg, wo er dem Rate sehr willkommen erschien. Dieser erbat sich sogleich ein Gutachten von ihm über die Streitigkeiten, die der evangelische Prediger Osiander unter seinen Amtsgenossen erregt hatte. Melanchthon riet, wie immer, zum Frieden. „Mich peinigen", schrieb er an Camerarius, „diese religiösen Streitigkeiten, durch welche die Kirchen und Staaten grausam zerfleischt werden, auf das schmerzlichste. Darum wollen wir uns davon zurückziehen und uns damit beschäftigen, die Jugend zu unterrichten und ihr Urteil zu bilden, damit wir für die Nachkommen sorgen, soviel wir vermögen. Ich will mich daher mit aller Anstrengung mehr und mehr befleißigen, der Jugend gemäßigte und nützliche Meinungen einzuflößen und sie von den unverständigen Streitigkeiten abzubringen." Aber kaum war der Brief fort, so hörte er schon, daß seiner in Wittenberg neue Händel sehr unangenehmer Natur harrten. Anfang November war er wieder zu Hause.

Ein unruhiger Händelsucher mit Namen Konrad Kordatus, Prediger in Niemegk, hatte Melanchthons und Luthers gemeinsamen Freund, den Professor der Theologie Kaspar Cruciger wegen einer angeblichen Irrlehre angegriffen, die in den von diesem zu Wittenberg gehaltenen Vorlesungen enthalten sein sollte. Nun hatte aber auch Cruciger wie so viele andere nur mit Melanchthons Kalbe gepflügt. „Es hatten nämlich", — berichtet der kurfürstliche Leibarzt Katzeberger in seiner Geschichte Luthers und seiner Zeit — „die Professoren (Wittenbergs) damals diesen Brauch, daß keiner eine Lektion im Collegio hielt, es hätte ihm denn zuvor Philippus vorgeschrieben und aufs Papier den Stoff disponiert, welchen er lesen sollte. Auf solche Gutwilligkeit Philippi verließen sich viele Magister und Professoren, denen es sonst nicht so sauer ward, als wenn sie selbst hätten auf ihre Vorlesungen müssen studieren; denn es war Philippo keine Arbeit verdrießlich und diente gern jedermann." So entlud sich denn der Zorn dieses Kordatus auf Melanchthon als den Urheber der angeblichen Irrlehre. Dieser mahnte zum

Frieden. „Es geschieht nicht seit heute und gestern", schrieb er an Cruciger, „daß ich ermahne, Beleidigungen zu übersehen und Unrecht zu ertragen. Ich habe auch viele Schmähungen ertragen und trage sie noch; erstlich, damit ich nicht, wenn ich mit den Gegnern zu streiten anfange, größeren Zwiespalt in der Kirche errege, sodann weil ich es für die Art eines Weisen halte, die Verleumder mehr durch die That als durch Worte zu widerlegen. Mich reut auch diese Mäßigung nicht, wenn sie auch unser Hof manchmal als Furchtsamkeit und Kleinmut auslegt. Aber ich habe oft andern Freunden, ja zuweilen auch ausgezeichneten Männern den Rat gegeben, und etlichen hat mein freundliches Zureden genützt." Er richtete aber zugleich an die theologische Fakultät ein offenes Schreiben, in dem er sehr bestimmt auftrat und ein für allemal die bündige Versicherung abgab: „Niemals habe ich mich mit meiner Ansicht von der Eurigen trennen wollen, aber wenn ich durch Verdächtigungen und Verleumdungen gewisser Leute*) gekränkt werde und fürchten muß, daß die Gemüter sich mir abwenden, will ich lieber wo anders hin gehen. Ich weiß, daß etliche sehr heftig über mich gesprochen haben, was ich ihnen gern verzeihe und habe das alles lieber Euch als andern klagen wollen, denn ich will keine Spaltung unter Euch erregen, liebe und verehre einen jeden von Euch von Herzen." Die Sache ruhte nun zwar, und Melanchthon suchte auf den unruhigen Eiferer in einem freundlichen Briefe belehrend einzuwirken, auch Jonas, damals Rektor der Universität, wies Kordatus scharf zu recht. Dieser gab sich aber nicht zufrieden, legte die ganze Angelegenheit der theologischen Fakultät vor, wußte auch den kursächsischen Hof für die Sache zu interessieren und Melanchthon in ein ungünstiges Licht zu stellen. Jedoch Luther legte die Sache bei, indem er Melanchthon völlig recht gab und nur meinte, daß der gemeine Mann den von Melanchthon gebrauchten und von

*) Amsdorf ist gemeint; dieser muß wohl Kordatus Gehör geschenkt haben und war Melanchthon wenig gewogen; er säte auch mehr und mehr Mißtrauen zwischen Luther und Melanchthon und nach Luthers Ende kam es zu offener Feindschaft.

Kordatus angegriffenen Satz mißverstehen könnte, auch bald in einer Predigt ganz dieselbe Sache in sehr scharfen Worten verteidigte, so daß Melanchthon sagen konnte: „Wie würde es mir gehen, wenn ich diese Predigt geschrieben hätte! So ungesalzen sind die Urteile der Leute! . . . daß Luther in dem allen dieselbe Meinung hat, weiß ich, aber einige Ungelehrte legen zu viel Wert auf einige seiner Kraftaussprüche, da sie doch nicht verstehen, worauf sich diese beziehen." Aber am kurfürstlichen Hofe schien man der Sache desto mehr Gewicht beizulegen. Johann Friedrich war überhaupt von Natur reizbar und sehr zum Mißtrauen geneigt, und so ließ er insgeheim an Luther und Bugenhagen eine „Fürhaltung" ergehen. Doch diesmal blieb die Sache ohne Folgen.

Einen neuen weit ärgerlicheren Verdruß bereitete Melanchthon die Undankbarkeit eines seiner früheren Schüler, Jakob Schenk, dem er soeben noch durch seine Empfehlung zur Hofpredigerstelle bei Herzog Heinrich von Sachsen, dem evangelisch gesinnten Bruder des Herzogs Georg, verholfen hatte. Dieser Mann hatte nämlich bei Melanchthon und Jonas angefragt, ob man im Falle der gewaltthätigen Unterdrückung auch das heilige Abendmahl unter einer Gestalt — wie die römische Kirche — feiern dürfe. Jonas, durch manche Erfahrung gewitzigt, hatte gar nicht geantwortet. Der arglose Melanchthon hatte dem ehemaligen Schüler vertraulich zur Milde geraten. Dem ehrgeizigen Manne paßte diese Antwort nicht, und er verklagte seinen ehemaligen Lehrer, dem er so viel Dank schuldig war, beim kurfürstlichen Hofe wegen Irrlehre, und dieser forderte Melanchthon und Jonas zur Rechtfertigung gegen diese Anklage auf. Melanchthon war tief verletzt durch solche Hinterlist, die selbst einen Vertrauensbruch nicht scheute, blieb aber ruhig; „Ich erwarte mit großem Gleichmut und will tragen, was zu leiden ist," schrieb er seinem treuen Veit Dietrich nach Nürnberg, „aber ich hoffe, ich will nichts thun, was von Verständigen mit Recht zu tadeln wäre und will mich von meiner Mäßigung in keinem Stück abbringen lassen. Sehr ruhig will ich von dannen gehen, wenn sie mich von dannen treiben; denn

was habe ich noch zu hoffen, wenn mich einige offen, andere heimlich angreifen?“ Nur bei einer Doktorpromotion spielte er ziemlich deutlich auf „die Undankbarkeit des Kuckucks“ an und sagte dabei unter anderm: „Erst bestehen treue Lehrer ungeheure Kämpfe, Gefahren, Schwierigkeiten um der reinen Lehre willen, dann fördern sie, wie die Ammen die Kindlein pflegen, mit höchster Sorge, Fleiß und Mühe die Studien ihrer Schüler. Und doch geschieht es oft, daß einer, der mit großer Treue auferzogen und unterwiesen worden ist, nachmals alle Wohlthaten vergißt und aus Ehrgeiz, natürlicher Bosheit oder Neid seine Lehrer angreift und ihnen nicht bloß zu schaden, sondern aus Haß gegen sie auch die guten Wissenschaften zu unterdrücken sucht. . . . . . Die Beispiele sind nicht selten, daß, wenn solche einmal einen Angriff auf die Lehrer gemacht haben, nachher ihre Wut zunimmt und der Zwiespalt wächst und endlich das Gemeinwesen wegen der Sünde und Undankbarkeit solcher Leute Schaden leidet.“ Der Kurfürst ließ heimlich Luther um seine Meinung über diesen Handel befragen.

Dieser war durch die mannigfachen nicht aufhörenden Verdächtigungen, denen Melanchthon ausgesetzt war, etwas unsicher über die Stellung Melanchthons zur Abendmahlslehre, wie sie beide noch zu Marburg vertreten hatten, geworden und sprach sich schwankend aus, riet aber nichts zu übereilen, erkannte jedenfalls die großen Verdienste Melanchthons willig an und wollte ihn in sein Gebet einschließen. Er sprach es offen aus, daß er ein Trennung von Melanchthon sehr schmerzlich empfinden würde. Melanchthon war durch diese peinlichen Unterhandlungen, die ihre Spitze gegen ihn kehrten, sehr beunruhigt. „Ich wünsche“, schrieb er an Veit Dietrich, „daß sie, wenn sie zürnen, offen und ohne Hehl ihre Beschwerden vorbringeu und habe deshalb heute eine kleine Verteidigungsschrift aufgesetzt . . . . . . (in ihr) will ich zeigen, ... welches Ziel ich mir gesteckt habe, nämlich nicht der Urheber einer neuen Sekte zu werden, oder mir den Anschein zu geben, als wollte ich mit Luther hinter seinem Rücken kämpfen, sondern diese beiden Stücke zu bewirken: daß zum Nutzen der Jugend die christliche Lehre eigentlich und

einfach dargestellt und das Studium der übrigen Wissenschaften gefördert werde; ...... ich will mich auch darüber entschuldigen, daß meine Ansichten in öffentlichen Angelegenheiten gemäßigter gewesen sind, denn ich habe niemals tyrannisch auf meiner Meinung bestanden, sondern ich bin dem gefolgt, was die Häupter gemeinsam beschlossen haben, wie es in einer Aristokratie geschehen muß." Doch kam es nicht zum offenen Streit, da Melanchthons Ankläger sich durch seine Teilnahme an offenbaren Irrlehren und den sich daraus ergebenden heftigen Streitigkeiten in seinem wahren Lichte zeigte, und Luther fertigte ihn nun ganz gehörig ab, zeigte ihm seine nichtswürdige Heuchelei und seinen Hochmut, der gerade in der Theologie am verwerflichsten und ein Zunder alles Übels und ein fressend Feuer sei. Als Luther ihn darüber persönlich zur Rede stellte, wie er sich als ein „unversuchter und unerfahrener Mann" unterstehen könne, gegen seine Lehrer so aufzutreten, und dieser sich zu seiner Verteidigung auf sein Gewissen berief, und erwiderte, er müsse Gott mehr fürchten als seine Lehrer, da hielt ihm Luther vor: „da du gleich unsere Lehre gar wohl verstündest, doch solltest du uns, deine Lehrer, von welchen du es am ersten gelernt hast, ehren, Gotte zu Ehren."

Doch schon zog ein neues Ungewitter wieder gegen Melanchthon herauf und verschärfte die gegen ihn immer noch herrschende etwas gereizte Stimmung. Ein junger Wittenberger Magister, Simon Lemnius, hatte im Sommer des Jahres 1538 zu Wittenberg eine Sammlung lateinischer Epigramme erscheinen lassen, in der der Hof, die Wittenberger Größen, auch Luther und Melanchthon wie dessen Frau ziemlich arg mitgenommen und verspottet waren. Diese Epigramme erregten das unangenehmste Aufsehen, und Melanchthon, der damals gerade Rektor der Universität und als solcher die Presse zu beaufsichtigen verpflichtet war, dieses Buch aber vor dem Druck zu lesen vergessen hatte, kam in den natürlich ganz unbegründeten Verdacht, bei der Herausgabe dieses Buches sogar hilfreiche Hand geleistet zu haben. Er verteidigte sich damit, daß er das unglückliche Buch vor dem Druck gar nicht gelesen und gesehen, gab damit sein

Versehen zu, und führte aus, ihm selber wie seiner Frau sei darin übel mitgespielt, und das beweise doch zur Genüge, daß er um die Veröffentlichung nicht gewußt, geschweige denn dabei geholfen habe und wies im übrigen alle sonstigen Anschuldigungen zurück. Doch hatte ihn alles das so verstimmt, daß er fest entschlossen war, von Wittenberg zu gehen, wenn er nicht gerade das Rektorat bekleidet hätte und noch ein Jahr später schrieb er an Camerarius über die häßlichen Vorkommnisse der letzten Jahre: „Die heftigen und anhaltenden Gemütsleiden, welche ich seit drei Jahren ertragen habe und andere tägliche Kümmernisse haben mich so aufgerieben, daß ich fürchten muß, nicht länger leben zu können."

An allen Vorkommnissen hatte er keine Schuld, und bei dem letzten hatte ihm das freundliche Verhältnis, in dem er früher zu Lemnius gestanden, indem er ihn, der arm aber fleißig und begabt war, unterstützt hatte, diesen schmählichen Verdacht zugezogen. Auch die geringste Anerkennung, die er erhielt, zumal wenn sie von Gegnern kam, schürte die Aufregung. Als ihm der römische Kardinal Sadoletus um diese Zeit einen freundlichen Brief schrieb und darin seine großen Verdienste um die klassische Litteratur rühmte, hielten die übereifrigen Beobachter aller Schritte Melanchthons es sofort für möglich, daß dieser durch das Lob eines römischen Kardinals noch mehr — als wie sie ganz unbegründet glaubten, — auf die Seite der Katholiken herübergezogen werden könnte. Es hat auch unter jenen großen Männern Stunden gegeben, wo sie der menschlichen Schwäche ihren Zoll entrichtet haben, meist gereizt durch kleine Geister, die ihre Schwächen geschickt zu benutzen verstanden und durch Klatschereien das Übel vergrößerten. Dazu kam, daß bei Luther sich Kränklichkeit sowie das zunehmende Alter und damit eine gesteigerte Reizbarkeit und auch ein von Amsdorf leider immer wieder geschürtes Mißtrauen geltend machten gegen alles, was die so teuer errungenen Güter der reinen Lehre und der reformierten Kirche in Frage zu stellen schien, und auch Melanchthon in seiner natürlichen Scheu vor Konflikten sah die Dinge im ersten Augenblick immer schwärzer und schlimmer an, als sie

wirklich waren. Wir brauchen diese Vorfälle nicht ängstlich zu verschweigen oder zu verhüllen, da sie uns diese großen Männer auch menschlich einmal näher bringen und zum andern ein so großartiges Freundschaftsverhältnis, wie es zwischen Luther und Melanchthon zeitlebens bestand, wohl getrübt aber nie aufgelöst werden konnte.

Auch körperliches Leiden hatte Melanchthon in diesen schweren Jahren zu bestehen. Gegen Ende des Jahres 1536 stürzte er so unglücklich die Treppe herunter, daß er eine lebensgefährliche Verletzung davontrug; daneben wiederholten sich die Schwermutsanfälle immer wieder durch die vielen Aufregungen, die er zu erdulden hatte, die er sich aber auch häufig selbst schuf, indem er sich vieles schlimmer dachte, als es sich nachher herausstellte.

Aber auch einen Lichtblick hatte er in diesen schweren und mannigfachen Kümmernissen: die Hochzeit seiner ältesten Tochter Anna. Am 6. November 1536 heiratete sie einen ehemaligen Schüler und Hausgenossen Melanchthons, der zehn Jahre in seinem Hause gelebt hatte, Georg Sabinus. Melanchthon hielt diese Heirat für ein Glück, er meinte, es so in den Sternen gelesen zu haben und äußerlich schien es auch so. Sabinus, der aus der Mark Brandenburg stammte, war 1523 nach Wittenberg gekommen und hatte sich Melanchthou durch außerordentliche Geistesgaben empfohlen. Unter dessen Leitung hatte er sich sehr umfassende Kenntnisse erworben, dann aber trieb ihn sein Ehrgeiz und unruhiger Geist aus dem stillen Wittenberg nach Italien. Hier knüpfte er viele gelehrte Beziehungen auch mit Kardinälen der römischen Kurie an und kehrte mit dem Lorbeer des Dichters geschmückt nach Deutschland zurück. Bei beiden Hohenzollernbrüdern, dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg und dem Erzbischof Albrecht von Mainz wohlgelitten, lebte er eine Zeit lang an des letzteren Hofe. An ein ungebundenes Leben gewöhnt, war er auch mit der Sittlichkeit bald fertig und lebte ohne Sorgen von der Gunst kunstliebender Fürsten und seiner vielen Gönner. Der arglose Melanchthon wußte das alles in dem Maße nicht. Es zog ihn zu seinem hochbegabten Schüler die Liebe zu den Wissenschaften hin, und er traute ihm mehr als er gesollt. So

gab er ihm seine Tochter Anna, an der er mit ganzer Seele hing, zum Weibe. Anna Melanchthon war ein schönes hochgebildetes Mädchen von kaum 15 Jahren, als sie ihrem Manne, zu dem sie schon als Kind eine innige Liebe gefaßt hatte, angetraut wurde. Sie sprach nicht nur fertig lateinisch und besaß hohe Geistesbildung, sondern auch eine außerordentliche Herzensbildung, die wohl die Gewähr des schönsten Eheglückes bot, allein der unruhige Sabinus achtete ein stilles häusliches Glück, wie sich bald zeigte, gar gering gegenüber der Befriedigung seines schrankenlosen Ehrgeizes. Auf Melanchthons Empfehlung wurde er 1538 nach Frankfurt an der Oder als Professor der Beredsamkeit an die dortige Universität berufen, das erhoffte Glück blieb aber völlig aus. Da er alles verschwendete, lebte er stets in Geldsorgen, und für seine Familie blieb nichts übrig. Immer undankbarer zeigte er sich auch gegen seinen Schwiegervater, dem er, statt selber zu arbeiten, ohne weiteres die Sorge für den Unterhalt und das Fortkommen seiner Frau und Kinder überließ, und als Melanchthon das redlich that, das als etwas ganz Selbstverständliches hinnahm; herrschsüchtig, wie er war, fing er überall Streit mit seinen Amtsgenossen an und konnte auch in Frankfurt nicht Frieden halten, da dort sein Ehrgeiz nicht genug Spielraum hatte.

So brachte auch diese Heirat, die Melanchthon für ein Glück gehalten hatte, ihm vielen Kummer und Verdruß, und oft klagte er, daß seinem Liebling solch trauriges Los beschieden war, zumal Sabinus nicht einmal mehr die eheliche Treue hielt.

---

27. „Auf Synoden hab' ich gelebt."

1537—1540.

Wir dürfen jedoch die öffentliche Thätigkeit Melanchthons nicht ganz außer acht lassen, da sie seinem Leben seit 1530 das Gepräge giebt.

Die Verhandlungen zwischen Papst und Kaiser, und dem

Kaiser und den Protestanten wegen einer allgemeinen Kirchenversammlung waren ununterbrochen gepflogen worden und sollten auch auf dem Tage zu Schmalkalden im Kreise der evangelischen Fürsten, den der Kurfürst anberaumt hatte, gefördert werden. Luther hatte dazu Artikel aufgesetzt, die von den Protestanten auf der Kirchenversammlung überreicht werden sollten. Melanchthon unterschrieb sie mit den andern Theologen, doch mit dem Zusatze, daß dem Papste seine Oberherrlichkeit über die Bischöfe, „so er das Evangelium wollte zulassen", „um des Friedens und Einigkeit willen", „auch von uns zuzulassen sei". Ende Januar 1537 reiste er mit Luther nach Schmalkalden. Er litt noch an den Nachwehen seines Sturzes, und die Reise nahm ihn bei der Winterkälte sehr mit; dazu nahmen die Unterhandlungen nicht den gewünschten Verlauf und, was das schlimmste war, Luther wurde zu Schmalkalden lebensgefährlich krank. Ein besonders heftiger Anfall seines alten Steinleidens quälte ihn sehr und brachte ihn an den Rand des Grabes. Melanchthon war tief bekümmert, und als er an dem Lager des schwerkranken Freundes stand, weinte er bitterlich, so daß ihn der kranke Luther noch selber trösten mußte. „Johannes Löser, meines gnädigsten Kurfürsten Marschall, scherzte er, pflegte zu sagen: das ist keine Kunst, gutes Bier zu trinken, aber schlechtes Bier trinken zu können, das ist eine Kunst; denke nun auch so von mir, Philippe, daß ich jetzt auch lerne, diese Kunst üben, um auch in diesen Leibesnöten guten Mutes zu sein." Aber Gott schenkte Genesung, und Luther ging zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Tambach, einem Flecken im Herzogtum Gotha, wo er den dortigen Gesundbrunnen trank. Nachdem die Verhandlungen beendet, die Melanchthon viel Arbeit gebracht hatten, reiste er am 6. März ab und kam am 14. März in Wittenberg bei den Seinen an mit dem sehnlichen Wunsche, sich nun wieder den Studien hingeben zu können.

Anfang April 1538 nahm er aber schon wieder an einer Fürstenversammlung in Braunschweig teil und eilte Anfang Mai zum Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der seinen Rat bei der Einführung der Reformation in der Mark nicht

missen wollte. Sehr anschaulich schilderte er seinem Freunde Justus Jonas die dortigen Verhältnisse. „In der Mark verlangt das Volk außerordentlich nach der reinen Lehre; auch ein großer Teil des Adels ist dafür; der Kurfürst billigt es und hat ein richtiges Urteil, er hat seinen Untertanen Hoffnung gemacht, die Kirche zu verbessern. Die Priester, die in großer Zahl vorhanden sind, widerstehen, nirgends habe ich dümmere oder schlimmere gesehen ......" In Berlin fand Melanchthon schon seinen Freund Georg Buchholzer als Mitarbeiter am Reformationswerke vor, den Joachim als Propst 1538 hinberufen hatte.

Den Rest des Jahres hielt ihn das Rektorat der Universität zurück, und dieses machte ihm, wie wir gesehen haben, viele Sorgen.

Im Anfang des Jahres 1539 mußte er mit dem sächsischen Kanzler Dr. Brück nach Leipzig reisen, um mit den Abgesandten Herzog Georgs zu verhandeln, am 31. Januar schon wieder zu einer Fürstenversammlung nach Frankfurt a. Main. Aus dieser Zeit haben wir herzliche Briefe Luthers an ihn, die ihn bei seiner vielen Arbeit und verantwortungsreichen Stellung als Hauptberater der Fürsten sehr erquickten und trösteten, umso mehr als die Verhandlungen gar nicht von der Stelle kamen, so daß er schrieb, man arbeite hier in Frankfurt wie am Gewebe der Penelope. Schließlich wurde aber doch der Nürnberger Religionsfriede neu bestätigt, und ziemlich beruhigt reiste Melanchthon ab. Mächtig zog es den Gelehrten nach Leipzig zur Ostermesse, wo er die neuesten Erscheinungen des Buchhandels gern einsehen wollte, er mußte aber nach Annaberg, um die Reformation im Lande Meißen einführen zu helfen.

Soeben war er nach Wittenberg zurückgekehrt, als ihn die Neuordnung der Universität Leipzig nach dem Tode des Herzogs Georg mit Luther und Jonas nach Leipzig rief. Im Juli finden wir ihn auf einer Kirchenvisitation in dem Meißenschen beschäftigt, überall ratend, helfend, ordnend, den Hauptteil der Arbeit tragend. Im Oktober reiste er zum zweiten Male nach

Berlin, um dem Kurfürsten bei der Reformation der Kurmark mit seinem Rate beizustehen. Während dieser Abwesenheit brach in Wittenberg die Pest aus, die seinen Schwager, den Professor der Rechtswissenschaft Dr. Sebald Münster, sowie dessen Frau, die Schwester von Melanchthons Gemahlin, hinraffte; der hinterlassenen vier Kinder nahm sich fürs erste Luther an, als Melanchthon aus Berlin zurückkehrte, nahm er sie in sein Haus.

Diese Todesfälle legten ihm bei seiner Schwächlichkeit den Gedanken an sein eigenes Ende nahe, zumal ihn jetzt wieder sein altes Leiden, die Schlaflosigkeit gerade besonders peinigte. Dazu kamen, wie wir ja wissen, manche andere Gemütsbewegungen, die Sorge für die Kirche, die auf Luthers und seinen Schultern allein lastete, wie die ungeheure Arbeitslast, die er täglich zu bewältigen hatte. „Meine Kräfte", schrieb er am 26. Oktober 1539 an seinen treuen Veit Dietrich nach Nürnberg, „nehmen ab, teils durch Kummer, teils durch die Anstrengung der täglichen Arbeit; wenn ich auch um meiner Kinder und ein wenig um meiner Schriften willen mir ein längeres Leben wünschte, so werde ich doch getrost dem Herrn folgen, wenn er mich von meinem Posten abruft." So faßte er denn am 12. November 1539 seinen „letzten Willen" ab. Er bekannte sich in ihm zum evangelischen Glauben, wie ihn die heilige Schrift enthält und ihn Luther ans Licht gebracht. Er wünschte, daß seine Kinder bei der evangelischen Lehre verharren sollten; er dankte Luther und allen seinen Freunden für alle Liebe, die sie ihm erwiesen, dem Kurfürsten für alle Gnade, die er ihm gewährt hatte, er bat alle, die er etwa beleidigt, um Verzeihung. Die Stelle seines Testaments, die über Luther handelt, wollen wir dem Leser nicht vorenthalten. „Ich danke auch dem ehrwürdigen Dr. Martin Luther, weil ich von ihm das Evangelium gelernt habe, und auch für seine ganz besondere Liebe, die er durch viele Wohlthaten gegen mich an den Tag gelegt hat, und will, daß er auch von den Meinen nicht anders als ein Vater geehrt werde, weil ich gesehen und erfahren, mit welch vortrefflicher und recht heldenhafter Gemüts- und Geisteskraft, mit wie vielen herrlichen und großen Tugenden, mit was

für einer ausnehmenden Frömmigkeit dieser teure Mann von Gott begabt ist."

Das Jahr 1540 brachte neue Sorgen, neue Arbeiten und ihm selbst, wie wir sehen werden, die schwerste Krankheit seines Lebens. Die Sorge um die Lage der evangelischen Kirche beschäftigte ihn unausgesetzt. Wie er um diese Zeit über sie dachte, sehen wir aus seinem Briefe an den Landgrafen von Hessen. Ihm schrieb er am 1. Januar 1540: „. . . . . wir verteidigen eine große und notwendige Sache, von der die Menschen aber schwer zu überzeugen sind, denn immer unterliegt die wahre Kirche dem ungerechten Urteil der Machthaber und der Menge, wie sehr sie auch ihre Stimme dagegen erhebt. Könige und Fürsten klagen über Störung der Ruhe durch die Verschiedenheit der Lehre; sie wollen die Religion ihrem Vorteil und ihrer Bequemlichkeit anpassen, statt der Wahrheit und der Ehre Gottes. Mönche und unwissende hartnäckige Heuchler wollen mit Gewalt ihren Irrtum schützen, damit ihre Satzungen und Interessen nicht zu Grunde gehen. Noch andere verlachen die Religion als eitles Schreckmittel für das Volk, als von Künstlern und Dichtern ersonnene Fabel. Obschon aber so viele nach menschlicher Ansicht hochstehende Leute unsern Vorsatz tadeln, die Lehre Christi in ihrer Reinheit zu verbreiten, so müssen wir des Wortes Pauli eingedenk sein: ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht . . . . . Weder Irrtum des Verstandes noch Leidenschaft bewogen uns, unsere Sache zu führen, wir haben dazu einen wahren und gerechten, Gott wohlgefälligen Grund. Zu Athen mußten die Bürger nach alter Gewohnheit schwören: ich werde für die Heiligtümer kämpfen sowohl allein als mit allen; um wie viel mehr sollen wir, in der Kirche Christi, die wir wissen, daß das Evangelium ein Geschenk Gottes ist, es schützen und verteidigen. Lassen wir uns daher nicht abschrecken, weder durch die Gleichgültigen noch die Gegner, seien wir vielmehr fest überzeugt, daß Gott unsern Eifer segnen wird". . . . . Das sind goldene evangelische Worte, die für unsere Zeit gelten wie für jene, möchten sie beherzigt werden.

Mitte Februar 1540 reiste Melanchthon wieder nach Schmal-

kalden, um einer Beratung der evangelischen Fürsten und Theologen beizuwohnen und am 5. Mai nach Torgau, aus gleicher Veranlassung. Überall lag die Hauptarbeitslast auf seinen Schultern: er verfaßte die Gutachten, er arbeitete die Staatsschriften an die Fürsten, den Kaiser, den Papst aus, er war neben Luther das geistige Haupt der evangelischen Kirche geworden.

Im Juni reiste er nach Weimar, um sich von da aus nach Hagenau zu einem Religionsgespräch zu begeben, das der Kaiser, der sich noch immer mit der Hoffnung, die religiösen Zwistigkeiten beilegen zu können, trug, anberaumt hatte. Bange Ahnungen erfüllten seine Seele: der Abschied von den Seinen wurde ihm sehr schwer; er hatte das bestimmte Gefühl, daß er bald sehr krank werden würde, darum legte er auch den von ihm aufgesetzten „letzten Willen“ in die Hände seines treuen Freundes und Amtsgenossen Kaspar Cruciger nieder. Als er aus Wittenberg heraus und über die Elbbrücke fuhr, sagte er daher auch zu den zahlreichen Freunden, die ihm das Geleite gaben: „Auf Synoden hab' ich gelebt, auf ihnen werd' ich auch sterben.“

---

28. „Auf Synoden werd' ich auch sterben.“

1540.

Auf Melanchthons Seele lastete damals eine besonders schwere Sorge: die um des Landgrafen Philipp von Hessen Doppelehe. Ende November 1539 war nämlich der Theologe Martin Bucer zu Melanchthon und Luther nach Wittenberg gekommen, um ihren Rat im Auftrage des Landgrafen in dessen Gewissensnot einzuholen. Philipp von Hessen, ein sonst nicht unedler Fürst, war mit seiner Gemahlin, einer Schwester Joachims II. von Brandenburg und des Erzbischofs Albrecht von Mainz, zerfallen und wollte mit deren Genehmigung eine neue Ehe eingehen. Luther und Melanchthon gaben ihm den geheimen Beichtrat, um ärgeres, was bei seiner ungebändigten

Sinnlichkeit sicher zu erwarten stand, zu verhüten, daß er wenigstens diese zweite Ehe geheim halten solle. So ließ er sich denn am 3. März 1540 auch mit dem Freifräulein Margarete von der Saale auf dem Schlosse Rothenburg an der Fulda trauen, und unter einem Vorwande war auch Melanchthon gezwungen worden, Zeuge dabei zu sein. Er benutzte die Gelegenheit, dem Landgrafen ernstlich ins Gewissen zu reden, aber die leidige Thatsache war nicht zu ändern. Die eigene Mutter der Braut hatte die Sache aber in die Öffentlichkeit gebracht, und der Landgraf hatte nun sogar nach Weimar geschrieben, falls er deswegen in Gefahr kommen würde, wollte er sich auf den Rat Luthers und Melanchthons berufen. Luther war auf das heftigste ergrimmt, als die hessischen Theologen selber zur Veröffentlichung rieten und ließ sie so hart an, „daß ihnen das Wasser von den Backen lief.“ Als Melanchthon in Weimar ankam, erfuhr er alles, und dies warf ihn sogleich auf ein gefährliches Krankenlager. Luther machte sich jetzt die bittersten Vorwürfe, daß er seinen Philipp in diesem kranken Zustande überhaupt nach Hagenau hatte reisen lassen und schrieb ihm sogleich einen sehr herzlichen Trostbrief, um ihn aufzurichten. Die Krankheit Melanchthons wurde aber von Tag zu Tag gefährlicher, „daß er von allen Kräften kam, und nicht anders denn der gewisse Tod an ihm zu erwarten war.“ Der Kurfürst ließ sofort den geschicktesten Arzt, Dr. Georg Sturz, den er in der Eile finden konnte, nach Weimar holen und schickte eiligst nach Luther. Erschüttert trat dieser mit Melanchthons ältestem Sohne Philipp und Kaspar Cruciger an das Lager des todkranken Freundes. „Die Augen“, so erzählt der kurfürstliche Leibarzt Ratzeberger, in seiner „Geschichte Luthers und seiner Zeit“, „waren gleich gebrochen, aller Verstand gewichen, die Sprache entfallen, das Gehör vergangen und das Angesicht schlaff und eingefallen“ . . . . ; „Als ihn nun Lutherus so unbekanntlichen ansiehet, erschrickt er über die Maßen und spricht zu seinen Gefährten: Behüt Gott, wie hat mir der Teufel dies Werkzeug geschändet! kehrte sich alsbald zum Fenster und betet ernstlich zu Gott.“ „Allda, saget Luther, mußte mir unser Herr Gott

herhalten, denn ich warf ihm den Sack für die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen von Gebetserhörungen, die ich in der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich mußte anhören, so ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Hierauf ergreift er Philippum bei der Hand und spricht: „sei guten Muts, Philipp, du wirst nicht sterben! Obwohl Gott Ursache hätte zu töten, so will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Er hat Lust zum Leben und nicht zum Tode. Hat Gott die allergrößten Sünder, so je auf Erden kommen, als Adam und Evam, zu Gnaden wieder berufen und angenommen, wie viel weniger will er dich, mein Philipp, verstoßen, noch in Sünde und Schwermut verderben lassen. Darum so gieb dem Trauergeiste keinen Raum und werde an dir selbst kein Mörder, sondern vertraue dem Herrn, der töten und wiederum lebendig machen kann, verletzen und verbinden, schlagen und wieder heilen." Und das Wunderbare geschah: Melanchthon schlug die Augen auf, fing an, wieder Atem zu holen, konnte aber doch lange nichts reden bis über eine gute Weile. „Da wendete er sein Angesicht straks auf Lutherum und fähet an, ihn um Gottes willen zu bitten, er wolle ihn nicht länger aufhalten, er sei jetzt auf einer guten Fahrt, er solle ihn lassen hinziehen, es könne ihm doch nichts Besseres widerfahren. Mit nichten, sagte Lutherus, Philipp, du mußt unserm Herr Gott noch weiter dienen. Also wurde Philippus je länger je mehr munter, und ließ ihm Lutherus eilend etwas zu essen vorrichten und brachs ihm selber. Aber Philippus weigert sich davor. Da nötigt ihn Lutherus mit diesen Dräuworten und sagt: Hörst du, Philipp? Kurzum du mußt mir essen, oder ich thue dich in den Bann. Mit diesen Worten wurde er überdräuet, daß er aß, doch gar wenig, und also allgemach wieder zu Kräften kam." Wir haben diese außerordentliche Scene mit den so anschaulichen Worten Ratzebergers wiedergegeben und fügen nur noch hinzu, was Melanchthon seinem Freunde Camerarius nach seiner Genesung schrieb: „Luther hat sich meinetwegen sehr geängstigt, aber er hat seinen Kummer nicht also merken lassen, damit er meinen Kummer nicht ver-

mehre. Er hat sich bemüht, mich mit großer Herzhaftigkeit des Gemüts aufzurichten, hat mich nicht allein getröstet, sondern auch oft hart gestraft; wenn er nicht wäre zu mir gekommen, so wäre ich gestorben." Melanchthon erzählte später noch oft, wie ihn in seiner Krankheit der Vers getröstet habe, den er in seinem Zimmer angeschrieben fand: „ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werk verkündigen."

Gottlob, sein trüber Ausspruch war nicht traurige Wahrheit geworden, er genas, aber sehr langsam. Am 28. Juni war er noch sehr leidend und erhielt von seinem Kurfürsten einen sehr herzlichen Brief, der die Bitte enthielt, jetzt allen Kummer hinter sich zu lassen und, sobald es seine Kräfte gestatten würden, nach Eisenach und dann nach Hagenau zu kommen. Am 7. Juli konnte er mit Luther und Justus Jonas abreisen, aber die Fahrt ging seiner großen Schwäche wegen nur sehr langsam von statten; jedoch konnte Luther von Eisenach aus schon über ihn nach Wittenberg berichten: „Magister Philippus kommt wieder zum Leben aus dem Grabe, siehet noch kränklich aber lebelich,*) scherzet und lebet wieder mit uns und isset und trinket im Zimmer und über Tisch." Unterdessen war das zu Hagenau anberaumte Religionsgespräch durch die Schuld der Katholiken nicht zustande gekommen, und Melanchthon reiste mit Luther nach Wittenberg zurück.

---

29. Melanchthons weitere öffentliche Thätigkeit und Erlebnisse.

1540—1541.

Die Ruhe, die Melanchthon beschieden, war aber nur von kurzer Dauer. Am 17. Oktober 1540 mußte er schon wieder zu einem neuen Religionsgespräche mit den Katholiken nach

---

*) Ein mittelhochdeutsches Wort = dem Leben angemessen, lebhaft, lebendig.

Worms reisen. Er hatte sich jetzt fest vorgenommen, diesmal energischer aufzutreten, weil er mit seiner Milde und Nachgiebigkeit üble Erfahrungen gemacht hatte. „Wenn die Gelegenheit kommt," schrieb er an Camerarius, „unsere Sache auseinanderzusetzen, so will ich mich mit Gottes Hilfe befleißigen, diese so heilsamen Lehren, über die wir streiten, klar, wahr, ohne Redekünste und nachdrücklich darzulegen, was ich um so leichter thun kann, als ich aufgehört habe, mich um der Fürsten Willensmeinung zu kümmern und ruhigeren Geistes bin als früher." Nach monatelangen Verhandlungen disputierten endlich Eck, der uns von Leipzig (1519) her ja bekannt ist, und Melanchthon über die Lehre. Am 14. Januar begann erst das eigentliche Gespräch. Über Melanchthons Auftreten schrieb der sächsische Rat Burkhart an den Kanzler Brück: „Eck läßt nicht von seiner Art und ist sehr unverschämt; aber er hat einen Gegner gefunden, der die Sache der Wahrheit darzulegen und schön auszuführen und seinen Widersacher zu drängen und in die Enge zu treiben versteht, und es kommt mir vor, als wenn ich David und Goliath streiten sehe . . ."; und in dem Bericht an den Kurfürsten Johann Friedrich hieß es über Melanchthons Art: „Das ist ingemein von den Zuhörern verlautet . . ., daß der Magister Philippus Melanchthon gegen den Doktor Ecken solche stattliche wohlgegründete Schrift, auch in so reinem geordneten Latein, dazu ohne allen Hintergang und bedacht zur Vorlegung seiner Ursachen und Anfechtung also dargethan hat, welches ist vergleicht worden wie eine Nachtigall gegen einen Raben das Gesang führe." Melanchthon hatte sich die Herzen aller gewonnen. „Es ist unglaublich," sagt ein anderer Bericht, „mit welcher Aufmerksamkeit und Verwunderung alle unserem Philippus zuhören; denn er weiß mit seiner deutlichen und durchsichtigen Redeweise viele dunklere Stellen zu erklären, und bei seiner ernsten und gar lieblichen Stimme dringt manches . . . viel tiefer ins Herz."

Mit der Schilderung einer kurzen Scene aus diesem nur viertägigen Gespräch wollen wir von ihm Abschied nehmen. Einmal hatte ihm sein Gegner Eck einen sehr scharfsinnigen

Beweis entgegengehalten. Melanchthon bedachte sich und erwiderte dann: „Morgen will ich darauf antworten.“ Da rief Eck gleich: „Es gereicht dir nicht zum Ruhm, wenn du nicht augenblicklich antworten kannst.“ Melanchthon aber entgegnete ruhig: „Lieber Herr Doktor, ich suche bei dieser Sache nicht meinen Ruhm, sondern die Wahrheit.“ Am 18. Januar schon endigte das Gespräch: die weiteren Verhandlungen wurden auf den nächsten Reichstag zu Augsburg verschoben.

Ende Januar 1541 war Melanchthon wieder zuhause, aber Ruhe fand er nicht, denn schon beschäftigten ihn die Vorarbeiten zu dem neuen von Kaiser Karl nach Regensburg anberaumten Religionsgespräch, und am 14. März mußte er dorthin abreisen. Diese fortwährenden Verhandlungen, deren Nutzlosigkeit er so oft erfahren, waren ihm wie Luther in der Seele zuwider. „Was kann es Thörichteres und Gefährlicheres geben,“ schrieb er kurz vor seiner Abreise an Veit Dietrich, „als diese Vereinigungsversuche, die nur zu einem Scheinvergleiche führen können? Warum sagt man nicht offen heraus, man glaube an das, was in dem Bekenntnis stehe und wolle dann entweder auf einer Synode oder auf Verlangen dem Kaiser oder jedem andern gesetzlichen Richter Rechenschaft ablegen: das wäre eine männliche und kluge Handlungsweise.“ Um Melanchthon wenigstens vor den Umtrieben der Parteien zu schützen, hatte der Kurfürst ihm jede besondere Verhandlung mit einzelnen Fürsten oder Theologen verboten. Schon fingen neue Vergleichsversuche an; der Kurfürst Joachim von Brandenburg hatte am 4. Februar an Luther einige Artikel gesandt, die denn auch dem Religionsgespräch zu Regensburg sehr gegen Luthers und Melanchthons Willen zu Grunde gelegt wurden. Auf der Reise erlitt Melanchthon einen Unfall: beim Umwerfen des Wagens verrenkte er sich die rechte Hand so, daß er nicht schreiben konnte und alle seine Briefe seinem ihm mitgegebenen Freunde Caspar Cruciger diktieren mußte. Die herbeigerufenen Ärzte verschlimmerten durch ungeschickte Behandlung das Übel, und als ihm der Kaiserliche Minister Granvella bei seiner Ankunft sogleich einen geschickten Chirurgen

sandte, wurden die Folgen des Unfalls auch nicht ganz beseitigt, und Melanchthon behielt seitdem eine ungelenke Hand. Am 5. April eröffnete Kaiser Karl den Reichstag und ernannte auch die Theologen, die das Religionsgespräch führen sollten. Am 23. April ließ er sie zu sich kommen, gab jedem freundlich die Hand und ermahnte sie, ohne Furcht und Leidenschaft zu handeln und bloß auf die Ehre Gottes zu sehen. Der Kurfürst Johann Friedrich mißtraute der ganzen Sache und fürchtete, Melanchthon würde zu nachgiebig sein und nur mit Mühe konnte Luther einen ungnädigen Brief an ihn zurückhalten. „Ew. Kurfürstl. Gnaden wollen Magister Philippo und den Unsern ja nicht zu hart schreiben, damit er nicht abermal sich zu Tode gräme, denn sie haben ja die liebe Konfession (das Augsburgische Glaubensbekenntnis) ihm fürbehalten und (sind) darin noch rein und fest blieben, wenn gleich alles fehle."

Der Kaiser aber, dem die Angelegenheit nicht nach Wunsch ging, hielt Melanchthon für hartnäckig und starrsinnig, so daß Melanchthon wie so oft in seinem Leben, zwischen zwei Feuern stand und hüben und drüben mit Mißtrauen beobachtet wurde. Und dabei trug er wie immer die ganze Arbeitslast allein. „Unser Atlas, Philippus," berichtete der anhaltische Kanzler Reibisch nach Hause, „trägt fast die ganze Last der Geschäfte allein, unterzieht sich allein willig allen Arbeiten, und täglich sehe ich ihn noch vor Tagesanbruch bei der Lampe arbeiten, keine Mühe und Arbeit scheuend, wenn es sich darum handelt, eine gute und christliche Einigung herzustellen." Der Kaiser beschuldigte Melanchthon sogar, geheimen Umgang mit dem gerade anwesenden französischen Gesandten zu haben. Daher sandte er an den Kaiser eine freimütige und würdige Verteidigungsschrift ein, aus der hier folgende Sätze, die uns Melanchthons edle Denkungsart zeigen, stehen mögen. „Unüberwindlichster Kaiser! Allergnädigster Kaiser und Herr! Es ist nichts Ungewöhnliches, daß diejenigen, die zu Vergleichsverhandlungen gebraucht werden, nach beiden Seiten hin anstoßen und sich Haß und Vorwürfe zuziehen. Mir begegnet dies nicht zum ersten Male. Unsere Leute beschuldigen mich,

daß ich einiges nicht eifrig genug verteidigt habe; und ich selbst gestehe, daß ich in einigen Stücken, über die sich noch länger hätte streiten lassen, aus Liebe zum Frieden und zur Eintracht gegen die andere Partei ziemlich nachgiebig gewesen bin. . . . Ich werde nun, wie ich erfahre, bei Ew. Kaiserl. Majestät der Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit angeklagt und überdies in den Verdacht gebracht, als habe ich von Luther eine Instruktion, lasse mich von den übrigen Predigern aufreizen und gehe mit dem französischen Gesandten um, weil mich derselbe zufällig einmal angeredet hat. Zu meiner Rechtfertigung kann ich aber Ew. Kaiserl. Majestät mit den sichersten Zeugnissen beweisen, daß ich von Luther keine Verhaltungsbefehle habe. Derselbe würde auch, wenn er zu den Verhandlungen gezogen würde, willfähriger als die meisten andern einen Weg zur Vereinigung zeigen. Der Kurfürst von Sachsen hat mir im allgemeinen befohlen, nicht von der Wahrheit zu weichen. Das ist eine Vorschrift, die auch ohne fürstlichen Befehl in jedem Herzen tief eingegraben sein muß. . . . Meine Bestrebungen sind vielen auf dieser Zusammenkunft bekannt, und insonderheit den Teilnehmern am Religionsgespräch. Diese können es bezeugen, daß ich vielen Streitigkeiten Einhalt gethan oder ein Ende gemacht habe. Indessen muß auch die Mäßigung ihre Grenze haben. Es soll in der Kirche leuchten die Wahrheit, die uns der Sohn Gottes aus dem Schoße des Vaters geoffenbaret hat; und ich wünschte, Ew. Kaiserl. Majestät könnten mir in mein Herz sehen, um der Wahrheit gemäß beurteilen zu können, worauf mein Streben schon seit vielen Jahren bei diesen Streitigkeiten gerichtet ist. Es soll eine wahre, schriftgemäß entwickelte, gewisse, und der Kirche heilsame Lehre gefunden werden, dies war beständig das Ziel meines Strebens und Handelns, wie viele Zeugnisse beweisen, und daher darf man es mir nicht verdenken, wenn ich eine Entstellung der reinen Lehre nicht bekräftigen noch verteidigen mag. . . . Was endlich den dritten Punkt anlangt, mein Zusammentreffen mit dem französischen Gesandten, so kennen mich diejenigen gar nicht, die darin Grund zu einer Klage finden. Ich bin Schul-

mann, allen Hofgeschäften fremd und abhold, und schätze litterarische Verbindungen, die ich auch mit einigen Franzosen habe, weil jetzt in Frankreich die Wissenschaften vorzüglich blühen. Es haben mich daher auch einige junge Studierende aufgesucht, mit denen ich von der Weltweisheit und Beredsamkeit, zuweilen auch von der christlichen Lehre rede. Durch diese Jünglinge bin ich dem französischen Gesandten bekannt geworden, der mich einmal, aber auch nur einmal, auf dem Spaziergange, als ich gerade einen jungen Franzosen bei mir hatte, mit wenigen Worten anredete und mir sagte, daß er ebenfalls diese Spaltungen in Deutschland bedaure und die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit wünsche. Das war der Inhalt seiner Rede; wenn jemand glaubt, es sei etwas anderes vorgefallen, der täuscht sich in uns beiden. Diese schlichte und der Wahrheit getreue Rechtfertigung wird, wie ich hoffe, Ew. Kaiserl. Majestät genügen. Indessen merke ich aus diesen Reden und Verdächtigungen, daß mich einige von den hier veranstalteten Vergleichsverhandlungen lieber fern wissen möchten. Diesen sage ich meinen Dank. Denn wie gern ich auch der Kirche des Sohnes Gottes treu dienen mag, so habe ich doch vor allen unlautern Versöhnungen in der That einen Abscheu und bitte daher inständig um meine Entlassung.“ . . . Der Kaiser gewährte sie nicht, legte vielmehr jenes Buch, das schon Kurfürst Joachim von Brandenburg an Luther gesandt hatte, in überarbeiteter Gestalt dem Religionsgespräch zu Grunde. Melanchthon nannte es einen „Talmud“, weil es die widersprechendsten Dinge enthielt, und auch auf katholischer Seite wies es Eck von sich.

Melanchthon kennzeichnete dieses Machwerk in folgenden Versen:

„Willst du den Trug und die Mängel des Buches verbessern, so brauchst du
Wenige Mühe nur, — ein Strich durch das Ganze genügt.“

Auch die Bischöfe verwarfen es, und obgleich der Kaiser noch einen letzten Versuch machte und eine Gesandtschaft nach Wittenberg abgehen ließ, um mit Luther unmittelbar zu ver-

handeln und ihn zu einem Vergleiche zu bestimmen, es half nichts: die Gesandten brachten eine verneinende Antwort zurück. So verfaßte Melanchthon denn noch auf den Wunsch des Kaisers einen Entwurf für eine Besserung der Kirche und die schließliche Erklärung, die die Protestanten dem Kaiser einreichten, worauf der Reichstag am 29. Juli geschlossen wurde, und es bis zum nächsten Reichstag oder der nächsten Kirchenversammlung bei den Bestimmungen des Nürnberger Religionsfriedens sein Bewenden behielt.

Sogleich reiste Melanchthon ab; gern wäre er einer Einladung seiner Nürnberger Freunde gefolgt und hätte dort auch seine immer noch nicht ganz hergestellte Hand von den geschickteren Ärzten Nürnbergs behandeln lassen, aber neue Sorgen, neue Aufträge seines Kurfürsten wegen der Neueinrichtung der Wittenberger Hochschule hießen ihn seine Reise beschleunigen, am 4. August traf er in Leipzig, am 5. August in Wittenberg wieder ein.

Eine große Freude erlebte er in dieser Zeit: sein vertrauter Freund Joachim Camerarius wurde als Professor der alten Sprachen an die Leipziger Universität berufen und trat sein Amt auch Ende November an. Von nun an versäumte Melanchthon keine Messe oder sonstige Gelegenheit, um den Freund zu besuchen.

Im Jahre 1540 hatte auch Melanchthon eine neue Ausgabe des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses besorgt. Sie enthielt einige Veränderungen gegen die erste Ausgabe vom Jahre 1530, und Eck hatte ihm in Regensburg das zum Vorwurf gemacht, worauf ihm Melanchthon erwiderte, „daß in der Sache und dem Wesen oder Meinung nichts geändert, obwohl . . . etwa linder und klarer Wort gebraucht seien.“ Niemand nahm auf protestantischer Seite daran Anstoß, auch Luther und der Kurfürst von Sachsen mißbilligten Melanchthons Änderungen nicht, und der gut lutherische Theologe Brenz schrieb über diese Ausgabe von 1540 ein Jahr später an Veit Dietrich: „Ich pflege diese letzte Ausgabe des Bekenntnisses mit der früheren zu vergleichen, da finde ich, daß manches

anders geworden ist; ich weiß aber, daß Philipp nichts voreilig und unbesonnen ändert; wenn ich die Ursache der Änderungen überlege, so ist es erstaunlich, welche Frucht ich aus dem Lesen ziehe." Anstoß an dieser Ausgabe von 1540 und den darin enthaltenen Änderungen nahm erst der eifrige aber unbesonnene „echtlutherische" Flacius nach Melanchthons Tode im Jahre 1560; aber auf dem Religionsgespräche zu Weimar wurde diese veränderte Ausgabe von fast allen evangelischen Fürsten des Reiches auch genehmigt. Wir erwähnen das, weil daraus bis zum heutigen Tage viele Angriffe gegen Melanchthon hergeleitet werden.

Bei den an der Wittenberger Universität vorgenommenen Änderungen bat Luther, wie schon öfter vorher, den Kurfürsten jetzt wieder, Melanchthon von den griechischen Vorlesungen zu entbinden, ihm aber das Gehalt dafür zu lassen, damit er sich mehr den theologischen Vorlesungen widmen könne. Der bescheidene Melanchthon wollte das aber nicht annehmen und seine griechische Vorlesung weiter unentgeltlich halten, um der Universität die Mehrausgabe für einen Professor des Griechischen zu ersparen. Luther schrieb darüber dem Kurfürsten: „Mich dünkt, er (Melanchthon) hätte bis daher genug gethan, nun wohl zwanzig Jahr und drüber die große Arbeit in der Universität oder Schule gethan, daß er nu möchte wohl Rüge zum Teil annehmen . . . denn Ew. Kurfürstl. Gnaden wissen selbst wohl, welch ein Diener aller er in dieser Schule ist, daß er ohne Zweifel wohl wert ist des, das ihm Ew. Kurfürstl. Gnaden so gnädiglich gönnen und die Christenheit ihm wohl zu danken weiß; die Papisten auch nunmehr Gottlob ihn mehr fürchten und seine Jünger, denn sonst jemands unter den Gelehrten." Der Kurfürst erhöhte Melanchthons Gehalt wenigstens, wenn er es auch bei der Zahl der Vorlesungen, die auch Melanchthon nicht gern missen wollte, bewenden ließ.

30. Die letzten mit Luther verlebten Jahre.

1542—1546.

Das Jahr 1542 brachte Melanchthon zwar neue Arbeiten im Interesse der kirchlichen Angelegenheiten, aber auch eine bessere Gesundheit, so daß Luther darüber an einen gemeinsamen Freund berichten konnte: „Magister Philippus ist gesund und wohl und der unermüdliche Atlas, der allein Himmel und Erde trägt.“ Neue Sorgen verursachte ihm die Naumburger Bischofswahl wie ein Streit, der zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem Herzog Moritz von Sachsen ausbrach, zwar diesmal wohl noch beigelegt wurde, aber den Keim zu späteren Wirren und dem Auftreten des Herzogs Moritz nach Luthers Tode legte, und so auch für Melanchthon die Quelle vielen Ärgers und Verdrusses wurde. Auch die vielfachen Verfolgungen der Protestanten in Frankreich und England, die drohende Türkengefahr bekümmerten ihn tief.

Neue Arbeit verursachte ihm die Reformation des Erzbistums Köln. Schon im Jahre 1539 hatte der Erzbischof, Kurfürst Hermann durch seinen Rat Peter Medmann, dem Melanchthon befreundet war, diesen zu sich eingeladen. 1541 hatte der Reichstagsabschied den Bischöfen die Pflicht auferlegt, in ihren Sprengeln eine christliche Reformation vorzunehmen. 1542 ging Hermann an das Werk und fand dabei die Billigung der Stände, 1543 lud er Melanchthon nochmals ein, ihm zu helfen. Dieser wollte nicht, aber der Kurfürst gab ihm sechs bis sieben Wochen zu dem „göttlichen und christlichen Werk“ Urlaub, Luther wünschte es, Camerarius bat darum. So reiste er denn mit Georg Major und zwei kurfürstlichen Reitern als Schutzwache ab und kam Anfang Mai in Bonn an. Er fand die Verhältnisse schwierig, das Domkapitel jeder Reformation abgeneigt: „Ich war schon auf vielen Zusammenkünften,“ schrieb er Mitte Juli, „aber noch nie hatte ich mit tolleren, unverschämteren Menschen zu thun.“ Der Aufenthalt sagte ihm in Köln wenig zu. An Paul Eber, seinen jüngeren Witten-

berger Freund, schrieb er: „Wir führen ein wahres Schifferleben, unsere Herberge ist am Ufer des Rhein gelegen, gerade wo die Schiffe halten und wo allerlei böse Gerüche uns lästig sind; in dem Hause selber ist alles, Tisch, Bett, Herd, wie in einem Kahn, die Weine sind rauh, die Küche wie in Westfalen (so schwer verdaulich), die Reinlichkeit weit entfernt vom Oberrhein." Er arbeitete mit Bucer, den er schon vorfand, ein Buch, welches die Artikel des Glaubens und der Verfassung enthielt, aus und eilte dann nach Hause. Aber hier wartete seiner schon Verdruß. Luther war mit den Artikeln, zumal mit dem über das heilige Abendmahl, gar nicht zufrieden, und Amsdorf, zu dem er unbedingtes Vertrauen hegte, reizte ihn noch mehr. Melanchthon hatte seine Anschauung vom Abendmahl im Laufe der Jahre mehr der Calvins genähert, Luther war bei der seinigen stehen geblieben. Dieser wollte eine Schrift dagegen veröffentlichen, und man fürchtete, er werde auch gegen Melanchthon auftreten; diesem wäre das schrecklich gewesen; „giebt es etwas Betrübenderes, etwas Beweinenswerteres," klagte er im August 1544 seinem Freunde Veit Dietrich, „als daß das heilige Pfand der Liebe zum Gegenstand von Zank und Streit gemacht wird?" Das Gerücht, Luther und Melanchthon seien entzweit, drang durch ganz Deutschland; sein Bruder Georg, der Bürgermeister zu Bretten, forderte ihn auf, Wittenberg zu verlassen und zu ihm zu kommen. Die Schrift Luthers erschien: Melanchthon war aber gar nicht in ihr erwähnt; Luther hatte seinen Philipp zu lieb. Beide Männer unterredeten sich über diese Angelegenheit, und Melanchthon konnte auf Brücks besorgte Anfrage nach dem Stande der Sache melden, „es habe nichts auf sich"; auch vor der Öffentlichkeit bezeugten sie ihre Freundschaft: Melanchthon schrieb die Vorrede zum ersten Bande von Luthers lateinischen Werken, der im März 1545 erschien und nannte diesen darin einen von Gott erweckten und erleuchteten Zeugen der Wahrheit, und Luther sagte in seinem eigenen Vorwort: „Was Gott durch dies Werkzeug (Melanchthon) gewirkt hat, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Theologie:

das bezeugen genugsam seine Werke, wie sehr auch der Teufel und sein Anhang darüber ergrimmt sein mögen." Wenn auch der ängstliche Melanchthon in seinen Briefen an vertraute Freunde sich mit Auswanderungsgedanken geplagt: diese beiden großen Männer gehörten zusammen und fühlten sich bei aller Verschiedenheit innig verbunden. Auf Melanchthon lastete schwerer häuslicher Kummer in dieser Zeit, und Luther wurde mit zunehmendem Alter kränklicher, reizbarer, mißtrauischer, er wünschte, ausgespannt zu werden; die Jahre frischer Spannkraft waren vorüber, er konnte sich nicht mehr recht in die Zeit finden; „wunderlich scheint mir zu sein, was heutzutage die Welt treibt. Entweder habe ich die Welt nie gesehen, oder mit jedem Tage entsteht, wenn ich schlafe, eine neue," schrieb er schon 1543 an Amsdorf. Dazu hatte ihn ein Beschluß der Wittenberger Juristenfakultät über die Giltigkeit der ohne Genehmigung der Eltern geschlossenen Ehen aufs höchste erbittert, so daß er sich nach Merseburg zu Georg von Anhalt begab, der daselbst Dompropst war. Melanchthon, der selber, wie wir nachher gleich sehen werden, gerade durch diese Angelegenheit schwer litt, reiste ihm nach, stillte durch freundliches Zureden seinen Groll und brachte ihn nach Wittenberg zurück. Nicht mit Unrecht schrieb Cruciger von Melanchthon an Veit Dietrich: „Wäre Philipp nicht da, der durch seine Mäßigung und sein Wohlwollen die Eintracht unter uns erhält, die Universität würde auseinandergehen."

Schweren Kummer empfand Melanchthon über das Los seiner Tochter Anna. Der ehrgeizige Sabinus hatte kaum gehört, daß der Herzog Albrecht von Preußen die Absicht habe, in Königsberg eine Universität zu gründen, wie daß sein Schwiegervater beauftragt sei, einen Rektor für sie auszusuchen, als er sofort diese Stelle für sich beanspruchte. Melanchthon war der Gedanke schrecklich, sich von seiner zärtlich geliebten Tochter soweit trennen zu sollen, und mit gutem Gewissen konnte er Sabinus auch nicht recht empfehlen. Doch vermittelte Camerarius dessen Berufung nach Königsberg. Statt sich dafür nun wenigstens dankbar zu erzeigen, ließ er seinen

ganzen Verdruß über die Verzögerung dieser Angelegenheit an seiner unschuldigen Frau aus und benahm sich so lieblos, daß das Zusammensein mit ihm unerträglich für sie war, und sie zu ihren Eltern reiste. Niemand war froher darüber wie Sabinus, da er sich ohnehin von ihr scheiden lassen wollte. Camerarius machte noch einmal den Vermittler, und als sie die Bedingungen annahm, die er ihr stellte, nahm er sie am 13. Juni 1544 nach Königsberg mit. Wenige Jahre darauf starb sie vor Kummer und Gram am 26. Februar 1547.

In demselben Jahre bereitete ihm sein Sohn Philipp, der zu Leipzig die Rechte studierte, auch Herzeleid dadurch, daß er sich mit einem dortigen Mädchen heimlich verlobt hatte. Luther predigte damals sehr eifrig gegen die Wittenberger Juristen, die derartige Verlöbnisse als bindend und giltig ansahen. Um so unangenehmer war Melanchthon auch schon deswegen der voreilige Schritt seines Sohnes. Es gelang, ihn zur Aufhebung dieses Verlöbnisses zu bewegen, zumal er bei seiner geringeren Begabung ohnehin lange auf eine Anstellung hätte warten müssen.

Alles dies zusammen wirkte so sehr auf Melanchthon ein, daß er im Juli heftig erkrankte, aber nach einiger Zeit wieder genas.

Das Jahr 1545 ging unter manchen Arbeiten, die Melanchthon für die evangelischen Stände verfaßte, wenn auch unter manchen Unruhen und Kriegsgerüchten, doch im ganzen ohne größere Reisen stiller als andere Jahre für ihn hin. Nur zweimal, im Oktober und Ende Dezember, unternahm er mit Luther Reisen nach Mansfeld, um die Streitigkeiten zwischen den Mansfelder Grafen zu schlichten. Die zweite Reise hatte ihn furchtbar mitgenommen, zumal es in jenen Tagen sehr kalt war. Luther war herzlich froh, daß er ihn von Mansfeld überhaupt lebendig zurückgebracht hatte.

Im Anfange des Jahres 1546 sollte Melanchthon auf Befehl des Kurfürsten zu einem neuen Religionsgespräch nach Regensburg reisen. Luther bat dringend, ihn zuhause zu lassen, Melanchthon würde sein Leben wagen und man solle ihn „nicht

einer vergeblichen, unnötigen Mühe hinopfern"; auch der Kanzler Brück schrieb dem Kurfürsten, „ein jeder, der Magister Philipp lieb hat, fürchtet sich, er möchte sterben, so schwach ist er." Der Kurfürst, dem an Melanchthons Reise viel gelegen war, bat ihn, nach Torgau zu kommen, um sich selbst von seinem Gesundheitszustand zu überzeugen, und willigte dann ein, daß Melanchthon in Wittenberg blieb.

Doch bald sollte ein Ereignis eintreten, das keiner tiefer und schmerzlicher empfinden konnte, als Melanchthon: Luthers Tod. Am 20. Januar war er mit anderen Freunden noch Luthers Gast gewesen, am 23. Januar reiste dieser wieder nach Mansfeld. Melanchthon hätte ihn gern begleitet, fühlte sich aber noch zu schwach. Das alte freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden war wieder ganz hergestellt, und seine Herzlichkeit zeigte sich gerade jetzt; drei herzliche Briefe Luthers bezeugen es neben andrem; den 14. Februar hatte Luther zum letzten Male an ihn geschrieben und ihm wiederholt sein Verlangen und seine Sehnsucht nach ihm ausgedrückt, auch um ein Arzneimittel gebeten. Am 18. Februar sandte Melanchthon Luther noch die verlangte Arznei mit einem herzlichen Briefe. Die Anrede lautete: „Dem ehrwürdigen Mann, dem durch Gelehrsamkeit, Tugend und Weisheit ausgezeichneten Doktor Martin Luther, dem Wiederbringer der reinen Lehre des Evangeliums, meinem teuersten Vater;" und in dem Briefe fanden sich die Worte: „Ich danke Dir, daß Du so oft und liebreich an mich geschrieben hast und bitte Gott, den Vater unseres Herrn Jesu Christi, daß er Euch alle nach Hause bringen möchte."

Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung; als der Brief ankam, war Luther schon tot.

---

31. Luthers Tod.

18. Februar 1546.

In den Morgenstunden des 18. Februar 1546 starb Doktor Martin Luther zu Eisleben, wo er 1483 am 10. November auch geboren war. Justus Jonas, der bei Luther war, meldete Melanchthon sogleich die Trauerbotschaft, die dieser am 19. empfing. Noch am selben Tage schrieb er tiefbetrübt zurück . . . „er war der von Gott erweckte Führer Israels, um den Dienst am Evangelium in seiner Reinheit wiederherzustellen. Er hat die Lehre wieder an den Tag gebracht, die allen Verstand der Menschen übersteigt; eines solchen Lehrers und Führers beraubt zu sein, erfüllt uns mit unendlichem Kummer, nicht nur wegen unserer Schule, sondern wegen der gesamten auf Erden verbreiteten Kirche, die er durch seinen Rat und durch sein Ansehen unter dem Beistande des heiligen Geistes geleitet hat. Der Gedanke an die Gefahren und Stürme, die uns nach seinem Heimgange bedrohen, vermehrt noch unsern Schmerz. Bitten wir daher unsern Herrn Jesum Christum, daß er fortfahre, seine Kirche zu schützen; er hat ja gesagt, er wolle uns nicht Waisen lassen; danken wir ihm für die Wohlthaten, die er uns durch Doktor Luther geschenkt hat und bewahren wir diesen in treuem Gedächtnis. . . .“

Um neun Uhr morgens las Melanchthon über den Römerbrief. „Ihr wißt,“ redete er unter Thränen die Studenten an, „daß ich mir vorgenommen habe, euch den Brief des Apostels Paulus an die Römer zu erklären, in dem die wahre Lehre des Sohnes Gottes enthalten ist. Durch eine besondere Gnade hat Gott uns dieselbe durch unsern verehrten Vater und geliebten Lehrer Doktor Martin Luther wieder geoffenbart; heute aber habe ich eine so erschütternde Nachricht erhalten, daß ich nicht weiß, ob es mir möglich sein wird, meine Vorlesung zu Ende zu bringen.“ Er schilderte dann tiefbewegt die letzten Augenblicke vor dem Hinscheiden Luthers, soweit ihm davon selber Nachricht geworden war und fuhr dann fort: „Ach,

unser Führer ist dahin gegangen, er, der in diesen letzten Weltzeiten der Leiter der Kirche war! Die Lehre von der Sündenvergebung und dem Glauben an Christum, die er uns gepredigt hat, ist nicht aus menschlichem Scharfsinn entstanden: sie ist das Evangelium Gottes, und dieser Gott hatte ihn erweckt, sie uns aufs neue zu verkündigen. Sein Andenken soll uns so teuer bleiben wie seine Lehre. Bedenken wir aber auch die Gefahren und Veränderungen, die auf diesen Tod folgen werden, auf daß wir mit Mäßigung unser Amt versehen; dich aber, o Herr, der du für uns gekreuzigt und auferstanden bist, bitten wir, daß du deine Kirche regierest, verteidigest und erhaltest. Amen."

Am 22. Februar fand die Beisetzung Luthers in der Schloßkirche statt. An Luthers Sarge hielt Bugenhagen mit thränenerstickter Stimme dem heimgegangenen Freunde die Leichenpredigt, Melanchthon die lateinische akademische Gedächtnisrede, in der er dem Gottesmann, dem Reformator, dem Freunde den Dank Wittenbergs, der Universität, des gesamten Protestantismus aussprach. Gegenüber dem Vorwurf, daß Luther den Frieden der Kirche gestört habe, hob er hervor, das sei eben die Art Gottes, die Kirche zu leiten; kommt der heilige Geist, um die Welt zu richten, so müsse eben Kampf entstehen, die Schuld daran trüge die Hartnäckigkeit der Bösen, die den Sohn Gottes nicht hören wollten; es haben etliche sonst gutherzige Leute geklagt, daß Luther heftiger gewesen als sichs gebühret; darauf hat schon Erasmus gesagt: „Gott hat dieser letzten Zeit, wo große Krankheit überhand genommen, auch einen scharfen Arzt geschickt" . . . „auch führet Gott seine Kirche nicht nach menschlichem Rat und will nicht, daß seine Werkzeuge durchaus gleich sein sollen; auch leugne ich selbst nicht, daß solch heftige Neigung zuweilen sündige, denn es ist doch niemand in dieser schwachen Natur ohne Gebrechen. Doch wenn jemand zwar nicht immer höflich, aber doch sonst gut und aufrichtig ist, so ist er ein Biedermann und billig zu loben, und wo jemand in der Kirche, wie Paulus spricht,

ritterlich streitet, so ist er Gott gefällig und auch von uns in Ehren zu halten. Wir wissen: ein solcher war Luther. . . . Summa: es war in ihm das Herz treu und ohne Falsch, der Mund freundlich und holdselig, wie St. Paulus von den Christen fordert: alles, was wahrhaftig, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohllautet; daher offenbar ist, daß die Härte, so er wider die Feinde der reinen Lehre in Schriften gebraucht, nicht zänkischen und boshaften Gemütes, sondern eines großen Ernstes und Eifers zu der Wahrheit gewesen ist. Es ist nie ein unzüchtig Wesen oder andere Untugend an ihm verspürt worden, es ist kein Wort, das sich zu Aufruhr oder Empörung ziehen möchte, jemals von ihm gehöret, sondern hat allezeit treulich zur Sühne und zum Frieden geraten. Er hat nicht andere fremde Händel und die Religionsangelegenheiten gemengt oder Ränke gesucht, seine oder der Seinen Gewalt zu stärken. Wir haben auch gesehen, als oft schwere und gefährliche Sachen vorgefallen, daß er einen sehr großen Mut und Mannheit gezeigt und sich nicht bald durch ein klein Rauschen erschrecken lassen, noch vor Dräuen oder Fahr*) und Schrecken verzagt wurde. Denn er verließ sich auf diesen gewissen Grund als auf einen unbeweglichen Felsen, nämlich auf Gottes Beistand und Hilfe und ließ sich solchen Glauben und Vertrauen nicht aus dem Herzen reißen. So ist er auch so eines hohen und scharfen Verstandes gewesen, daß er vor allen andern in verwirrten, dunklen und schweren Händeln und Sachen bald ersehen konnte, was man raten und thun sollte. . . . Daß nun ein solch teurer Mann eines so ganz hohen Verstandes, dazu trefflich gelehrt und durch lange Übung versucht und erfahren, und mit vielen hohen christlichen Tugenden begabt und von Gott, der Kirche wieder aufzuhelfen, erweckt und erwählt, zudem daß er auch uns alle als ein Vater herzlich geliebt hat, aus diesem Leben und unserer Mitte und Gemeinschaft hinweggefordert und abgeschieden ist: des tragen wir billig unserthalben Kummer und Schmerz. Denn wir sind nun ganz wie arme, elende,

*) Gefahr.

verlassene Waisen, so einen teuren trefflichen Mann zum Vater gehabt und des beraubt sind.“ . . .

Diese herrliche Gedächtnisrede schließt: „Wir zweifeln nicht, daß er nun selig ist: wir klagen nur über uns, daß wir jetzt Waisen sind; Gottes Wille hat ihn hinweggerufen, er will aber auch, daß wir die Wohlthaten nicht vergessen, die er uns durch ihn erwiesen hat; uns liegt es ob, sein Andenken in Ehren zu halten, seine Lehre zu bewahren, seine Tugenden nachzuahmen und dem Herrn immerfort zu danken, daß er durch ihn seine Kirche wiederhergestellt hat.“

Melanchthons einziges Bestreben war, wie er dem Kurfürsten zugleich im Namen der Wittenberger Geistlichkeit am 5. März schrieb, „das schöne Kleinod, den reinen Verstand christlicher Lehre, das Herr Doktor Martin Luther uns gelassen, unverdunkelt den Nachkommen zu vererben.“

Im Juni 1546 schrieb Melanchthon des geschiedenen Freundes Leben für den zweiten Band von Luthers lateinischen Werken, eine herrliche Schrift, niedergezeichnet mit der Liebe des Freundes und der Verehrung des Schülers gegen den großen Lehrer. Er übernahm auch die Vormundschaft über Luthers Kinder und sorgte treu für sie wie für seine Witwe. Noch einen andern Freund verlor er: Friedrich Mykonius, Superintendent zu Gotha, starb am 7. April 1546. „Du siehst,“ schrieb er acht Tage darauf an Justus Jonas, „daß die Gerechten heimgesammelt werden, auf daß sie nicht Zuschauer der kommenden Bedrängnis sind.“

Und Melanchthon hatte nur zu wahr geurteilt: die Drangsale standen nahe bevor.

---

32. Wirrsal und Irrsal.

1546—1547.

Gott hatte seinen Knecht Luther in Frieden dahinfahren lassen: nun stand der Krieg vor der Thür. Kaiser Karl und König Ferdinand rüsteten sich wider den Schmalkaldischen Bund. So mußten auch die evangelischen Fürsten auf Gegenwehr mehr als je bedacht sein. Melanchthon, um seine Meinung über das Recht der Gegenwehr befragt, riet zum Abwarten, zum Krieg nur im äußersten Notfalle. „Was aus Gott ist, wird nicht vertilgt; dieweil denn diese Lehr, so Gott in unsern Kirchen gnädiglich geoffenbart, in ihrem rechten Verstand gewißlich aus Gott ist, so wird er sie nicht lassen ausrotten, und werden etliche Land und Städte bleiben, darinnen sie leuchten wird," lautete der Anfang seines Gutachtens. Vorher oft ängstlich, war er nun im Angesichte der Gefahr gefaßt und ermahnte nur zum fleißigen Gebet. „Wenn wir auch fallen," schrieb er an Veit Dietrich Juli 1546, „so wird doch die Kirche Gottes bestehen; der Herr, der Israel durch die Wogen des roten Meeres geführt hat, wird sein Volk auch aus diesen Gefahren erretten . . . ich weiß, daß ich nur die Wahrheit gesucht habe, ich werde sie auch jetzt nicht verleugnen: den Ausgang befehle ich Gott." Das evangelische Volk forderte er zur Ausdauer und Beharrlichkeit im Glauben auf, indem er Luthers „Warnung an seine lieben Deutschen", die dieser 1530 hatte erscheinen lassen, neu mit einer Vorrede herausgab. „Es sollen jetzund in deutschen Landen alle Gottesfürchtigen bei sich ernstlich betrachten," sagt er darin, „was sie Gott in dieser schrecklichen Kriegsrüstung schuldig sind; . . . was nun ein jeder ehrliche Mann in solchem Fall zu thun schuldig ist, können sich alle Gottesfürchtigen leichtlich erinnern, nämlich: daß sie Gott erstlich dieses schuldig sind, daß sie nicht Hilfe thun, die Abgötterei zu stärken, . . . zum andern, daß ein jeder, so er nicht Gott verachtet, seiner Meinung von Gott bekannt sein wolle, und soll dies Bekenntnis geschehen nach

eines jeden Beruf und Vermögen, die Prediger sollen im Lehren bekennen, die Regenten mit Abthuung der Abgötterei und Schutz rechter Lehre, und alle, so zu solchem Schutz helfen können mit Leib und Gut, sollen treulich mitarbeiten."

Mitte Juli 1546 veröffentlichten Kurfürst Johann Friedrich und Landgraf Philipp eine Staatsschrift, in der sie erklärten, sie ergriffen nur die Waffen, um sich zu verteidigen, und am 20. Juli sprach der Kaiser die Reichsacht über sie aus. Aber dieser war doch noch nicht hinlänglich gerüstet, und nur die Uneinigkeit und Saumseligkeit der evangelischen Fürsten und Städte rettete den Kaiser jetzt und gab ihm später den Sieg.

Johann Friedrich wollte die Universität auflösen, doch die meisten Professoren, unter ihnen Melanchthon, blieben noch, um nicht bei den Gegnern den Anschein zu erwecken, als seien sie vor der Gefahr geflohen. Am 20. Juli 1546 ermahnte Melanchthon nur die Studenten, die nicht hinreichend mit Geld versehen wären, zu ihren Eltern zu gehen, die andern, ruhig und still die Vorlesungen weiter zu besuchen.

Da erhielt die Sache eine überraschende und verhängnisvolle Wendung: am 14. Oktober 1546 schloß der junge Herzog Moritz von Sachsen, ein Vetter des Kurfürsten Johann Friedrich, mit dem König Ferdinand von Böhmen, dem Bruder Kaiser Karls, ein Bündnis, übernahm die Ausführung der Reichsacht und besetzte das Kurfürstentum Sachsen. Ehrgeiz und nicht ganz gestillte Eifersucht auf die kursächsische Linie trieben diesen begabten evangelischen Fürsten, auf den Melanchthon große Hoffnungen gesetzt hatte, zu diesem Entschluß. Schmerzlich bewegt schrieb Melanchthon Anfang November an einen Freund „. . . den Herzog (Moritz) hätte man ermahnen sollen, seinen Blutsverwandten, das Vaterland, die Kirche, die so schön in diesen Gegenden blühende Ordnung zu schonen; nirgends auf der ganzen Erde war in den letzten Jahren ein glücklicheres Land als (Kur)sachsen: Kirchen, Schulen, Gerichte öffentliche Zucht: alles war im erfreulichsten Zustand; wollen die Machthaber diese Güter zerstören, so müssen sie von Eisen sein."

Auf die Nachricht, daß das feindliche Heer sich Wittenberg nähere, löste der damalige Rektor Kaspar Cruciger am 6. November die Universität auf; viele flohen: „Greise, Frauen, Kinder zogen fort in langem Wagenzuge, den der fallende Schnee bedeckte," schrieb Melanchthon seinem treuen Veit Dietrich; zu Magdeburg wollten die geflüchteten Professoren versuchen, „einen Schatten der Schule" aufrecht zu erhalten. Melanchthon billigte das nicht, er wäre lieber zu Wittenberg geblieben; als die Stadt zur Übergabe aufgefordert wurde, flüchtete er auch am 11. November mit seiner Familie zunächst nach Zerbst. Auf den Ruf der nach Magdeburg geflohenen Professoren eilte er dorthin; doch der Magistrat gab aus Furcht vor dem Kaiser und vor Unruhen zur Eröffnung der Vorlesungen nicht die Erlaubnis. So reiste er unter manchen Gefahren über Dessau, wo er den gleichfalls flüchtigen Camerarius traf, nach Zerbst zurück.

Bekümmerten ihn schon sehr die Kriegsunruhen, die Zukunft der Kirche, das Schicksal Sachsens, so traf ihn noch ein schwerer Schlag: am 27. März erhielt er die Nachricht von dem Tode seiner Lieblingstochter Anna, die am 20. Februar 1547 nach vielen in christlicher Geduld getragenen Leiden gestorben war. „Sie war mir," schrieb er an seinen Freund Georg von Anhalt, „lieber als mein Leben." Er betrauerte ihren Verlust herzlich, und doch war ihr Tod für sie fast ein Glück zu nennen, da ihr Gatte sie immer liebloser behandelt, mehr und mehr vernachlässigt hatte. Er machte sich in seinem Kummer auch noch heftige Vorwürfe, daß er ihm die Tochter zur Ehe gegeben und nicht sorgfältig genug geprüft habe, daher er nun an ihrem Unglück schuld sei. „Da ich aber," tröstete er sich, „sie seit zehn Jahren täglich mit ernsten Seufzern Gott befohlen habe, so bin ich der Meinung, daß sie nach Gottes Willen aus diesem Leben gerufen sei, um von ihrem Elend befreit zu werden." Als er wieder in Wittenberg war, war er herzlich froh, daß ihm Sabinus bei einem Besuche ihre Kinder auf seine Bitte daließ, die er nun erzog, und die die Freude seines Alters wurden.

Die evangelischen Fürsten und Städte vergaßen des Reformators nicht: er erhielt Einladungen von Joachim von Brandenburg, den Magistraten von Braunschweig und Nordhausen. Der Bürgermeister dieser Stadt, Michael Meienburg, sandte ihm 50 Thaler, der König von Dänemark zuerst 150 Thaler, dann für sich, Bugenhagen, Jonas und Luthers Witwe 200 Thaler. Seine Muße in Zerbst benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, auch unterrichtete er einige Studenten, die dem geliebten Lehrer gefolgt waren. Sein Trost in dieser Zeit war das Wort Gottes, in seinen Briefen sprach er aus, man müsse Gott walten lassen, er werde seine Kirche nicht verlassen, alle Haare auf dem Haupte seien gezählt, man müsse den heilsamen Kelch des Leidens geduldig nehmen, jeder müsse nur still in seinem Stande, an seinem Platze das Seine thun. Es schien sich auch zum Bessern zu wenden; am 17. April lud Melanchthon im Namen des Rektors Kaspar Cruciger die überall zerstreuten Wittenberger Universitätslehrer ein, zum 1. Mai zur Rektorwahl wieder in Wittenberg zusammenzukommen, „wenn auch die Studien unterbrochen sind, so wollen wir doch bezeugen, daß die Universität nicht untergegangen ist und uns für bessere Zeiten bewahren," sagte er in dem Ausschreiben.

Da trat der entscheidende Schlag ein: am 24. April 1547 wurde Johann Friedrich bei Mühlberg auf der Lochauer Heide besiegt, gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Am 26. April empfing Melanchthon die Schreckenskunde. Tiefbewegt schrieb er an seinen Amtsgenossen Oertel, von seinem Geburtsort Winsheim genannt, am selben Tage: „Vielfacher Schmerz drückt mein Gemüt nieder, es bekümmert mich tief, daß unser trefflicher, edler Fürst bei Verteidigung der guten Sache in so großes Elend gefallen ist;" und wenige Tage darauf klagte er Cruciger: „Könnte ich auch so viel Thränen vergießen, als Wasser die Elbe herabfließt, so würde ich doch den Schmerz nicht ausweinen können, den ich über die Niederlage unseres Fürsten empfinde, der gewiß ein Freund der Kirche und der Gerechtigkeit war." Er glaubte sich in

Die evangelischen Fürsten und Städte vergaßen des Reformators nicht: er erhielt Einladungen von Joachim von Brandenburg, den Magistraten von Braunschweig und Nordhausen. Der Bürgermeister dieser Stadt, Michael Meienburg sandte ihm 50 Thaler, der König von Dänemark zuerst 150 Thaler, dann für sich, Bugenhagen, Jonas und Luthers Witwe 300 Thaler. Seine Muße in Zerbst benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, auch unterrichtete er einige Studenten, die dem geliebten Lehrer gefolgt waren. Sein Trost in dieser Zeit war das Wort Gottes, in seinen Briefen sprach er aus, man müsse Gott walten lassen, er werde seine Kirche nicht verlassen, alle Haare auf dem Haupte seien gezählt; man müsse den heilsamen Kelch des Leidens geduldig nehmen; jeder müsse nur still in seinem Stande, an seinem Platze das Seine thun. Es schien sich auch zum Bessern zu wenden, am 17. April lud Melanchthon im Namen des Rektors Kaspar Cruciger die überall zerstreuten Wittenberger Universitätslehrer ein, zum 1. Mai zur Rektorwahl wieder in Wittenberg zusammenzukommen, „wenn auch die Studien unterbrochen sind, so wollen wir doch bezeugen, daß die Universität nicht untergegangen ist und uns für bessere Zeiten bewahren," sagte er in dem Ausschreiben.

Da trat der entscheidende Schlag ein: am 24. April 1547 wurde Johann Friedrich bei Mühlberg auf der Lochauer Heide besiegt, gefangen genommen und zum Tode verurteilt. Am 26. April empfing Melanchthon die Schreckensnachricht. Tiefbewegt schrieb er an seinen Amtsgenossen Oertel, von seinem Geburtsort Winsheim genannt, am selben Tage: „Vielfacher Schmerz drückt mein Gemüt nieder, es bekümmert mich tief, daß unser trefflicher, edler Fürst bei Verteidigung unserer Sache in so großes Elend gefallen ist," und wenige
klagte er Cruciger: „Könnte ich auch so viel
eßen, als Wasser die Elbe herabfließt, so würde
hmerz nicht ausweinen können, den ich über die
res Fürsten empfinde, der gewiß ein Freund
der Gerechtigkeit war." Er glaubte sich in

Zerbst nicht mehr sicher, und hatte er, jetzt das anerkannte Haupt der Reformation, nicht das Schlimmste zu erwarten? Er bat seinen jüngeren Freund Paul Eber, der in Wittenberg geblieben war, die bereits gepackten Sachen aus seinem Hause in das seiner Schwiegermutter, der Frau Bürgermeister Krapp, zu bringen. Er konnte sich freilich nach Brandenburg retten, wohin ihn Kurfürst Joachim dringend aufs neue einlud, aber er opferte seine Sicherheit gern Luthers Witwe, der er bisher ein treuer fürsorgender Berater gewesen war, und die ihn jetzt unter Thränen bat, ihr und ihren Kindern ein Unterkommen zu schaffen; so eilte er mit ihr nach Braunschweig, wo der Rat ihnen Wohnung und Unterhalt bot und wollte sie von da zum König von Dänemark flüchten, allein die Lüneburger Lande, durch die die Reise ging, wimmelten von Kriegsvolk; unter Gefahren mußten sie zurück. Obwohl er selbst krank war und die Seinen im Stich ließ, meinte er doch: „Die Pflicht der Freundschaft bringet mich also, ich bin den Dank noch meinem Luther schuldig.“ Er selbst ging dann mit den Seinen nach Nordhausen zu Michael Meienburg, der ihn schon früher eingeladen hatte. Er dachte wohl daran, nach Tübingen zu gehen, wohin ihn der Herzog Christoph von Württemberg gern ziehen wollte, doch sein ganzes Herz hing an Wittenberg; „tief im Herzen haftet mir eine unbeschreibliche Liebe zu unserm kleinen Wohnsitz an der Elbe und zu den Freunden, die dort und in der Nachbarschaft sind, und ich könnte mich nicht ohne großen Schmerz von ihnen trennen; darum will ich in kurzem wieder nach der Elbe wandern,“ schrieb er am 5. Juni 1547.

Dazu schienen indessen noch wenig Aussichten zu sein. Am 19. Mai hatte der Kurfürst Johann Friedrich seine Festungen übergeben und auf die Kurwürde verzichtet; am 23. Mai waren die kaiserlichen Truppen in Wittenberg eingezogen, am 25. ihnen der Kaiser gefolgt: er verleugnete seinen Edelmut nicht. Doch die Besitzungen der Universität waren verwüstet, die Besoldungen für die Professoren konnten in der allgemeinen Not nicht angewiesen werden. Da bat Melanchthon, in seiner hochherzigen Weise für andere besorgt, von Eimbeck im Harz

aus, wo er sich gerade aufhielt, den ihm bekannten kaiserlichen Rat Obernburger um Fürsprache beim Kaiser für die nichttheologischen Professoren Wittenbergs, daß ihnen wenigstens die Rückkehr verstattet werde; „für mich,“ fügte er hinzu, „begehre ich nichts, obwohl ich vor unbefangenen Richtern befriedigende Rechenschaft von meinem Handel ablegen könnte; ich empfehle Dir nur meine Freunde, deren Kenntnisse und Tugenden so ausgezeichnet sind, daß Du sie aus eigenem Antriebe verteidigen würdest, wenn Du sie persönlich kenntest.“ In seiner Antwort mutete Obernburger ihm zu, der Theologie zu entsagen und sich nur den klassischen Studien zu widmen; dann würde der Kaiser auch seine Zurückberufung genehmigen. Allein Melanchthon sah das als Feigheit an und folgte auch dem Ruf nach der Pfalz nicht, so unsicher auch seine äußere Lage war, blieb vielmehr auch jetzt dabei: „wenn ich in Wittenberg oder sonstwo unter meinen alten Amtsgenossen, diesen gelehrten und rechtschaffenen Männern, leben könnte, so würde ich mir keinen andern Wohnort, keine andern Freunde wünschen. Wo sie sind, da soll mein Vaterland sein.“

Wir werden sehen, wie diese Anhänglichkeit ihm noch oft vorgeworfen, und er der Undankbarkeit gegen den alten Kurfürsten und seine Söhne geziehen wurde, wie sie ihm mit viele Anfeindungen von seinen Feinden zuzog, und so eine Hauptquelle bitterer Leiden wurde.

33. Melanchthon kehrt nach Wittenberg zurück.

1547.

Bei seinem Verzicht auf die Kurwürde hatte Johann Friedrich nur erreichen können, daß einige Landesteile mit den Städten Weimar, Eisenach, Jena seinen Söhnen verblieben. Am 3. Juni 1547 verließ er gebeugten Hauptes, von seinem Volke beweint, das Wittenberger Schloß. Wenige Tage darauf

ritt der neue Kurfürst Moritz von Sachsen düstern Blicks in dasselbe Schloß ein; drückte es ihn nieder, daß er gegen Glaubensgenossen und Blutsverwandte das Schwert gezogen und sich mit dem Kaiser verbündet?

Am 8. Juni schon ließ er den Wittenberger Professoren melden, er wünsche ihre baldige Rückkehr und die Wiederaufrichtung der Universität. Auch Melanchthon hatte über die Wiederherstellung der Universität nachgedacht, und, da die mit den Söhnen Johann Friedrichs zu Weimar behufs Verlegung der Wittenberger Universtät nach Jena gepflogenen Verhandlungen ergebnislos geblieben, seine Amtsgenossen nach Zerbst hin beschieden, um mit ihnen alles Weitere zu beraten. Da er aber in Merseburg erfuhr, daß Kurfürst Moritz sie alle in gleicher Absicht nach Leipzig beschieden, so reiste er dahin ab. Seine Begleiter waren Georg von Anhalt, Cruciger und Bugenhagen. Der neue Kurfürst zeichnete die Wittenberger Theologen sichtlich aus. „Mein gnädigster Herr," erzählte Bugenhagen, „hielt uns in unserer Herberge herrlich, bezahlete alles und ehrte uns mit sonderlichen Gaben und Geldgeschenken, nahm uns auch persönlich selbs an aufs Allergnädigste, erklärte sich gnädiglich vor uns und allen Superintendenten (Sachsens, die er ebenfalls berufen hatte), daß seine Gnade sich keinerlei Weis' wollte führen lassen zu den päpstlichen Mißbräuchen, die wider Gottes Wort und das liebe Evangelium Jesu Christi sind." Melanchthon bot Moritz eine Stelle in Leipzig an, rief auch seinen Freund Camerarius dahin zurück.

Unter diesen Umständen ließ Melanchthon seine Familie vorläufig noch in Nordhausen zurück, zumal seine Frau sich nicht wohl fühlte und reiste allein nach Wittenberg, wo er am 25. Juli ankam; doch war an den Beginn der Vorlesungen gar nicht zu denken. Er reiste deshalb nach Dresden, wo Kurfürst Moritz Hof hielt und mehrere Male nach Torgau, konnte aber nichts erreichen. Zu dieser Ungewißheit über die Universität kam ein schweres Unglück in seiner Familie. Kränkelnd hatte er seine Frau verlassen, nun erhielt er die Nachricht, sie sei auf den Tod erkrankt. Die Sorge um die

Gegenwart — sie genossen doch nur das Obdach mildthätiger Menschen —, um die Zukunft — Melanchthons künftige Stellung war noch ganz ungewiß —, die vielfachen fluchtartigen Reisen, der Kummer um den frühen Tod ihrer ältesten Tochter Anna hatten die ohnehin zarte Frau aufs Krankenlager geworfen, und es schien ihr Sterbelager werden zu wollen.

Erschrocken eilte Melanchthon sogleich nach Nordhausen, doch konnte er bald melden, die Krankheit wende sich zum Bessern, und seine Frau werde mit Gottes Hilfe noch gesund werden.

Am 16. Oktober eröffnete der Rektor Cruciger die Universität, am 18. ließ Melanchthon seine Familie nach Wittenberg kommen und eröffnete selbst am 24. seine Vorlesungen mit der Auslegung des Kolosserbriefes.

Er erhielt nun manchen Ruf; besonders bemühte sich Joachim von Brandenburg, ihn für die Universität Frankfurt a. O. zu gewinnen und bot ihm mit gutem Gehalt die ständige Rektorstelle an: Melanchthon schlug dieses und anderes aus aus Anhänglichkeit an Wittenberg, das er selbst „seine zweite Heimat" nannte, obwohl er kein Gehalt in Wittenberg erhielt. Erst am 15. Januar 1548 wurden die Besoldungen für die Professoren wieder angewiesen.

Aber diese seine Anhänglichkeit an Wittenberg, an die Geburts- und Pflanzstätte der Reformation, mißfiel den jungen Herzögen zu Weimar, den Söhnen des gefangenen Johann Friedrich sehr, und blieb ein ständiger Vorwurf aller ihrer Anhänger, und besonders deshalb hat Melanchthon von dem kurfürstlichen Leibarzt Ratzeberger in seiner schon mehrfach erwähnten „Geschichte Luthers und seiner Zeit" eine sehr ungünstige Beurteilung erfahren. Der Vorwurf der Habsucht, Geldgier, Undankbarkeit gegen das frühere Herrscherhaus, Schmeichelei gegen den neuen Kurfürsten kehrt immer wieder und verbitterte Melanchthon, der sich von diesen Anschuldigungen rein wußte und auch rein war, sein ganzes späteres Leben. Die Söhne Johann Friedrichs wollten durchaus zu Jena eine

neue Universität begründen, die eine Stätte des unverfälschten Luthertums werden sollte. Melanchthon billigte das nicht. In dem Widerstreit der Pflichten gegen das alte Fürstenhaus und gegen die Universität Wittenberg, von der die Reformation ausgegangen war, erkannte er die letztere als die höhere, wie sehr er auch persönlich seine Anhänglichkeit an Johann Friedrich und seine Söhne im Herzen bewahrte. Er nahm die Vorwürfe der Undankbarkeit geduldig hin, weil er erkannte, daß er sich Wittenberg und damit dem gesamten Protestantismus erhalten müsse; und trotz des bitteren und unwahren Vorwurfs, der ihm schon damals und später gemacht wurde, er habe sein Wort gebrochen und habe sich von Kurfürst Moritz durch „eine sammtne Pumpmütz, wie man es in Sachsen nennet, voller Thaler" gewinnen lassen: er hat recht gethan; so niedrige Beweggründe, wie sie ihm die Gegner wider die Wahrheit unterschoben, lagen seiner reinen Seele gänzlich fern, und er schrieb ganz mit Recht an Kaspar Cruciger Ende August 1547: „Ein krankes Gemüt — wie er es damals hatte — verfehlt immer, wie Ennius sagt, das Rechte; daher habe auch ich in meiner Traurigkeit vielleicht ein allzu großes Verlangen nach den alten Freunden getragen, mit denen ich solange an einem und demselben schönen Werke gearbeitet. Vielleicht hoffte ich auch zuviel, als ich in dieser mißlichen Zeit die Wiederherstellung der Universität für möglich hielt, von der man jetzt noch nicht weiß, ob sie gelingen wird. Jedenfalls aber habe ich weder nach guten Tagen noch nach Schätzen gestrebt. Ich lebe hier (in Wittenberg) auf meine Kosten wie ein Fremder in allgemeiner Trauer und beständigem Flehen, und es geht kein Tag vorüber ohne Thränen; wenn die Wiederherstellung der Universität gelingt, so soll dies, wie ich hoffe, für die Kirche dieser Lande von großem Nutzen sein, wenn nicht, so muß ich von neuem scheiden und in die Fremde gehen. Was Wunder nun, wenn ich wie Liebende dieses Scheiden hinauszuziehen suche. Die, welche diesen einen Irrtum so auslegen, als hätte ich die Lehre aufgegeben, thun mir nach ihrer Weise unrecht. Möchten sie doch auch an ihre Irrtümer denken!

Wenn aber einige sagen, die hiesigen Prediger neigten sich zu einer andern Lehre hin, so thun sie dieser Kirche, die jetzt so schon genug zu leiden hat, offenbar unrecht. Das Evangelium wird durch Gottes Gnade in Wittenberg einstimmig in derselben Weise verkündigt, wie vor dem (Schmalkaldischen) Kriege. Auch werden hier jede Woche neue Diener des Wortes ordiniert, welche nach allen Gegenden ausgehen, mit dem Versprechen, daß sie das Evangelium rein und unverfälscht predigen wollen. Und ebenso geschehen sowohl öffentlich als privatim Fürbitten für den gefangenen Fürsten (Johann Friedrich); niemand spricht von demselben übel, und die Obrigkeit dieser Stadt würde es auch nicht dulden. Darum bitte ich Dich inständig, schenke denen keinen Glauben, die unsere Kirche so verleumderisch zu entstellen suchen; sie werden, wie ich hoffe, einen Widerleger an Gott finden, der uns von ihren giftigen Zungen befreien wird." Und wie er richtig erkannte, daß die persönliche Empfindung dem Nutzen und Wohle des gesamten Protestantismus sich unterzuordnen habe, geht aus seinem Briefe an Johann Stigel vom 18. Oktober 1547 hervor. „Als man uns Hoffnung machte, daß die Universität (Wittenberg) wiederhergestellt werden sollte, durfte ich dies nicht verhindern. Denn sie ist jedenfalls einem großen Teile Deutschlands von großem Nutzen gewesen, und wenn sie einginge, so würden nicht nur die Kirchen der Nachbarländer in große Finsternis geraten, sondern auch die Feinde dies als einen neuen Triumph betrachten. Dann sahe ich auch die Schwierigkeiten, mit denen der thüringische Hof (die Söhne Johann Friedrichs) zu kämpfen hat, und dazu besorgte ich, die Errichtung einer neuen Universität (zu Jena) möchte dem gefangenen Fürsten noch mehr Haß zuziehen. Und hätte ich daselbst (wenn er nach Jena gegangen wäre, wie sie wollten) etwas gegen die tridentinische Kirchenversammlung (dieselbe tagte seit dem 13. Dezember 1545) gesprochen oder geschrieben, so wären die jungen Fürsten (die Söhne Johann Friedrichs) in neue Gefahr gekommen; . . . um Dir ganz offen meine Meinung zu sagen: ich habe mich gewundert, daß sie in diesen traurigen Zeiten, bevor noch das

Kriegsungewitter sich gelegt hat, an die Gründung einer neuen Universität denken. Vielleicht hat auch — fügte er entschuldigend hinzu — meinen Geist der Gedanke an künftige Unruhe etwas träge gemacht, denn die Gestirne — Melanchthon huldigte, wie wir uns erinnern, mit den Zeitgenossen dem Glauben an die Astrologie — ist also nicht allein dafür verantwortlich zu machen — verkünden dem ganzen menschlichen Geschlecht im nächsten Jahre fast einen gänzlichen Untergang." . . .

Der Groll, den die Weimarer Herzöge seitdem gegen ihn hegten, war die Ursache der vielen Anfeindungen und unsäglichen Bitterkeiten, die Melanchthon bis an sein Lebensende erfahren mußte, und die von nun an sein Leben so trübe gestalteten. Neidisch blickte man zu Weimar auf das Wiederaufblühen der Wittenberger Universität; daher wurde zu Jena zuerst ein lutherisches Gymnasium gegründet, das sich dann zur Universität, die ja heute noch besteht, erweiterte, und die jungen Herzöge mit ihren Anhängern warfen sich aus Widerspruch gegen Moritz und Wittenberg zu Verteidigern des „reinen" Luthertums auf und verleugneten das protestantische Gemeingefühl bis zu dem Grade, daß sie alle anders Denkenden und so besonders Melanchthon, den treuen Freund und unentbehrlichsten Mitarbeiter Luthers, daneben aber auch Bugenhagen z. B., den Luther so hoch geschätzt hatte, Männer, deren große Verdienste für die evangelische Sache Luther selbst so oft und warm anerkannt hatte, durch ihre Theologen verdammen ließen und so absichtlich — wie sie freilich meinten, um des Gewissens willen — den Streit in die junge evangelische Kirche auf lange Jahre hineintrugen, ohne sich zu erinnern, wie z. B. Luther jenen Schenk, der ihm auch mit Gewissensbedenken gekommen war, angelassen hatte und ihm, statt darauf nun irgend welchen Wert zu legen, energisch auseinandergesetzt hatte, daß er ein undankbarer Mensch sei, der die Mühe seiner Lehrer mit Gehässigkeiten belohne und viel zu wenig fähig sei, ihr Thun zu würdigen. Während in Jena nun die menschliche Unfehlbarkeit ihren Thron errichtete, blieb Wittenberg die in Segen wirkende Bildungsstätte gläubiger Theologen mit weitem

Blick, versöhnlicher Gesinnung, blieb Melanchthon der bescheidene, selbstlose, nie an sich, nur an die Kirche und ihre Besserung denkende stille Reformator, der selber immer die Hand zum Frieden, auch seinen größten und schlimmsten Feinden, bot. Wie selbstlos er dachte, geht, um nur eins anzuführen, aus seinem Briefe an Georg von Anhalt vom 12. Juli 1547 hervor. „Wenn ich," schrieb er unter anderem, „an mich allein dächte, so würde mir ein Entschluß sehr leicht werden; ich würde in das Land zurückkehren, das mich zuerst bei der Geburt aufgenommen hat. Jetzt ist für mich das Vaterland da, wo ich jenen Verein gelehrter und rechtschaffener Männer wiederfinde, mit denen ich so viele Jahre zusammen gelebt habe, und durch die das Licht der Wissenschaft in diesen Gegenden so weit verbreitet worden ist." Seinem innersten Wesen entsprach der Spruch: „Im Notwendigen Einheit, im nicht Notwendigen Freiheit, in allem aber Liebe," so handelte, so dachte, so urteilte er. Über die, die nun die echte Jüngerschaft Luthers für sich allein in Anspruch nahmen, urteilte er in seiner „Postille": „Die Vielgeschäftigkeit entsteht oftmals aus blindem Eifer oder kleinlicher Nachahmung fremden Beispiels, wie denn viele jetzt Luther ähnlich sein wollen, indem sie einen Eifer anwenden, der ohne Weisheit ist, lärmen über unbekannte Dinge, nicht den Dingen auf den Grund gehen. Über solche sagt schon Polybius: Viele, die da großen Männern ähnlich sehen wollen, ahmen, da sie ihre Werke nicht nachmachen können, Nebendinge nach und bringen so nur ihre Thorheit zum Vorschein."

---

34. „Der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb."

1547—1550.

Im September 1547 eröffnete Kaiser Karl den Reichstag zu Augsburg. Wie hatten sich die Verhältnisse geändert! Er hatte seine Macht die Protestanten fühlen lassen, nun wollte er

dem Papste zeigen, daß er auch ohne ihn die ersehnte Einigung in religiöser Beziehung zustande bringen könne. Er schlug daher wieder ein Religionsgespräch vor. Die Wittenberger Theologen, um ihre Meinung befragt, rieten dem Kurfürsten Moritz zum Abwarten. Melanchthon hielt mit seiner Ansicht nicht zurück, obgleich er wußte, daß schon zweimal zu Augsburg seine Auslieferung vom Kaiser gefordert worden war. Dieser hatte dort einige katholische Theologen, wie den brandenburgischen Hofprediger Agrikola, der früher in Wittenberg gewesen war, dazu bestimmt, eine zeitweilige Kirchenordnung festzusetzen, nach der die Protestanten sich richten sollten. Einen sehr bedeutenden Anteil an diesem Beginnen hatte Agrikola, der sich schon als zweiten Reformator in deutschen Landen sah und sich nicht wenig seines Einflusses rühmte.

Kurfürst Moritz, dem die festgesetzten Artikel auch zur Annahme und Einführung in seinen Gebieten vorgelegt wurden, war keineswegs zufrieden mit ihnen und verlangte von Melanchthon ein Gutachten, befahl ihm auch zugleich, sich nach Kloster Celle an der Mulde zurückzuziehen, da der Kaiser wieder seine Auslieferung oder doch wenigstens seine Vertreibung verlangt hatte. Da Melanchthon auch von dem ihm befreundeten Kaiserlichen Rat Obernburger vor Gefahren, die ihm drohten, gewarnt worden war, dachte er wohl daran, sich im äußersten Notfalle zu seinem Bruder Georg nach Bretten zu begeben.

In dem schließlichen Gutachten, das Melanchthon nach manchen Verhandlungen im Namen der Theologen abgab, war der evangelischen Wahrheit nichts vergeben, aber der Rat erteilt, in unwesentlichen Dingen, wie äußeren Gebräuchen, sich nicht unnachgiebig zu zeigen. Natürlich hatte er deshalb wieder viele Angriffe von Freund und Feind zu erleiden. Diejenigen unter den Protestanten, die sich die wahren Nachfolger Luthers zu sein rühmten, beschuldigten ihn schnöden Verrats an der evangelischen Wahrheit und sagten damit selbst die Unwahrheit, weil diese Behauptung stark übertrieben war; an dem Kleinod der evangelischen Lehre, der Lehre von der Recht-

fertigung, mit der die evangelische Kirche steht und fällt, war nichts geändert, und die Lehre überhaupt war nicht geändert, nur mit anderen allerdings milderen Worten ausgedrückt; Calvin freilich meinte auch, Melanchthon habe zuviel nachgegeben, und sein freundlicher aber warnender Brief that Melanchthon sehr wehe, weil er sich auch von ihm nicht ganz verstanden sah. Das Urteil des Feindes war hier richtiger als das wahrer und falscher Freunde: der Kaiser war über „des Philippi böses giftiges Gemüt" so aufgebracht, daß er am 31. August 1548 von dem Kurfürsten Moritz verlangte, „in Betrachtung, daß er ohne dies, als einer aus den vornehmsten Lärmbläsern, so die vergangenen Empörungen und Aufruhr mit ihren giftigen Schriften nicht wenig gegen uns erregt und gestärkt haben, der Rebellion nah verwandt und bei uns nicht ausgesühnt ist," solle er ausgeliefert werden.

Melanchthon litt in dieser Zeit sehr. Der Haß des Kaisers lastete noch immer auf ihm; trotz der beruhigenden Versicherungen des Kurfürsten Moritz, er helfe „Gottes Ehre, christliche Vergleichung und Kaiserlicher Majestät Gehorsam befördern," zürnte der Kaiser, daß „Herr Philipp durch Schreiben täglich je länger je mehr zu Lärm und Aufruhr nicht geringe Ursache gebe und die Leute vom Interim (der neuen zeitweiligen vom Kaiser aufgezwungenen Kirchenordnung) abhalte," wie der sächsische Gesandte in Brüssel nach Hause berichtete. Und doch hätte er, wenn er gewollt, allem Ungemach entgehen können, wenn er den ehrenvollen Ruf des Erzbischofs Cranmer nach England hätte annehmen wollen. Er blieb, wenn auch unter Seufzen. Er sehnte Luthers feste kraftvolle Führung zurück. Am 10. November 1548 bei Gelegenheit einer Doktorpromotion gab er seinem Kummer wie seiner Sehnsucht Ausdruck. „Bedenkt," rief er den jungen Theologen zu, „daß ihr die Hüter der Wahrheit sein sollt, und erwägt, was Gott euch durch die Propheten, Apostel und zuletzt durch Doktor Luther zu bewahren anvertraut hat; . . . das Unglück der Veränderung der Lehre würde uns nicht bedrohen, wenn jener noch lebte; jetzt aber, da keiner mehr da ist, der sein Ansehn besitzt, da

keiner warnt, wie er es gethan, und viele den Irrtum für Wahrheit annehmen: jetzt werden die Kirchen zerrüttet, die bisher recht überlieferte Lehre wird entstellt, man richtet abgöttische Gebräuche auf, überall herrscht Angst, Zweifel und Streit."

Durch einen argen Vertrauensbruch gelangte auch ein Brief Melanchthons in die Öffentlichkeit, der ihm viel üble Nachrede zuzog; man wird zugestehen müssen, daß er ehrlich gehandelt, aber er hätte natürlich besser gethan, sein Vertrauen nicht Leuten zu schenken, die es nicht verdienten, und man wird zugestehen müssen, daß alle diese Streitigkeiten wegen Einführung der zeitweiligen Kirchenordnung durch das Vorgehen des brandenburgischen Hofpredigers Agrikola, dem Joachim von Brandenburg zu sehr sein Ohr lieh, entstanden waren, und daß der eigentliche Schuldige nicht Melanchthon war, der mit den Thatsachen rechnen mußte, sondern der eitle Agrikola, der den Anlaß dazu gegeben hatte. Kurfürst Joachim hätte lieber auf seinen Bruder Hans von Küstrin hören sollen, der sich entschieden gegen die ganze Sache aussprach und danach auch handelte; als er sich durch Unterschrift zu ihr bekennen sollte, warf er die ihm gereichte Feder mit den Worten fort: „nimmermehr werd ich dies giftige Gemengsel annehmen, mich auch keiner Kirchenversammlung unterwerfen; lieber Schwert als Feder, lieber Blut als Tinte." Melanchthon aber gab schweren Herzens nach; „damit nur unsere Kirchen nicht verödet würden, und die Stimme der wahren Lehre nicht ganz unterdrückt würde, müsse man eine gewisse Knechtschaft ertragen, wenn es ohne Gottlosigkeit geschehen könne." *)

So wurde denn für das Kurfürstentum Sachsen die vom Kaiser befohlene zeitweilige Kirchenordnung mit wesentlichen Veränderungen am 24. Dezember 1548 vom Landtage angenommen, nachdem Kurfürst Moritz seinen Ständen die Zusicherung gegeben, er wolle sie „bei ihrer Religion bleiben lassen und nicht davon dringen", nachdem auch Melanchthon

*) Melanchthon an seinen Freund Meienburg, Bürgermeister von Nordhausen, am 6. Januar 1549.

mit den andern Theologen alles Unevangelische daraus entfernt und nur in äußeren Dingen, wie einzelnen Festtagen, Kirchenornat, Kirchengesängen, Fasten um des Friedens willen nachgegeben und darüber erklärt hatte: „wo man in solchen Mitteldingen (den äußeren Gebräuchen) etwas bedenken würde, das zu mehrerer Gleichheit und guter Zucht dienlich, wollen wir gern helfen, Einigkeit und gute Zucht erhalten; denn wir von denselbigen Mitteldingen nicht zanken, soviel den äußerlichen Gebrauch belangt.“ Gleichwohl waren sich Melanchthon und seine Mitarbeiter wohl bewußt, daß überhaupt eine „Veränderung große Betrübnis und Ärgernis bringen würde“. Das geschah denn auch und ist gewiß sehr zu beklagen, nur das war wider die Wahrheit und Gerechtigkeit, daß man alle Schuld an diesen Dingen Melanchthon aufbürdete.

Die heftigsten Angriffe gingen von Berlin und Magdeburg gegen ihn aus. Dort war es Agrikola, hier Matthias Flacich, die das Feuer der Zwietracht schürten. Matthias Flacich, aus Illyrien gebürtig, daher gewöhnlich Flacius Illyrikus genannt, hatte zu Wittenberg studiert, und Melanchthon hatte sich seiner freundlich angenommen, aber bald dünkte sich der Schüler über den Meister und wollte dem in Kämpfen ergrauten Lehrer seine junge Weisheit aufdrängen. Wie er beklagte Melanchthon die traurigen Folgen, die die Einführung dieser zeitweiligen Kirchenordnung gezeitigt hatte; zornig brach da Flacius los: „Eure eigne Schuld ists, Herr Präceptor, warum habt Ihr zugelassen, daß der gottlose Hof Euer Ansehen zur Verführung der Unterthanen mißbraucht.“ Als er nun von Wittenberg nach Magdeburg gezogen, wahrscheinlich, weil in Wittenberg nicht alles nach seinem Willen ging, er auch in der Beförderung zu einer Professur übergegangen war, griff er Melanchthon aufs Maßloseste an. In seiner Leidenschaft, worin sich die ganze Heftigkeit des Südländers zeigte, ging er sogar soweit, zu fordern, lieber solle man die Kirchen leer stehen lassen, als solche Gebräuche mitmachen, die Unterthanen sollten die Fürsten durch Aufstände schrecken: das war also die offene Aufforderung zur Revolution.

Melanchthon schrieb selbst an Flacius und ermahnte ihn, Ruhe zu halten, aber Flacius kehrte sich nicht daran. Er war ein ehrlicher aber völlig verblendeter Mann, dessen unbeugsamer Starrsinn ihn schließlich durch eigene Schuld in Irrlehre und Elend brachte.

Neues Leid brachte über Melanchthon der Tod einiger Freunde; am 15. November 1548 war Kaspar Cruciger, schon Monate an der Schwindsucht leidend, gestorben; er stand unter den Wittenberger Theologen ihm am nächsten und war mit Melanchthon oft zusammen verdächtigt worden. Am 25. März 1549 folgte ihm Veit Dietrich nach, Melanchthons und Luthers treuster Schüler. Melanchthon beklagte zwar ihren Heimgang aufs Schmerzlichste, mußte ihnen aber noch Glück wünschen, daß sie vielem Streit entgangen seien.

Dieser brach jetzt erst recht los. Nach Magdeburg hatten sich viele Gegner der neuen Kirchenordnung geflüchtet; hier war „Gottes und Christi Kanzlei“, wie der Prediger Aquila an Herzog Albrecht von Preußen schrieb. Von hier aus regnete es nun Streitschriften, Schmähgedichte aller Art gegen Melanchthon, Kurfürst Moritz und Wittenberg. Die neue Kirchenordnung war die Folge von politischen Rücksichten und Erwägungen gewesen, und Luther selbst hatte über die äußeren kirchlichen Gebräuche, welche jetzt den Streitpunkt bildeten und von den echten Jüngern Luthers als die Hauptsache hingestellt wurden, ziemlich frei gedacht. Am 4. Dezember 1539 hatte er auf die Anfrage des Berliner Propstes Georg Buchholzer, wie es mit den äußeren kirchlichen Gebräuchen, die Kurfürst Joachim sehr liebe, gehalten werden solle, ihm geantwortet: „Wenn Euch Euer Herr will lassen das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen, ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sakramente der Taufe und des Bluts Jesu Christi nach seiner Einsetzung reichen und geben, und fallen lassen die Anrufung der Heiligen, daß sie nicht Nothelfer, Mittler und Fürbitter seien, und das Sakrament in der Prozession nicht umtragen und fallen lassen die täglichen Messen für die Toten, und nicht lassen weihen Wasser, Salz und Kraut und singen

reine Responsoria und Gesänge, lateinisch und deutsch, in der Prozession: so geht in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder golden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seide oder Leinwand. Und hat Euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, so zieht deren drei an, wie Aaron der Hohepriester drei Röcke übereinander anzog, die herrlich und schön waren. Haben auch Ihre Kurfürstliche Gnaden nicht genug an einer Prozession, daß ihr umher geht, klingt und singt, so geht siebenmal mit herum wie Josua mit den Kindern Israel um Jericho ging, machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen. Und hat Euer Herr Lust dazu, so mag er vorherspringen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that; bin damit wohl zufrieden. Denn solche Stücke, wenn nur Mißbrauch davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Notwendigkeit zur Seligkeit und das Gewissen damit zu binden, daraus gemacht werde. Und könnt ichs mit dem Papst und den Papisten soweit bringen, wie wollt ich Gott danken und fröhlich sein!"

Das hatte Luther *gesagt*, und so *handelte* jetzt Melanchthon. Wer hatte nun mehr Recht, sich auf Luther zu berufen, Flacius oder Melanchthon? Und noch mehr: der bescheidene friedfertige Melanchthon schrieb später an Flacius: „Ihr macht kein Ende mit Anklagen, welcher Feind thut dies, daß er auf diejenigen, die die Waffen strecken, noch ferner losschlägt? Ihr sollt Sieger sein; ich kämpfe nicht um jene Gebräuche, und wünsche sehnlich, daß in der Kirche Eintracht sei; ich bekenne, ich habe in dieser Sache gefehlt und bitte Gott um Verzeihung, daß ich mich nicht von diesen trugvollen Beratungen zurückgezogen habe."

Kann man edelmütiger und zugleich demütiger sein? In welchem Lichte erscheint dagegen Flacius! Ehrlich war er, aber von Liebe, Eintracht, protestantischem Gemeingefühl wußte seine zornige Seele nichts, Leidenschaft, Haß beseelten ihn, und Georg Major sprach schon damals das treffende Urteil über

ihn und die Magdeburger aus: „Es ist gut schreien außerhalb der Händel, wer aber drin steckt, der fühlts; darum sollt man Geduld haben, es ist unserm Herrn Christo gottlob noch nichts vergeben; geschehe dies aber, so stehts bei einem jeglichen, was er thun will.“ So werden wir es denn wohl bei dem bewenden lassen können, was der Landgraf Philipp von Hessen, der doch sogar nicht bloß vertrieben, sondern gefangen gewesen war, am 3. Juni 1555 tröstend an Melanchthon schrieb: „Lieber Philipp, es sind wohl Leute, die Euren Namen gern verleumden wollten, wir achtens aber ganz nicht, wissen, daß Ihr wohl wißt, was jeder Zeit zu thun, das vor Gott verantwortlich und der christlichen Gemeinde nützlich ist. Viel Dinge werden von den Gottseligen und Weisen gethan, die durch die Welt und grobe Ingenia, die stracks auf ihre Meinung ohne Gründe bestehen wollen, verachtet werden, aber Gott erkennet die Herzen; so verstehen auch die Verständigen und Gottseligen wohl, wie man sich halten soll in Sachen nach Gelegenheit, doch nicht wider Gott.“

Das Benehmen der Gegner Melanchthons erscheint in noch eigentümlicherem Lichte, wenn man erfährt, daß in Kursachsen die neue Kirchenordnung gar nicht einmal strenge gehandhabt wurde. Selbst an seinem Hofe sah der Kurfürst den Geistlichen vieles nach; „in Meißen,“ schrieb Georg Major an den Herzog Albrecht von Preußen im Jahre 1550, „haben einige (Geistliche) den Chorrock wieder angezogen, welcher doch den Geistlichen zu Dresden, selbst im Hoflager so frei steht, daß, wenn sie ihn schon zu Zeiten willig vergessen, sie deshalb unangefochten bleiben: es wird weder Notwendigkeit noch Verdienst daraus gemacht.“ Als der Kurfürst, gereizt durch die fortwährenden Hetzereien des Flacius und seiner Anhänger, deren Behauptungen durch eine Staatsschrift widerlegen lassen wollte, widerriet es Melanchthon, weil Leute vom Schlage des Flacius dadurch nur noch mehr gereizt würden. Am Osterfeste 1550 wohnte der Kurfürst Moritz mit seinem Gefolge dem Gottesdienste in Wittenberg bei, und obgleich kein Geistlicher einen Chorrock trug, ließ Moritz es ruhig dabei bewenden.

So konnte Melanchthon wahrheitsgemäß die Besorgnisse Herzog Albrechts von Preußen über den Schaden der zeitweiligen Kirchenordnung in seinem Briefe von Ende November 1550 mit der Nachricht zerstreuen, in Sachsen sei weder in der Lehre noch in den Gebräuchen eine Änderung vorgenommen, und Bugenhagen hatte schon am 2. Mai 1550 demselben geschrieben: „Dazu lassen wir nun auch drucken alle Bücher Vater Luthers, daß keins verloren werde; wir wollen lehren wie bisher die Herrlichkeit Gottes in Christo ohne Furcht, ob wir darüber verjagt oder getötet werden. Die adiaphoristischen*) Skribenten sollen nie sagen können, daß wir von der Lehre abgewichen sind.“

Die Streitigkeiten, die der frühere Nürnberger, nun Hofprediger des Herzogs Albrecht von Preußen in Königsberg, Andreas Osiander, erregte und bei dieser Gelegenheit besonders Melanchthon in den gehässigsten Ausdrücken befehdete, sowie manche andere Lehrstreitigkeiten dieser und späterer Zeit wollen wir übergehen, da ihre Darstellung nicht unsere Aufgabe ist, das können wir nur im allgemeinen sagen, und es ist allseitig anerkannt, daß Melanchthon unter ihnen sehr gelitten und dennoch immer Milde, Versöhnlichkeit bewahrt hat.

Wir wollen lieber ein Friedenswerk Melanchthons, das er gerade in der drangsalsvollen Zeit, die wir ihn eben erleben sahen, unternahm, etwas näher betrachten.

Luther hatte ihn, wie wir wissen, oft aufgefordert, zu predigen, er erklärte aber ihm und andern: „ich kann nicht predigen“. Gleichwohl zeichnete er für viele Freunde regelmäßig Predigten oder die Gedanken dazu nieder, so für Georg von Anhalt, den Wittenberger Frühprediger M. Fröschel u. a. Als Melanchthon nach den Wirren des Krieges aber die Wiederherstellung der Universität und den Anfang der Vorlesungen nicht ohne Mühe erreicht, als die studierende Jugend wie ehedem zahlreich gen Wittenberg zog, und besonders viele Ungarn in Wittenberg studierten, die die deutschen Predigten

*) Die gegen die Adiaphora = Mitteldinge (äußere Gebräuche) schrieben.

gar nicht verstanden, entschloß er sich, diesen Sonn- und Festtags zunächst in seinem Hause die Perikopen in lateinischer Sprache auszulegen. Da aber die Zuhörer sich mehrten, war er gezwungen, diese Versammlungen nach seinem Auditorium im Augustinerkloster zu verlegen und hielt sie früh morgens später auch in der deutschen Sprache ab. Sie waren immer außerordentlich zahlreich besucht; es waren erbauliche Auslegungen des Schriftwortes, unterbrochen von sachlichen, sprachlichen Erklärungen, denen sich zur Nutzanwendung Geschichten aus der Geschichte, dem Leben anreihten. Manche Zuhörer schrieben seine Ansprachen nach, und aus diesen Niederschriften hat Melanchthons Schüler Christoph Pezel die „Postille Melanchthons" zusammengestellt, die wir noch besitzen.

---

35. Die Kirchenversammlung zu Trident.

Auf vieles unablässiges Drängen des Kaisers war nach manchen Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle endlich, wie wir gesehen haben, eine allgemeine Kirchenversammlung nach Trident berufen und am 13. Dezember 1545 feierlich eröffnet worden. Hatte aber der Kaiser gehofft, diese Kirchenversammlung werde die lang ersehnte Vereinigung bringen, so wurde er bitter enttäuscht. Durch die Beschlüsse, die der Papst gleich im Anfange fassen ließ, wurde den Protestanten, die auch eingeladen waren, die Teilnahme ganz unmöglich gemacht. Der Kaiser war sehr erzürnt darüber und suchte das zu hindern. Da verlegte der Papst, dem die wachsende Macht des Kaisers bedrohlich schien, die Kirchenversammlung nach Bologna, allein die deutschen Bischöfe waren in Trident zurückgeblieben, weil der Kaiser gegen dies Verfahren des Papstes Verwahrung eingelegt hatte. Der Kardinal del Monte, der die Verhandlungen bisher im Gegensatz zu den kaiserlichen Interessen, die auf Einheit der Kirche gingen, geleitet hatte,

bestieg im Jahre 1550 als Julius III. selber den päpstlichen Stuhl.

Er konnte sich dem Verlangen des Kaisers, die vertagte Kirchenversammlung wieder zu eröffnen, nicht gut entziehen und berief sie auf den 1. Mai 1551 wieder nach Trident. Der Kaiser, der die protestantischen Stände zum Erscheinen auf derselben aufgefordert hatte, sicherte ihnen und ihren Abgesandten freies Geleit zu.

Melanchthon erhielt den Befehl, sich zur Reise nach Trident zu rüsten; schließlich aber begnügten sich die Stände, zuerst durch ihn das Glaubensbekenntnis ausarbeiten zu lassen, das sie auf der Kirchenversammlung überreichen lassen wollten. Um ruhiger arbeiten zu können, begab er sich mit seinem Freunde Camerarius am 5. Mai 1551 nach Dessau, und schon am 11. Mai konnte er die fertige Schrift an den kurfürstlichen Rat Dr. Kummerstadt einsenden. Sie hielt sich an den Gang der Augsburgischen Konfession und war nur ausführlicher in den Artikeln über die Lehren, die noch bestritten wurden; er nannte sie daher auch „Wiederholung der Augsburgischen Konfession".

Melanchthon wollte, daß nur die Theologen sie unterschreiben sollten, damit die protestantischen Stände freie Hand behielten und nicht politische Erwägungen diese rein religiöse Angelegenheit trübten. Am 9. Juli 1551 wurde dieses Bekenntnis von sämtlichen Professoren Wittenbergs und Leipzigs, den Superintendenten der sächsischen Lande und den Vertretern anderer Kirchen unterzeichnet. Doch die Kirchenversammlung wurde wieder vertagt, und für Melanchthon schien eine ruhige Zeit gekommen zu sein. Er widmete sich daher mit langentbehrter Freude seinen Vorlesungen und Studien und glaubte, daß das Jahr 1551 ruhig für ihn zu Ende gehen würde. Da erhielt er plötzlich am 13. Dezember den Auftrag, mit Georg Major am 11. Januar des folgenden Jahres in Nürnberg zu sein. Eilig brach er auf, verabschiedete sich von Leipzig aus von den Studenten, bat seine Tischgenossen, sich während seiner Abwesenheit nach einem andern Tisch umzusehen, um seiner

kränklichen Frau und seinem alten Diener Johann die Mühe zu erleichtern, und zog von seinem Schwiegersohn Dr. Kaspar Peucer und Georg Major begleitet, gen Nürnberg. Hier kamen sie am 22. Januar an. Da sie hier auf weitere Nachrichten von dem sächsischen Gesandten zu Trident warten sollten, so blieb Melanchthon bei seinem alten Freunde, dem Abt Friedrich im Ägidienkloster und hielt auch an der gelehrten Schule, die er ja selbst hatte begründen helfen, gegen dreißig Vorlesungen.

Er wäre freilich lieber nach Wittenberg zurückgekehrt, da er von Hause beunruhigende Nachrichten erhielt, daß in der Familie Krankheit herrschte. Anfang Februar 1552 schrieb der sächsische Gesandte, er solle nun kommen; als Melanchthon nun zweimal nach Dresden an den Hof sich wandte, und um weitere Weisungen bat, aber keine Antwort erhielt, auch die Nachricht von drohenden Kriegsunruhen nach Nürnberg kam, wartete er auf den Rat seiner Freunde noch bis zum 10. März, reiste dann aber nach Hause, vom Magistrat zu Nürnberg mit zwei Pferden beschenkt, und langte am 20. März wieder in Wittenberg an.

Am 2. Juni 1550 hatte er seine zweite Tochter Magdalena mit dem Professor der Medizin Dr. Kaspar Peucer vermählt, der ihm ein treuer Berater für Leib und Seele wurde und auch, wie wir früher schon gesehen, in dem Hause Melanchthons wohnen blieb.

---

36. Der Umschwung.

1551—1555.

Unterdessen war in Kurfürst Moritz eine Veränderung eingetreten. Seine Erwartungen hatten sich nicht erfüllt, und seine Stellung zu seinen Glaubensgenossen war zweideutig genug, um ihn fühlen zu lassen, daß etwas geschehen müsse, um die Lage zu klären. Der Kaiser hatte auch den Land=

grafen Philipp von Hessen, seinen Schwiegervater, nicht freigelassen, trotzdem Moritz dafür sein Wort zum Pfande eingesetzt hatte. So sann er auf andere Pläne, nach seiner Art hielt er sie geheim. Er ließ sich vom Kaiser die Ausführung der Reichsacht gegen Magdeburg übertragen, belagerte auch die Stadt und entließ sein Heer für den Winter nicht, trotzdem er mit der Stadt einen Vertrag abgeschlossen und am 9. November 1551 seinen Einzug in sie gehalten hatte. Am 1. April 1552 stand er vor Augsburg, am 20. Mai vor Innsbruck: der überraschte Kaiser mußte schleunigst fliehen, die gefangenen Fürsten, den Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen Philipp ihrer Haft entlassen, und am 31. Mai schon wurde zu Passau ein Vertrag geschlossen, der den Protestanten Frieden und die ungestörte Ausübung ihrer Religion zusicherte.

Als der alte Kurfürst Johann Friedrich in sein ihm gebliebenes Land zurückgekehrt war, sandte ihm Melanchthon zugleich im Namen der Wittenberger Theologen ein ehrerbietiges und herzliches Schreiben, indem er seine und seiner Amtsgenossen Glückwünsche zur Wiederkehr aussprach und versicherte: „ihre Gesinnung sei allezeit gewesen und sei noch, mit Gottes Hilfe Einigkeit in christlicher Lehre mit den Kirchen seiner Lande zu halten“ und widmete ihm den vierten Band der lateinischen Werke Luthers, wofür ihm der Kurfürst Johann Friedrich nach etwa drei Wochen dankte.

Das Ende des Jahres brachte dem Freundeskreise noch einen Schmerz: am 20. Dezember 1552 starb Luthers Witwe nach dreimonatlichem Krankenlager an den Folgen eines Unfalles, den sie beim Umwerfen des Wagens auf einer Reise von Wittenberg nach Torgau, die sie wegen der in Wittenberg herrschenden Pest unternahm, erlitten hatte, im Alter von 53 Jahren. Melanchthon nahm sich der Kinder Luthers wie ein Vater an.

Das Jahr 1553 war für Melanchthon wieder ein recht kummer- und sorgenvolles. Zwar die Furcht vor der Unterdrückung des Protestantismus war herabgemindert, aber die

Lehrstreitigkeiten und damit die Angriffe gegen ihn dauerten fort, und die Kriegszüge des wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg und des Grafen von Mansfeld verheerten das Reich und erfüllten alles mit Schrecken. Auch Kurfürst Moritz wurde bei Sievershausen am 9. Juli 1553 tödlich verwundet und starb zwei Tage darauf, wie Melanchthon erzählt, „in wahrer Anrufung Gottes und christlichem Bekenntnis". Sein Bruder August, der ihm in der Regierung folgte, erwies sich sowohl der Universität wie Melanchthon gnädig.

In diesem Jahre wurde es wieder einsamer um Melanchthon. Den Reigen der Todesfälle eröffnete sein alter Freund und langjähriger Diener Johannes Koch. Er starb am 3. April 1553 in Melanchthons Hause, in dem er 34 Jahre gewesen war. Melanchthon war tiefbekümmert, daß auch dieser treue Mensch ihm genommen wurde und lud nach akademischer Sitte durch Anschlag am schwarzen Brette die Studenten zur Teilnahme am Begräbnis ein. In diesem Anschlage stellte er dem langjährigen Freund und Diener ein herrliches Ehrenzeugnis aus: „vierunddreißig Jahre hat mein Diener Johannes, am Neckar geboren, mit mir gelebt. Mit wahrer Frömmigkeit hat er Gott verehrt, und gegen die Menschen war er gerecht, wahrhaftig und dienstfertig; er war züchtig und ein Freund der Züchtigkeit. Die Zeit des Tages widmete er morgens dem Lesen der heiligen Schrift und dem Gebete, alsdann dem Auferziehen und Unterrichten meiner Kinder, hierauf der Haushaltung. Er begleitete uns bei allen unseren Verbannungen in Zeiten des Krieges und der Pest und hat mein Leben, meine Arbeiten und Kümmernisse gesehen. Nie haben uns die Zeiten geändert." Die größte Freude seines Lebens hatte der treue Johannes Koch über einige lateinische Verse gehabt, die Joachim Camerarius, gewiß ein berechtigter Beurteiler, hatte drucken lassen; in ihnen waren die Dienste, die Johannes Melanchthon während mehr als drei Jahrzehnten geleistet hatte, aufs Ehrenvollste anerkannt, und Johannes wußte sich für seine viele Mühe und Arbeit reichlich dadurch belohnt, daß er von so großen Männern

gelobt und geschätzt worden sei, und daß mit dem Andenken an sie auch das Andenken an ihn erhalten bleiben werde.

Am 18. Oktober 1553 starb sein treuer Freund Georg von Anhalt, an dem Melanchthon wohl nächst Luther und Cruciger am meisten verlor, und wenige Tage nachher ein anderer Freund, Johannes Sturm, Bürgermeister von Straßburg. Zum ehrenden Gedächtnisse an Georg von Anhalt schrieb Melanchthon eine akademische Rede, die Georg Major zu Wittenberg hielt und setzte die von ihm verfaßte Lebensbeschreibung des heimgegangenen Freundes vor den fünften Band der lateinischen Werke Luthers.

Von den Lehrstreitigkeiten zog sich Melanchthon, soviel er nur konnte, zurück, aber bei seiner hervorragenden Stellung war es unvermeidlich, daß ihn die Sorge um die Kirche nie verließ.

Neue Todesfälle brachte das Jahr 1554. Am 21. Februar starb die Kurfürstin Sibylla, des Kurfürsten Johann Friedrich Gemahlin, eine glaubenseifrige, energische Fürstin, die heldenmütig die schweren Prüfungen des Jahres 1547 und der Folgezeit ertragen hatte, und wenige Tage darauf, am 3. März, folgte ihr der Kurfürst selber. „Es war ein frommer Fürst, dem die Regierung seines Landes und Leute angelegen, und der Gerechtigkeit lieb hatte, zuvörderst aber, der Gott mit wahrer Erkenntnis rechtschaffen anrufte und ehrte, und der im Gotteswort fleißig studierte, und nachdem er von Gott mit hohem Verstand geziert, selbst erforschte den Grund der rechten reinen christlichen Lehre, welche er auch öffentlich bekannt, und über welcher er fest und steif gehalten, also daß, da ihm in seinem Gefängnis angeboten, man wolle ihm wieder zu Land und Leuten helfen, und ihm seine vorige Würde restituieren, wo er die päpstliche Religion annehmen würde, er doch durch Gottes Hilfe bei der erkannten Wahrheit beständig bleiben und davon keineswegs hat abgehen wollen,“ urteilte Melanchthon über ihn, dessen Tod ihm sehr nahe ging.

Die öffentlichen Angelegenheiten nahmen ihn wieder in Anspruch. An einer Zusammenkunft hessischer, württembergischer

und kursächsischer Theologen zu Erfurt Anfang Juni 1553 teilzunehmen, hatte er zwar abgelehnt, weil solche Versammlungen nur größere Zwietracht hervorgerufen hätten, am 20. Mai 1554 wohnte er aber der Zusammenkunft in Naumburg bei, und schrieb auch ein Gutachten, das zu keinen neuen Schritten wegen des bevorstehenden Reichstags, sondern dazu riet, bei dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse zu bleiben, alles andere, besonders aber die zeitweilige Kirchenordnung, die Kaiser Karl den Protestanten aufgezwungen hatte, zu verwerfen. Für den Reichstag selbst, der auf den 5. Februar 1555 nach Augsburg vom Kaiser berufen war, verfaßte er für die sächsischen Gesandten das theologische Gutachten.

Dieser Reichstag wurde nach langen Verhandlungen am 25. September 1555 mit dem Abschiede geschlossen, der den Reichsständen Augsburgischen Glaubensbekenntnisses volle Freiheit ihres Glaubens zusicherte. Das Lebenswerk Kaiser Karls, die Einheit Deutschlands in religiöser und kirchlicher Beziehung zu bewahren, war zerstört: Deutschland war in zwei große Bekenntnisse geteilt, und das protestantische wurde eine geistige Vormacht. Kaiser Karl, der das voraussah, hielt sich von den Verhandlungen gänzlich fern: sein Stolz wie sein Gewissen erlaubten ihm nicht, das Unvermeidliche selbst zu bewilligen. Nur eins erreichte sein Bruder Ferdinand durch seine Standhaftigkeit: er willigte in den Religionsfrieden ein unter der Bedingung, daß jeder geistliche Fürst, der etwa zum Protestantismus übertreten werde, nicht nur seiner geistlichen Würde und Befugnisse, sondern auch seiner weltlichen Macht und Herrschaft damit entsetzt und verlustig sein solle. Ohne diesen „geistlichen Vorbehalt“ hätte sich der Katholizismus in Deutschland selber das Todesurteil gesprochen: das fühlten die Bischöfe auch und blieben standhaft. So wurde denn festgesetzt, daß jedem Reichsstande in Sachen der Religion die Gewalt über sein Gebiet zustehen solle, daß aber die andersgläubigen Unterthanen, im Falle ihnen die freie Religionsübung verweigert würde, unbehindert auswandern dürften, ohne ihre Ehre, Güter oder Freiheit zu verlieren. Die Protestanten erlangten auch noch,

daß der Friede allen denen zu gute kommen solle, die in Zukunft dem evangelischen Bekenntnisse beitreten würden, wie daß jedem Bekenntnis die gleiche Zahl von Beisitzern des höchsten Gerichtshofes, des Reichskammergerichts gewährt wurde.

Der große Kampf war siegreich beendigt: die Protestanten hatten anerkannte gesetzliche Religionsfreiheit für immer erlangt.

---

37. „Meine Zeit in Unruhe — meine Hoffnung in Gott."

1555—1557.

Der Reichstag zu Augsburg hatte den Protestanten Friede gebracht: Melanchthon war er noch nicht beschieden. Seine Arbeitskraft war sehr groß und bei seinem schwächlichen Körper geradezu bewunderungswürdig, aber das herannahende Alter ließ ihn die große Arbeitslast doch schon sehr schwer empfinden. Daher werden wir seinen Stoßseufzer verstehen: „Die Qualen der Verdammten in der Unterwelt, von denen die Dichter reden, kommen den Qualen nicht gleich, mit denen ich mich durch das fortwährende Schreiben von Disputationen, Gesetzen, Verordnungen, Briefen abquäle."

Von den theologischen Streitigkeiten zog er sich zurück, so weit es in seiner Macht stand; die Anhänger des Flacius, seine unversöhnlichen Gegner, machten ihm freilich nach wie vor viel zu schaffen. Eine merkwürdige Versöhnung wurde ihm von Flacius im Jahre 1556 angeboten. Dieser Eiferer wollte mit ihm Frieden schließen, wenn er sich zu seinen Anschauungen bekehren wolle. Trotz dieser Bedingung, die wohl jeder zurückgewiesen hätte, verhielt sich Melanchthon in der schwachen Hoffnung, den Streit vielleicht endlich beilegen zu können, dazu nicht ablehnend. Rührend ist es, den alten Reformator, um den es immer einsamer wurde, am 15. Juli 1556 sprechen zu hören: „Mit Flacius war ich früher durch wahre Freundschaft ver-

bunden, ich wünschte nichts mehr, als mich über die gesamte Lehre mit ihm zu besprechen; er hat aber Dinge über mich verbreitet, die ich weder geschrieben noch gedacht habe, so daß ich jetzt nur Hinterlist befürchte. Wollte Gott, er wäre bereit, ebenso aufrichtig mit mir zu handeln als ich mit ihm ..... Ich suche nichts, rege Niemanden auf, verstärke mich nicht durch Parteien, was ich ohne Mühe thun könnte; ich bleibe an meinem Ort, diene durch Lehren dem gemeinen Nutzen, bereite mich in diesem meinem Alter auf das Sterben vor und bitte den Sohn Gottes, mich zu einem Gefäß seiner Barmherzigkeit zu machen. Der Herr, der weiß, daß ich nichts suche, als die Verherrlichung der Wahrheit, die Ehre Gottes und die Reinerhaltung der Kirche, wird über mein Thun und Wollen urteilen. In diesem Bewußtsein lebe und empfehle ich mich Gott. Ich weiß, daß ich ein schwacher Mensch und nicht unfehlbar bin; ich darf aber hoffen, daß viele Gutgesinnte erkennen werden, welches mein Streben, meine Arbeiten, meine Absichten in meinem Berufe waren."

Flacius ging einen Schritt weiter: in einer überaus heftigen Schrift verlangte er von Melanchthon und seinen Anhängern öffentlichen Widerruf, und schrieb an Melanchthon selbst einen sehr anmaßenden Brief. So verstand Flacius eine Versöhnung! Was Wunder, daß des Flacius Schrift zu Wittenberg unter den Professoren und Studenten die heftigste Erbitterung hervorrief. Melanchthon aber müde des Streits, trug sich mit der Absicht, nach Straßburg überzusiedeln, wohin er mit seinem Schwiegersohn Dr. Peucer eingeladen worden war. Da schien sich Flacius etwas mäßigen zu wollen, behauptete aber doch wieder, er und seine Anhänger verstünden die Schrift allein recht und erklärte, seine Heftigkeit werde durch die von Gott geforderte Strenge in der Verteidigung seines Wortes entschuldigt. Wie mangelhaft aber gerade das Schriftverständnis auf ihrer Seite war, zeigte sich nur zu deutlich. Dennoch begannen am 21. Januar 1557 die Friedensunterhandlungen. Die vorgeschlagenen und von Melanchthon angenommenen Friedensvermittler wollten Melanchthon jedoch zum Widerruf nötigen;

das lehnte er ab; wir wissen, daß er selbst bekannt hatte, in der Lehre von den äußeren Gebräuchen gefehlt zu haben. „Man kann aus meinem Schweigen entnehmen", sagte er den Vermittlern, „daß ich die öffentliche Ruhe wünsche .... ich tröste mich mit der Hoffnung, bald aus der unseligen Verwirrung dieser Welt in die himmlische Kirche eingeführt zu werden, wo Ruhe und süßes Erkennen der Wahrheit uns erwartet; auch erwarte ich von der Nachwelt ein billiges Urteil über mein Wirken." Und diese Erwartung hat ihn nicht getäuscht. Die Geschichte hat gerichtet, und ihr Gericht ist nicht zu Ungunsten Melanchthons ausgefallen. Der dankbare Protestantismus stellt ihn neben Luther, wohin er gehört.

Die Verhandlungen wurden ohne Erfolg abgebrochen, und andere Vermittlungsversuche hatten das gleiche Ergebnis. Aber in diesen Streitigkeiten ist der Grund zu suchen, weshalb sich das Evangelium nicht mehr ausbreitete, da der Protestantismus der Welt und besonders den Katholiken das Bild der Zerrüttung zeigte. Alle gutgesinnten Protestanten waren selber tiefbekümmert darüber. Kurfürst August aber tröstete Melanchthon in diesen schweren Tagen. Die Vermittler hatten auch den Eindruck, daß auf Seiten des Flacius und seines Anhanges nicht das Recht und keinenfalls die Liebe war.

Zugleich sollten gemeinsame Schritte wegen eines Religionsgespräches unternommen werden. Im Februar 1557 mußte Melanchthon nach Dresden deswegen reisen, im Juni war er aus gleicher Veranlassung wieder dort: endlich kam man dahin überein, zu Worms noch einen letzten Versuch zur Einigung von Protestanten und Katholiken zu machen. Melanchthon hoffte nichts mehr: „ich möchte lieber zuhause mit meinen Enkelinnen fromme Gebete sprechen, als anderwärts die Rätsel der Sphinx hören", schrieb er am 5. August 1557 an Camerarius. Was er vorausgesehen, traf ein: Die Anhänger des Flacius wollten keine Gemeinschaft mit denen, „die ihren Fall und Abfall zur Zeit des Interims (der vom Kaiser den Protestanten 1548 aufgezwungenen Kirchenordnung) nicht erkennen." Auch der Herzog Friedrich von Sachsen, Johann Friedrichs Sohn, befahl Ende

August, von Flacius schlecht beraten, seinen Gesandten, wegzuziehen, wenn die Verdammung der Anhänger Melanchthons nicht gelingen sollte. Dieser sollte ursprünglich schon Ende Juli 1557 von Wittenberg abreisen, als eine Einladung aus Dänemark eintraf, wo Melanchthon einer Kirchenversammlung mit seinem Rate beistehen und wohin er den Kurfürsten August, der zu seinem Schwiegervater, dem König von Dänemark reiste, begleiten sollte. Vor dieser Reise bangte ihm. „Vor sechzig Jahren", schrieb er an seinen Schüler Matthesius, Pfarrer in Joachimsthal, „ließ mir mein Vater von seinem Freunde, dem pfälzischen Mathematikus Haßfurt die Nativität stellen, und dieser kündigte ihm ganz bestimmt an, daß ich auf dem baltischen Meere Schiffbruch erleiden würde. Ich habe mich oft gewundert, wie er mir, als einem Sohne der Rheinlande, so etwas weissagen konnte und habe daher nie eine Einladung nach England und Dänemark angenommen, denn ich fürchte das Schicksal, wenn ich auch kein Stoiker (Philosophenschule des Altertums) bin, „und erinnerte sich, wie er gleichzeitig an seinen Freund Camerarius schrieb, an das Wort, das dessen Mutter immer im Munde geführt hatte, „es ist besser, die Gelegenheit zu meiden, wenn die Sterne Unglück androhen", aber, fügte er aus trüber Erfahrung hinzu, „ich fürchte nicht so sehr die Sterne und das Meer, als die Heftigkeit jenes Streites."

Er wurde zwar mit der Reise nach Dänemark verschont, mußte aber dafür schleunigst nach Worms aufbrechen. Am 14. August verabschiedete er sich daher von den Studenten, am Tage darauf trat er, begleitet von seinem Schwiegersohne Peucer, die Reise an. Der Abschied von seinen Lieben fiel ihm besonders schwer, mußte er doch seinen Sohn schwer krank zurücklassen, und auch seine Gattin war sehr kränklich. Auf der Reise wurde er an vielen Orten, besonders in Marburg zum großen Verdruß der Anhänger des Flacius ehrenvoll begrüßt. In Frankfurt hörte er schon von deren Umtrieben. Am 28. August traf er in Worms ein. Seine Ankunft schilderte der Jenenser Theologe Monner in einem Briefe an Flacius vom 31. August diesem also: „Alle Theologen unserer (der evange-

lischen) Partei haben ihn mit großer Ehrerbietung empfangen; sie beten ihn an gleich einem Gott."

Melanchthon bot auch hier seinen protestantischen Gegnern die Hand zum Frieden: sie wurde nicht angenommen; so zogen sie denn von dannen, mit dem Bewußtsein zwar, wie sie selbst eingestanden, die Einigung gehindert zu haben, aber mit dem ziemlich geringen Troste, sie seien das kleine Häuflein, das die Wahrheit vertrete. Sie mußten jetzt erleben, daß sie als Friedensstörer auch von den Lutheranern der Pfalz und Württembergs erkannt und bezeichnet wurden; schon jetzt nannte man sie eine „Sekte"; einige evangelische Theologen, wie der Lutheraner Brenz wollten Flacius, den Unheilstifter sogar verdammen: nun war es Melanchthon, den Flacius so sehr geschmäht, der ihn jetzt noch davor bewahrte. Sie hatten aber den wenig beneidenswerten Ruhm, zum großen Jubel der Katholiken, das Religionsgespräch vereitelt zu haben; auch ein strenger Lutheraner, wie Marbach, urteilte: „zum großen Ärgernis der ganzen Kirche und zu noch größerer Freude der Gegner haben sie (die Anhänger des Flacius) sich von uns getrennt; sie haben sich unzweckmäßig und unschicklich benommen." Melanchthon erklärte wiederholt, er wie die andern protestantischen Gesandten wollten weiter unterhandeln, doch die Katholiken sprachen es offen aus, die Zwietracht unter den Protestanten sei ein unübersteigliches Hindernis der Versöhnung, und so vertagte denn König Ferdinand am 27. Oktober das Religionsgespräch auf einen Monat.

Melanchthon benutzte diese Pause, um einer wiederholten Einladung des Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz nach Heidelberg nachzukommen, der seinen Rat in Angelegenheiten der Universität begehrte. Am 22. Oktober langte er in Heidelberg an, wo er vor fast fünfzig Jahren am 13. Oktober 1509 seine Studien begonnen hatte. Hier sollte ihn aber der härteste Schlag seines Lebens treffen.

38. Melanchthon verliert seine Gattin.

1557.

Nach Heidelberg hatten ihn sein Schwiegersohn Peucer und sein Hausgenosse, jener Franzose Hubert Languet, den wir als ein treues Glied des Freundeskreises, der sich um Melanchthon scharte, kennen gelernt haben, begleitet. In der Herberge „zum Hirsch" stieg er ab. Die ganze Universität war ihm zum Empfange entgegengegangen, der Kurfürst sandte ihm den Ehrenwein und lud ihn an seine Tafel. Am Tage nach seiner Ankunft machte ihm die Universität in seiner Herberge einen feierlichen Besuch und gab ihm zu Ehren am 24. Oktober im Sapienzhause ein Gastmahl. Sein Bruder Georg kam von Bretten, unter ernsten und heiteren Gesprächen über die Hebung der Heidelberger Hochschule, über alte Erinnerungen aus der Vergangenheit, die ihm hier in Heidelberg besonders überall nahe trat, verlebte er im Freundeskreise, wie er es so gern hatte, einige schöne Tage; alles vereinigte sich, den hochverehrten Mann zu erfreuen, da traf ihn der härteste Schlag seines Lebens: der Tod seiner Gattin.

Am 27. September war sie ernstlicher erkrankt, am 13. Oktober verschieden. Sie starb wie eine Christin: vorbereitet auf ihr Ende hatte sie geduldig und unter Gebet auf den Tod gewartet. Wie Camerarius im Leben Melanchthons erzählt, starb sie „unter sehr heftigen Qualen, verursacht durch unerklärliche Flüsse im ganzen Körper; sie hatte an derselben Krankheit wie ihr Gatte gelitten, deren griechischer Name Lithiasis*) ist." Gekränkelt hatte sie schon lange. Schon 1553 klagte Melanchthon seinem Freunde Camerarius: „Meine Gattin schwindet allmählich dahin, und nur dies lindert meine Traurigkeit, daß ihr Geist klar und durch Gottes Gnade ziemlich ruhig ist." Die Universität Wittenberg zeigte den Tod Melanchthon durch ein Schreiben an, das Camerarius ihm überbringen sollte.

---

*) Steinleiden, auch Luther litt daran sehr heftig.

Am 27. Oktober traf dieser in Heidelberg ein. Da er aber bemerkte, wie glücklich seine Ankunft Melanchthon machte, verschob er die traurige Mitteilung auf den nächsten Morgen. Als dieser herangekommen, bat er ihn, mit ihm einen Spaziergang durch die Gärten des Kurfürstlichen Schlosses zu machen; als sie in einem schattigen Rebenlaubgang auf- und abgingen, teilte er ihm die schmerzliche Kunde mit. „Mit frommer Fassung hörte Melanchthon die Botschaft an, die Augen gen Himmel wendend, sagte er bloß: „leb wohl, ich folge dir bald nach." Dann nahm er den Freund unter den Arm, ging mit ihm weiter und redete mit großem Ernste vieles von der allgemeinen Zerrüttung und den traurigen Ereignissen, denen man entgegenginge, so daß er über der allgemeinen Not beinahe seinen eigenen Schmerz zu vergessen schien", was schon Luther als Eigentümlichkeit Melanchthons beobachtet hatte, der ihm am 27. Juni 1830 während des Augsburger Reichstages unter anderm geschrieben hatte: . . . . . . in eigenen Sachen bin ich etwas schwach, du aber beherzter; dagegen bist du in gemeinen Sachen, wie ich in eigenen, und ich bin in gemeinen Sachen gesinnt wie du in deinen eigenen; du sagst, du könnest dein Leben wohl in die Schanze schlagen, seiest aber sorglich für die gemeine Sache; ich aber, was die gemeine Sache betrifft, bin ganz wohlgemut und fein zufrieden." Dann aber überwältigte ihn der Schmerz um die Entschlafene, und seine Freunde mußten alles aufbieten, um ihn zu trösten. Am 29. Oktober schrieb er an seinen Neffen Sigismund, den Sohn seines Bruders Georg, der in Wittenberg Professor der Medizin war und in Melanchthons Hause wohnte, und bat ihn, sich während seiner und Peucers Abwesenheit, seiner Enkelinnen anzunehmen; „der Trost der Freunde", setzte er hinzu, „hat mir einigermaßen wohlgethan, allein der Schmerz sitzt tief in meiner Brust." Am 31. Oktober dankte er der Universität Wittenberg für die bewiesene Teilnahme. In dem Schreiben sagte er: „Obgleich ich alle Trostgründe sammle, die meinen Kummer lindern sollen, nämlich: daß meine Gattin in einem Alter gestorben ist, in welchem sie nicht auf eine Zugabe von mehreren Jahren rechnen

konnte, daß die Krankheiten, mit denen sie schon so lange zu kämpfen hatte, immer schmerzlicher geworden sein würden, und daß sie, wenn ich vor ihr gestorben wäre, noch viel mehr hätte erdulden müssen, so bricht doch die Liebe zu ihr und zu meinen Enkelinnen, die so viel an ihr verloren haben, immer wieder mit solcher Gewalt hervor, daß ich dem Schmerze fast unterliege."

Die Universität hatte dringend um seine baldige Rückkehr nach Wittenberg gebeten, es sei schon der dritte Teil der Studenten weggegangen, und es würde schlecht um die Universität und Kirche stehen, wenn er nicht bald käme. Darauf antwortete er ihr in dem schon erwähnten Schreiben: „ich will, wenn mir ein längeres Leben vergönnt ist, nirgends lieber sein als bei Euch, deren Tugend, Aufrichtigkeit und Treue ich über alles schätze." Er wollte auch gern bald nach Wittenberg zurückkehren, allein, da der König Ferdinand die Fortsetzung des Religionsgespräches wünschte, mußte er wieder nach Worms reisen. Das Gespräch wurde freilich ohne jedes Ergebnis geschlossen: eine Flut von Schmähschriften war seine einzige Folge.

---

39. Die Einsamkeit des Alters.

1558—1560.

Am 6. Dezember reiste Melanchthon endlich mit Peucer und Languet nach Hause. Er war körperlich leidend, seelisch niedergedrückt durch eigenes Leid, wie durch den Kummer über die Zerrüttung der Kirche durch den Zwiespalt der Theologen. In der Nähe Wittenbergs kam ihm sein Neffe Sigismund entgegen; er hatte ihm einen bequemen und gegen die Kälte möglichst schützenden Wagen und die Enkelinnen mitgebracht; er wußte ja, wie sehr er sie liebte und wollte in zarter Fürsorge den Schwerbekümmerten mit ihrem Anblick erfreuen. Am 22. Dezember langte Melanchthon in Wittenberg an und betrat so recht im Gefühl der Verlassenheit die altgewohnten Räume; es war ein stilles, trauriges Weihnachtsfest, das er mit den

Seinen feierte. Die Reise hatte ihn sehr angegriffen, und er kränkelte seitdem immer mehr, hatte selten noch einen ganz gesunden Tag. „Herr Philippus", berichtete Hubert Languet, Melanchthons Hausgenosse, Calvin, „ist durch Alter, Arbeiten, Schmähungen und Verleumdungen so gebrochen, daß von seiner früheren Heiterkeit gar nichts mehr übrig ist. Es scheint ihm nichts mehr Freude zu machen, als wenn er von rechtschaffenen Männern freundschaftliche Briefe empfängt." Auch sein Schwiegersohn und Arzt, Peucer, empfand lebhafte Sorge über Melanchthons Zustand. „Mein Schwiegervater", schrieb er Mitte Dezember 1558 an Hieronymus Baumgärtner in Nürnberg, „befindet sich seit Herbstesanfang täglich schlechter; ich fürchte, daß ihm das nächste Jahr gefährlich werden wird; .... er scheint im Gefühl der Abnahme seiner Kräfte selbst nichts Gutes zu ahnen."

Die Wormser Reise war seine letzte größere gewesen. Man schonte den Greis, der so vieles im Dienste des Protestantismus und der Wissenschaft geleistet, und der dadurch so viel Trübes erfahren hatte. Nur nach Dresden oder Leipzig führten ihn ab und zu noch geschäftliche Angelegenheiten der Universität oder der Kirche. Aber die Arbeiten wollten nicht nur nicht aufhören: sie häuften sich noch mehr; die Gegner ließen ihm auch jetzt keine Ruhe; sein Auftreten in Worms hatte bei den Schweizer Protestanten einen Sturm der Entrüstung erregt, und seine unversöhnlichen Gegner in Jena drohten ihn aus Deutschland ganz zu vertreiben.

Auch mußte er den Protestantismus gegen katholische Übergriffe verteidigen und dabei sehen, wie im eigenen Lager die Verwirrung und Verbitterung höher und höher stieg, wie die Streitigkeiten immer heftiger und zahlreicher wurden. So sehnte er sich nach Ruhe; für den Fall, daß er wirklich noch einmal auswandern müsse, hatte er die Absicht, nach seiner Heimat zu gehen, ja er sprach auch wohl den Wunsch aus, noch nach Palästina zu wandern, um sich in der Höhle, die einst der Kirchenvater Hieronymus bewohnt hatte, niederzulassen, klares Zeugnis von seiner Lehre dort aufzuzeichnen und unter Gebet sich auf den Tod vorzubereiten. Nach diesem sehnte er sich: er war des

Kampfes müde, er wollte Frieden, ewigen Frieden haben. „Obschon viele Freunde am Ufer des Rheins mir die Rückkehr an die Elbe abgeraten haben“, hatte er schon am zweiten Weihnachtstage 1557 an einen Freund geschrieben, „so bin ich doch wiedergekommen (von Worms), vielleicht wird mich der Tod bald in eine ruhige Kirche führen, denn ich bin nur noch ein Jahr von dem Zeitpunkt entfernt, der für die Meisten die Grenze des Lebens ist; wahrlich, ich sehne mich nach der Weisheit jener himmlischen Schule, wo wir das schauen werden, was wir so sehr zu erkennen wünschen. Meine Gegner haben sich gerühmt, mich aus Deutschland zu vertreiben, so Gott es will, werde ich gerne nicht nur aus Deutschland, sondern aus dem Leben scheiden!“

Das Jahr 1558 brachte ihm noch eine große Freude, die letzte seines Lebens. Zwei seiner Enkelinnen, Töchter seiner geliebten Anna, die er, wie wir wissen, in seinem Hause erzogen hatte, heirateten Söhne seiner Freunde, Anna den Eusebius Menius, den Sohn des Justus Menius, damals Pfarrer an St. Thomas in Leipzig und Katharina den Michael Meienburg, den Sohn seines alten Freundes Heinrich Meienburg, Bürgermeisters von Nordhausen, bei dem er mit seiner ganzen Familie in trüben Zeiten Zuflucht gefunden hatte. Es wurde damit auch wieder einsamer um ihn; er behielt nur noch die jüngste Tochter seiner Anna, mit Namen Martha, bei sich. Diese war schon als Kind witzig und hatte gute Anlagen. Seit ihrem dritten Lebensjahre nannten sie alle Hausbewohner die „Frau Doktorin“, weil sie schon damals gesagt hatte: „es ist ein feiner Name, wenn man sagt: Frau Doktorin“. Diese Martha Sabinus und die Kinder seiner Tochter Magdalena, der Gattin Peucers, waren die Erheiterung seines Alters.

Den Schmerz über den Tod seiner Frau konnte er nicht überwinden: er fühlte sich einsam und verwaist trotz der Pflege und Gesellschaft seiner Tochter Magdalena und ihres Gatten Peucer, die sorglich um ihn bemüht waren. „Sie erhielt,“ sagte er oft wehmütig von der verstorbenen Gattin, „das ganze Hauswesen, sie sorgte für die Kinder, sie pflegte die Kranken,

sie milderte durch ihre Zusprache meine Schmerzen, sie lehrte die Unmündigen beten. Überall fehlt sie mir."

Auch der Freundeskreis lichtete sich. Am 20. April 1558 starb alt und lebenssatt Johann Bugenhagen, der Stadtpfarrer und Generalsuperintendent von Wittenberg, sein lieber Freund, mit dem er seit 1521 Freud und Leid getragen, 73 Jahre alt; Justus Menius, den Melanchthon noch während dessen letzter Krankheit besucht hatte, folgte ihm am 11. August; Jacob Millich verlor er am 10. November 1559, im Januar 1560 seinen alten Freund und einstigen Mitschüler Nikolaus Gerbel zu Straßburg und seinen Schüler, den Kursächsischen Rat Franz Burkhart. Bei allen diesen Todesfällen tröstete er sich damit, daß die vorangegangenen Freunde allem Streit entrückt seien, und nichts wünschte er sehnlicher auch für sich. „Ich bin dieses Wesens müde und richte meine Gedanken auf ein andres Leben bei meinem lieben Herrn Jesu Christo," sagte er oft; wenn er neue Angriffe seiner Feinde erleiden mußte, bemerkte er nur: „laßt sie nur immer schreiben bis sie genug haben, ich werde sie nicht mehr langen irren; ich will nur fleißig lehren und der Jugend einfältige Erklärung der Wahrheit mit Gottes Gnade geben, so lange ich lebe und daneben Gott bitten, daß er mir einen fröhlichen Abschied verleihe." Wie seine Stimmung in diesen Jahren vor seinem Tode war, mag uns der Bericht der Universität über seine Krankheit und Tod, auf den wir noch ausführlich zurückkommen werden, melden. „Als er nun ein abgearbeiteter Mann und seines Lebens satt war," heißt es darin, „hat er sich etliche Jahre zum Sterben gerüstet, wie er denn auch von sich geschrieben, ... er habe in diesem Leben gethan, so viel er gekonnt und das andere Gott befohlen; und er getröstete sich dessen, daß er es getreulich und gut gemeint, er habe darin auch ein fröhlich und gut Gewissen; das gedachte er mit Gottes Hilfe unverletzt zu seinem lieben Heiland Jesu Christo zu bringen, unangesehen, was die undankbare Welt dazu sage."

Auf Ansuchen der Leipziger Kirchenbehörde sammelte er auch die Hauptschriften seines Lebens, die die Lehre enthielten,

die er vertreten hatte und gab sie mit einer geschichtlichen Vorrede heraus; in dieser erzählte er, wie die einzelnen Schriften entstanden und fügte dann hinzu: „dies alles ist erzählet, daß man wisse, daß ich mich nicht selber aus eigenem Fürwitz dieser Sachen unterstanden habe; ..... wer mich nun wegen dieser Arbeit ansieht, der wolle bedenken, wer mehr dabei gewesen und derselben Urteil auch betrachten; soviel auch alle meine Schriften und Arbeit belanget, hab ich mich allezeit erboten und erbiete mich noch, daß ich sie alle christlicher, gelahrter und verständiger Männer Urteil unterwerfe; ..... es ist in diesem elenden Leben für und für Zwietracht; aber es bleibet dennoch eine wahrhaftige christliche Kirche, wie wir im Bekenntnis sprechen: ich glaube an eine heilige Kirche; darin sind viel Glieder, die den Lügen und dem unnötigen gesuchten Gezänk feind sind, und christlich richten. Dabei laß ich's bleiben und bitte den allmächtigen Sohn Gottes, Jesum Christum, der ihm gewiß eine ewige Kirche durchs Evangelium sammelt, er wolle mich gnädiglich regieren, daß ich seliglich lehre und arbeite. Amen."

Er arbeitete fleißig, hielt auch seine Vorlesungen vor einer großen Zuhörerschaft weiter und bereitete sich würdig auf den Abschied vor. Die Kräfte freilich nahmen immer mehr ab; seit dem Sommer 1558 hatte sich ein Brustleiden eingestellt, das ihm große Beschwerden verursachte; „unser Greis", meldete Peucer nach Nürnberg am 1. August 1558, „hat beinahe keinen Atem mehr; die rechte Hand war seit jenem Unfall mit dem Wagen ungelenk geblieben, jetzt gesellte sich ein Zittern dazu, auch seine Augen wurden schwächer; das alles erschwerte ihm das Schreiben sehr. Als ihn Anfang 1560 sein Neffe Sigismund verließ und als Professor nach Heidelberg übersiedelte, gab er ihm ein Schreiben an die Universität mit, in dem er sich seiner Jugendzeit in Heidelberg erinnerte und diesen glücklich pries, daß es ihm vergönnt sei, in der Heimat einen ruhigen Wirkungskreis zu finden.

Seine Gedanken waren auf das Ende gerichtet; täglich betete er das apostolische Glaubensbekenntnis und den Psalmvers, den schon seine Gattin so geliebt hatte: „Verlaß mich

nicht, mein Gott, in meinem Alter." Nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren auf seinem Arbeitstische ein Blatt, das die Aufschrift trug: „Ursachen, warum man geringere Todesfurcht haben soll." Darunter stand

links:	rechts:
„Du wirst die Sünde los werden." „Du wirst vom Elend und von der Wut der Theologen befreit werden."	„Du wirst zum Licht kommen; Du wirst Gott sehen; Du wirst den Sohn Gottes schauen; du wirst die wunderbaren Geheimnisse lernen, die du in diesem Leben nicht verstehen konntest: warum wir geschaffen sind, welches die Verbindung der zwei Naturen in Christo ist.

Es beweist, wie ernst er sich zum Sterben bereitete. Und der Tod sollte bald kommen, sein Heiland rief den müden Streiter zu sich.

40. Durch Kampf zum Frieden. Melanchthons letzte Krankheit und Tod.*)

1560.

Seit vielen Jahren gehörte es zu den Amtsverrichtungen Melanchthons, die Kurfürstlichen Stipendiaten zu Leipzig zu examinieren, und so begab er sich denn auch in diesem Jahre am 30. März nach Leipzig, wo er am nächsten Tage ankam. Nachdem er seine Obliegenheiten erfüllt und sich wieder des Umganges mit seinem Camerarius erfreut hatte, verließ er Leipzig am 4. April. Es herrschte damals ein kalter Nordwind, und Melanchthon empfand die Kälte so sehr wie im ganzen

*) Wir geben den anschaulichen und wertvollen amtlichen Bericht der Universität Wittenberg im Auszug wieder.

Winter nicht, er hatte einen leichten Fieberanfall und stieg sichtlich sehr angegriffen aus dem Wagen. Doch schien der Anfall vorüberzugehen, und er konnte sich seinen gewohnten Geschäften und Vorlesungen widmen. Aber schon nach wenigen Tagen wiederholte sich der Fieberanfall stärker und er wurde matter und matter. Das Arbeiten griff ihn so an, daß er sich ab und zu auf seine Ruhebank, „die Sidel“ setzen und ausruhen mußte. Vergebens bat ihn Peucer, der sehr besorgt war und bei der Verschlimmerung seines Zustandes den Professor Dr. Veit Winsheim zu einer gemeinschaftlichen Beratung insgeheim hatte holen lassen, doch wenigstens seine Vorlesungen absagen zu lassen; da seine Schwäche zunahm, sagte er, „wenn es Gott so will, werde ich gerne sterben.“ Um aber die Seinigen nicht zu beunruhigen, fügte er gleich hinzu: „Schon seit einigen Jahren pflege ich um diese Zeit matt zu werden; dieses Jahr aber kommt noch die Sonnenfinsternis in der Tag- und Nachtgleiche und die bevorstehende Verbindung des Saturn und Mars hinzu.“

Er stand auf und zog sich, wenn auch unter Beschwerden, an. Peucer hatte ihm ein warmes Bad verordnet. „Ich will,“ meinte er, „wenigstens ein halb Stündchen lesen und dann das Bad nehmen.“ Die beiden Ärzte begleiteten ihn zum Augustinerkloster in seinen Hörsaal. Da es viel zu früh war, fand er ihn leer, war aber nicht unwillig darüber und sagte: „Was sollen wir hier machen und die Zeit verlieren?“ begab sich auf den Rückweg und äußerte zu seinen Begleitern: „Könnte ich bis Kemberg*) gehen, so würde es wohl besser mit mir werden.“ Um 9 Uhr ging er nochmals zur Universität; das laute Sprechen strengte ihn aber doch so an, daß er nach einer Viertelstunde schon aufhören mußte. Das warme Bad erfrischte ihn, die Beängstigungen ließen nach, er aß mit den Seinen gemeinsam und begab sich zur Ruhe. Der dreistündige feste Schlaf stärkte ihn so, daß er ganz munter und bei dem Abendbrot sogar heiter und gesprächig war, und seine Umgebung auf Genesung hoffte.

---

*) Eine kleine Stadt eine Meile von Wittenberg entfernt.

Aber in der Nacht vom 8. zum 9. April hatte er einen neuen Fieberanfall, er stand jedoch um fünf Uhr auf und fühlte sich wohler wie vorher, nahm seine Arbeiten auf, nahm auch an einer Sitzung des akademischen Senates lebhaften Anteil und wollte sich trotz der dringenden Bitten Peucers gar nicht mehr schonen. Am 10. April sah er die Leichenpredigten auf den am 24. Februar gestorbenen Herzog Philipp von Pommern für den Druck durch und äußerte lächelnd, er gehe jetzt viel mit Sterbesachen um; „dieser löbliche Fürst hatte auch Philippus geheißen; vielleicht werde ich der nächste Philipp sein aus dem gemeinen Haufen, der dem frommen Herrn folgt.“ Am 11. April, — es war Gründonnerstag, — hielt er, wie er pflegte, im großen Hörsaal des Augustiner-Klosters morgens 6 Uhr seine erbauliche Vorlesung in deutscher Sprache, an der auch außer Professoren und den Studenten, die auch über Ostern in Wittenberg blieben, Wittenberger Bürger mit ihren Familien teilnahmen, trotzdem man ihn herzlich gebeten, es zu unterlassen, da das viele und laute Sprechen ihn zu sehr anstrengen würde. Er behandelte gerade das hohepriesterliche Gebet, das siebzehnte Kapitel des Evangeliums Johannis und faßte seine Betrachtung in die drei Hauptpunkte zusammen, daß Christus seinen himmlischen Vater gebeten habe, er wolle im menschlichen Geschlechte eine Kirche sammeln und erhalten, ihre Glieder sollten friedlich und einträchtig sein, selig und Erben des ewigen Lebens werden. „Diese drei Stücke“, fügte er hinzu, indem er sich an die Worte erinnerte, die einst sein lieber Vater kurz vor seinem Tode zu ihm gesprochen hatte, „will ich auch meinen Kindern lassen, wenn ich sterbe, daß sie in rechter christlicher Kirche seien, daß sie eins seien in ihm und einträchtig unter einander und Erben des ewigen Lebens.“ Als er seine Ansprache beendigt, sah er auf den Stufen seines Katheders einen Knaben stehen an der Hand seiner Mutter, der ihn mit hellen Augen anblickte und recht aufmerksam ihm zugehört hatte. Da redete dieser große Kinderfreund ihn mit einem Bibelspruche an, wie ihn der Kleine verstehen konnte, segnete ihn und sprach: „Behalt diesen Spruch fleißig und gedenke an ihn, wenn ich einmal tot bin.“

Auf dem Nachhausewege mußten ihn wegen seiner Schwäche seine Freunde unterstützen, er aß im Laufe des Tages nichts und hatte auch eine sehr unruhige Nacht. Daher stand er schon um 4 Uhr morgens auf, ohne stärkenden Schlaf gefunden zu haben. Es war der 12. April, der Karfreitag. Er las aber noch um 9 Uhr über das 53. Kapitel des Jesaias und sagte gegen Ende der Vorlesung: „auch unser Fleiß und Ritterschaft ist von nöten bis an unser Ende“, womit er bestätigen wollte, wie es ihm mit seinem Amte völliger Ernst sei. Es war seine letzte Vorlesung. Er versuchte am Nachmittage zu arbeiten, mußte jedoch davon abstehen. In der nächsten Nacht schlief er gut, er stand daher schon um 3 Uhr morgens auf, arbeitete und erzählte darauf den Seinen einen lieblichen Traum, den er in dieser Nacht gehabt. Ihm träumte, er habe in der Kirche gesungen, „Mich verlanget herzlich, das Osterlamm zu essen“, nach der Melodie, die er als Knabe lateinisch gesungen und habe so sehr geschrieen, daß er davon erwacht sei. Er wollte an diesem Tage das heilige Abendmahl nehmen, ging auch aus, zuerst in die Druckerei, um dort etwas abzugeben, dann in die Kirche, wo er unter fleißigem Gebet und Danksagung mit der Gemeinde das Abendmahl empfing. Nachmittags ging er nochmals in die Druckerei, um sich zu überzeugen, ob auch ohne Zeitversäumnis an der eiligen Sache, die er abgegeben hatte, gearbeitet würde. Dies war sein letzter Ausgang.

Ein neuer Fieberanfall suchte ihn heim, er empfand große innere Unruhe und ging nach unten. Als er wieder hinaufgehen wollte, übermannte ihn die Mattigkeit so sehr, daß er sich auf eine Treppenstufe setzen mußte. So fand ihn Joachim Camerarius, den man von Leipzig her beschieden hatte. Melanchthon freute sich herzlich über seine Ankunft; bald aber mußte er wieder zu Bette gebracht werden, da er vom Fieber sehr gequält wurde. Obgleich er eine sehr unruhige Nacht gehabt, stand er schon um 5 Uhr morgens auf und wollte sogar noch seine erbauliche Ansprache im Hörsaal halten, obwohl auch Camerarius ihn dringend bat, doch sich zu schonen. Da meldete sein Sohn Philipp, es sei niemand im Hörsaale; „du hast sie

gewiß gehen heißen", sagte er, wars aber auch so zufrieden und fügte hinzu: „wen soll ich denn lehren, wenn niemand da ist?" Er wollte auch in die Kirche gehen, da es der erste Ostertag war, er fühlte sich aber zu schwach. So beschäftigte er sich mit Briefschreiben und Camerarius half ihm dabei. Obwohl er sich gegen Mittag wieder unwohler fühlte, setzte er sich doch an die gemeinsame Mittagstafel, aß auch ein wenig von dem Birkhuhn, das ihm Joachim von Anhalt auf die Nachricht von seiner Krankheit mit andern guten Sachen für Küche und Keller gesandt hatte, und stärkte sich durch ein Glas guten Rheinweins. Er nahm zwar an der Unterhaltung teil, zog sich aber bald in sein Studierzimmer zurück und legte sich ein wenig nieder. Bald stand er auf und schrieb einige Briefe, mußte aber auch damit aufhören und plauderte mit Camerarius. Seine Gespräche behandelten den Zustand der Kirche, und gingen meist in ein herzliches Gebet über; mehrmals sagte er: „wenn es Gottes Wille ist, will ich gern sterben; ich begehre abzuscheiden, um bei meinem lieben Herrn Christo zu sein." Er gedachte auch des vor zwei Jahren heimgegangenen Bugenhagens und sagte: „der gute fromme Mann ist an keiner andern Krankheit als am Alter gestorben; ich wünsche mir, nicht so lange zu leben, daß ich vor Altersschwäche den Leuten nicht mehr dienen könnte; das wäre mir zu traurig"; auch erinnerte er sich an seinen Freund, den Dr. Jacob Millich, der auch vor ihm gestorben war und gesagt, es könne wohl kommen, daß einer das zeitliche Leben gern verlassen möchte, aber trotzdem könne es nimmer fehlen, daß man sich vor dem Tode entsetzte. Er meinte, es wäre viel zu wenig, daß man jemand in Todesnöten dadurch zum Sterben freudig machen wolle, daß des Elends und Jammers so viel auf Erden wäre; es müsse was anderes sein, das den Menschen zum Sterben mutig mache.

Ein neuer Fieberanfall, heftiger denn die vorigen, schwächte ihn noch mehr. In der Nacht vom 15. zum 16. April hatte Melanchthon wenig geschlafen, aber er stand doch um 4 Uhr schon auf, verrichtete seine Morgenandacht und setzte sich an die Arbeit. Da die Krankheit sich in die Länge zu ziehen schien,

so wollte Camerarius abreisen und war darum früher zu Melanchthon gekommen als sonst in diesen Tagen. Ihm erzählte er, wie er in der Nacht den Spruch: „ich werde nicht sterben sondern des Herrn Lob verkündigen", betrachtet hätte, und daß ihn dieser sehr gestärkt. Er setzte sich dann mit Camerarius auf eine Bank und sagte ihm zum Abschied: „Mein lieber Joachim, wir sind nun bei vierzig Jahren gute Freunde gewesen; und hat einer den andern lieb gehabt und keiner seinen Vorteil gesucht; wir sind beide rechte Schulmeister und treue Gesellen gewesen, ein jeder an seinem Ort und hoffe ich zu Gott, unsere Arbeit soll nicht vergeblich gewesen sein, sondern viel Nutz geschafft haben; ist es Gottes Wille, daß ich jetzt sterbe, so wollen wir unsere Freundschaft auch in dem zukünftigen Leben weiter mit einander unverrückt halten." Der Tag ging unter Sorgen hin; Melanchthon fühlte sich wieder sehr matt und verlangte nach seinem Bett, fand aber auch da nicht stärkenden Schlaf. Camerarius verschob seine Abreise, weil er die Entscheidung nahe glaubte. Nach drei Stunden stand er wieder auf, arbeitete etwas und sprach viel, nahm auch noch an der gemeinsamen Abendmahlzeit in dem Familienzimmer teil. Als er sich dann zu Bett legte, war der Schlaf ruhiger und besser, und sein Wahlspruch: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" kam ihm oft im Traume vor.

Am andern Morgen stand er früh auf und arbeitete etwas, legte sich dann nieder. Da kam Camerarius, von ihm Abschied zu nehmen. Er versprach ihm, sobald es seine Geschäfte erlaubten, wieder zu ihm zu kommen. Die letzten Worte, die Melanchthon dem scheidenden Freunde sagte, waren: „Der Sohn Gottes, der da sitzet zur Rechten seines himmlischen Vaters, und den Menschen Gaben giebt, der erhalte Euch und die Euren und uns alle miteinander, und wollt mir auch Eure Hausfrau fleißig grüßen." Camerarius sollte ihn lebend nicht mehr wiedersehen. Als er sich aufs Pferd setzte, ging Melanchthon ans Fenster und sah dem Davonreitenden lange nach. Es kamen einige ihn zu besuchen, und er sprach auch viel von der Zukunft der Kirche. Da nahte aber auch schon ein neuer Fieberanfall, der ihn sehr

schwächte; die Nacht war sehr unruhig, der Magen versagte den Dienst; er stand auf, weil ihn die innere Unruhe nicht im Bette litt, ließ sich aber wieder zu Bett bringen. „Herr, mach ein Ende," rief er mehrere Male aus; Worte, die auch Erasmus oft vor seinem Tode gebraucht hatte, wie er früher oft erzählt hatte. Als man ihn ins Bett hob, sagte er: „Wenn das nicht der Tod ist, so ists eine harte Staupe." Nach einiger Zeit ließ er sich aber wieder in seine Studierstube bringen; um es ihm bequemer zu machen, vertauschte man die harte Ruhebank mit seinem Reisebett; als es hineingebracht wurde, sagte er: „Das heißt mit Recht ein Reisebett; wie, wenn ich darin reisen müßte?" Zu seiner Umgebung redete er davon „wie er seinen Willen in Gottes Willen ergeben hätte, dem er Leben und Sterben anheimgestellt; wie Gott es nun machen würde, so wäre er herzlich wohl zufrieden" ... „ich fühle durch Gottes Gnade keine Anfechtung", gestand er.

Als er an der gegenüberliegenden Wand eine Landkarte hängen sah, und auf ihr das abgebildete Meer, sagte er lächelnd: „Jetzt geht die Weissagung des Virdungus (Haßfurt) aus den Sternen an mir in Erfüllung, ich würde Schiffbruch leiden; jetzt bin ich nicht mehr weit davon." Gegen acht Uhr morgens kam Dr. Paul Eber, der Stadtpfarrer, Bugenhagens Nachfolger zu ihm. Mit ihm unterhielt er sich lange und ernst. Er war gefaßt auf alles und seine Gedanken waren mehr auf den Himmel gerichtet. „Wie wohl mir meiner Töchter Kinder, die ich herzlich lieb habe, immer vor den Augen stehen", sagte er im Laufe des Gesprächs, „so tröste ich mich doch damit, daß sie gottesfürchtige, fromme Eltern haben, die mir auch lieb sind; die werden sie sich lassen befohlen sein und sie fleißig aufziehen, wie ich bisher gethan habe, und Gott wird Gnade dazu verleihen. Aber der gemeine Schaden geht mir zu Herzen und bekümmert mich sehr, daß die verkehrte Welt solchen Mutwillen treibt und die heilige christliche Kirche so schändlich beunruhigt. Mögen sies machen, wie sie wollen und können — doch ist durch Gottes Gnade unsere Lehre richtig und klar."

Zu einigen Studenten, die im Hintergrunde des Zimmers standen, gewandt, sagte er, nachdem sie näher an sein Bett getreten waren: „Ihr seid noch jung und habt doch schon durch Gottes Gnade Geschicklichkeit genug. Sehet nur zu, daß ihr sie recht brauchet. Der allmächtige Gott erhalte euch und gebe euch Stärke und Weisheit, daß ihr ihm und seiner Kirche nützlich dienen möget." Auch die Kinder, die um sein Bett standen, seine Enkelinnen sprach er liebreich an; zu Peucers ältestem Töchterchen sagte er: „Ich habe dich immer herzlich lieb gehabt; halte deine Eltern wohl vor Augen und sei ihnen gehorsam; fürchte Gott, er wird dich nicht verlassen." Alle seine Enkel ließ er an sein Bett kommen, ermahnte sie herzlich zum Gehorsam und zur Gottesfurcht und segnete sie; zu seiner Tochter sagte er: „Liebe Tochter, Gott hat dir einen frommen Mann beschert, den halte lieb und wert, und sei ihm gehorsam; ziehet eure Kindlein auf in der Furcht Gottes, so wird er bei euch sein und euch nicht verlassen."

Dann fragte er seinen Schwiegersohn: „Was hältst du von meiner Krankheit? Was hegst du für Hoffnung? Verhehle mir nichts." Peucer antwortete schweren Herzens: „Gott ist dein Leben und deiner Tage Länge; dieweil ich dir aber die Wahrheit sagen soll, so ist, soviel ich aus natürlichen Ursachen sehen kann, fürwahr wenig Hoffnung zum Leben; deine Schwäche ist groß und nimmt immer mehr zu." Still hörte er das Urteil des Arztes, dann sagte er: „Ja, das ist wahr; ich fühle meine Schwachheit und verstehe dich. Ich habe alles meinem Gott befohlen, ihn bitte ich, daß ers gnädig mit mir machen wolle." Dann lag er eine Weile ganz still, nur seine Lippen sah man im Gebete sich regen. Dann bat er nach seinem angefangenen Testamente zu suchen, und ließ sich zum Schreibtisch führen, um es zu vollenden. Als man es in der Eile nicht finden konnte, fing er ein neues zu schreiben an; zuerst legte er in ihm ein kurzes Bekenntnis seines Glaubens ab, dann traf er Anordnung über seine Hinterlassenschaft. Zwei Seiten hatte er mit festen Zügen hintereinander geschrieben, als er vor Ermattung aufhören

mußte; seinem Schwiegersohne sagte er, er wolle es morgen vollenden, da die Hände ihm den Dienst versagten und gab ihm kurz an, was mit seinem Nachlasse geschehen sollte. Dann sprach er lebhafter über die Angelegenheiten der Universität, was nach seinem Tode gelesen werden und wen man als seinen Nachfolger berufen solle. Dann — es war Nachmittag, ließ er sich in sein Bett bringen, schlief auch bald „fein sanft" bis gegen sechs Uhr. Da Briefe eingegangen waren, las man sie ihm auf sein Verlangen vor; als sie von den Verfolgungen der Protestanten in Frankreich berichteten, klagte er, daß so viel Jammer und Elend sei, doch werde Gott um der Sünde der Menschen willen auch Züchtigungen eintreten lassen. Um ihn aufzuheitern las man ihm auch andere Briefe vor, die nicht so traurigen Inhalt hatten; er erzählte auch noch sogar heitere Sachen und schlief, nachdem er ein kleines Glas schweren Weins, gewissermaßen einen Schlaftrunk genommen, ein; aber bald wachte er auf, fiel zwar wieder in einen unruhigen Schlaf, phantasierte viel und richtete sich gegen zwei Uhr morgens im Bette auf.

Der letzte Tag seines Lebens dämmerte herauf. Doktor Peucer hatte an seinem Bette gewacht; mit ihm unterhielt er sich über die Spaltungen in der Kirche, tröstete sich aber auch damit, daß die Lehre der evangelischen Kirche so deutlich und klar gefaßt sei, daß sie alle Angriffe der Gegner siegreich bestehen werde. Bald ließ er sich wieder auf sein Reisebett in seine Studierstube bringen und schlief dann bis gegen sechs Uhr morgens. Dann bat er seinen Schwiegersohn, ihm, wie er es immer gethan hatte, die Haare zu verschneiden, begehrte auch reine Wäsche und zog sie selbst an; er zog drei Hemden übereinander an, wie es im Winter seine Gewohnheit war; er that es der Wärme wegen; es bereitete ihm aber auch, wie er immer zu sagen pflegte, ein „fein weiches" Lager. Er ließ sich auch eine neue weiche Mütze, wie er sie zu Hause zu tragen pflegte, reichen und bemerkte dabei, daß er das von seinem Großoheim Reuchlin gelernt und seiner Gesundheit sehr zuträglich gefunden habe. Hierauf sagte er lächelnd zu den An-

wesenden, ob er nicht stattlich zu seiner Reise gerüstet sei und sprach noch viel mit seiner Umgebung, rühmte auch besonders die treue Pflege, die sein Schwiegersohn ihm angedeihen lasse und dankte Gott laut, daß er so gar keine Schmerzen fühle, nur der Zustand der Kirche bekümmere ihn sehr und wenn er sterbe, so geschehe ihm wohl. Er lud sogar die Gäste, die gekommen waren, noch zum Mittagessen ein und wollte mit ihnen essen, vielleicht, daß er in Gesellschaft auch Lust dazu bekäme. Aber die Fieberanfälle kehrten wieder, und längere Ohnmachten befielen ihn. In einem lichten Augenblicke sagte er zu Peucer: „Ich bin im Tode gewesen, aber der Herr hat mich nochmals errettet.“ Seine Lippen bewegten sich in unaufhörlichem Gebet, bald in kurzen Bibelsprüchen, bald in längerem inbrünstigem Gebet, das er leise aber vernehmlich sprach. Gegen Mittag aß er noch drei Löffel eines kräftigen „Süppleins“ von „Hamburgisch Bier“; es war seine letzte irdische Speise. Er wollte noch sein Testament vollenden, aber er fühlte sich zu schwach und sank mit dem Seufzer: „Ach Gott, daß ich also übereilet werde!“ in die Kissen zurück. Da er unruhiger wurde, rief ihm der Magister Sturio, Diakonus in Wittenberg zu: „So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Jesu Christo sind“, worauf Melanchthon mit schwacher Stimme erwiderte: „Christus ist uns gemacht von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, auf daß, wie geschrieben steht, wer sich rühmt, sich des Herrn rühme.“

Die meisten Wittenberger Professoren waren in seiner Stube oder ab- und zugehend in seinem Hause versammelt; keiner wollte in dieser großen Betrübnis am Nachmittag lesen; durch Anschlag am schwarzen Brett verkündeten sie den Studenten, daß alle Vorlesungen wegen der tödlichen Krankheit des Vaters Melanchthon ausfallen sollten und forderten diese auf, in treuer Fürbitte sich für den Sterbenden zu vereinen. Nun strömte alles nach Melanchthons Hause; Studenten, Bürger sammelten sich in der Kollegiengasse, überall sah man traurige

Gesichter, es herrschte Totenstille, um den Sterbenden nicht zu stören.

Der Todeskampf trat ein; der Puls setzte bereits ab und zu aus, der Atem wurde kürzer, die Gesichtszüge veränderten sich. Man sah den Sterbenden beten und las ihm Stellen aus Gottes Wort vor, das 53. Kapitel des Jesaias, mehrere Psalmen und Kapitel des Johannisevangeliums und das von ihm besonders geliebte 5. Kapitel des Römerbriefes. Er gab durch Zeichen zu erkennen, daß er alles verstehe, betete auch selbst. Nach drei Uhr wollte man ihn umbetten. „Was thut ihr?“ sagte er sanft, „warum hindert ihr mich in meiner sanften Ruhe?“ Doktor Peucer fragte ihn, ob er etwas wünsche. „Nichts als den Himmel“, war die Antwort. Viele Anwesende knieten betend um sein Lager; bewegungslos lag er da. Da segnete ihn der Diakonus Fröschel ein, und Dr. Veit Winsheim rief dem Sterbenden die Worte zu, mit denen Luther vor vierzehn Jahren aus dem Leben geschieden war: „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott;“ auf die Frage, ob er es gehört, antwortete Melanchthon laut und deutlich „ja“. Es war sein letztes Wort. Seine Lippen bewegten sich noch, dann hatte er ausgelitten. Es war der 19. April abends gegen sieben Uhr, um dieselbe Stunde, in der er einst geboren war. Er war 63 Jahre alt geworden; sanft war sein Tod, in Frieden ging er von dannen; „wir konnten nicht merken“, erzählen die Zeugen seines Todes in jenem Bericht der Universität, „daß es ihm einen Stoß gegeben hätte oder den Mund gekrümmt oder dergleichen etwas, sondern er fuhr fein still und gelind über seinem Gebet dahin zu seinem Herrn Jesu Christo.“

Studenten traten still und weinend in das Sterbezimmer, um den geliebten Lehrer noch einmal zu sehen; ganz Wittenberg klagte; man las vom Boden seine Federn, Blätter auf, um ein kostbares Andenken an ihn zu besitzen. „Wir halten nicht“, sagt der gleichzeitige Bericht, daß viel Studenten oder Bürger in Wittenberg sein werden, die ihn in den anderthalben Tagen, (wo seine Leiche auf dem Reisebett ausgestellt war)

nicht gesehen haben. So werden auch derer nicht viel sein, die ihn ohne Zähren haben sehen können. Es sind auch viel fremde Leute dagewesen, die ihn zuvor bei Leben nie gesehen hatten, die sahen ihn tot, und damit man ja sehen mag, wie die Leute gegen ihn gesinnt gewesen, so war selten einer, der ihn nicht angegriffen (berührt) hätte, darnach es eines jeglichen Bewegung ergab: mancher griff ihn ans Kinn, mancher aufs Haupt, auf die Brust; viele nahmen ihn bei der Hand und drückten sie ihm; etliche aber küßten ihn und weinten, daß sie ihn mit Thränen netzten, und ist in Summa nicht alles zu sagen, wie sich die guten Leute gegen den toten Leichnam gebärdeten; die Bürger trugen ihre Kinder auf den Armen über ihn und sagten, sie sollten ihn fleißig ansehen, daß sie einstmals sagen könnten, was es für ein Mann gewesen wäre. Und ob sich gleich mancher sonst des Weinens hätte enthalten können, so war es ihm doch nicht möglich, daß ihm nicht die Augen übergegangen wären, wenn er nur sahe, was für Gebärde jung und alt gegen ihn trieb."

Gleich nach seinem Verscheiden war ein reitender Bote an den Kurfürsten August nach Dresden und an Herzog Friedrich nach Weimar mit der Nachricht von Melanchthons Tode gesandt worden. Wie ein Lauffeuer ging die Trauerbotschaft durch ganz Deutschland, ja durch Europa.

Still und friedlich lag der Tote da; der beredte Mund war geschlossen, sanft und verklärt seine Züge. In der Frühe des 20. April verewigte der Wittenberger Maler Lukas Cranach seine Züge durch seinen kunstgeübten Pinsel; das Bild malte er zwei Jahre später für die Schloßkirche in Wittenberg in Lebensgröße.

Wir sind ausführlicher geworden, aber die Leser werden es Dank wissen; das Sterben dieses frommen Christen „ist eine Predigt, die mehr erbaut als menschliches Wort;" und wir werden mit Paul Gerhardt sagen dürfen: „Wer so stirbt, der stirbt wohl."

---

41. Melanchthons Begräbnis.

Das Begräbnis erfolgte am Nachmittage des 21. April. Die Leiche wurde in einen zinnernen Sarg gelegt, dieser in einen hölzernen eingeschlossen. Mit hineingelegt wurde eine lateinische Schrift, die den Entschlafenen pries als den Gefährten Luthers, sein Leben und Wirken schilderte, den Dank der Universität aussprach und ihn als Verfasser des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses, wie den Vertreter der evangelischen Lehre auf so viel Reichstagen, Religionsgesprächen und sonstigen Zusammenkünften rühmte.

Der Doppelsarg war vor dem Hause von Mittag an aufgebahrt. Den Trauerzug eröffneten unter dem Geläute aller Glocken die Schüler, den Sarg trugen Professoren der philosophischen Fakultät in langen, schwarzen Talaren; hinter dem Sarge folgten die Verwandten, unter ihnen auch Camerarius, der noch rechtzeitig zum Begräbnis gekommen war, dann die Universität, der Stadtrat, die Geistlichkeit, die vielen fremden Gelehrten, von Studenten geleitet, endlich die Bürgerschaft. Zuerst ging der Zug in die Stadtkirche; hier predigte der Stadtpfarrer Dr. Paul Eber, Melanchthons treuer Schüler und lieber Freund über die Hoffnung der Unsterblichkeit; dann zog man in die Schloßkirche, wo nach einer lateinischen Gedächtnisrede des Professors Veit Oertel aus Winsheim der Sarg in der Nähe der Grabstätte Luthers versenkt wurde. „Es war eine solche Menge Volks von Studenten, Bürgern und fremden Leuten, Edeln und Unedeln bei dem Begräbnis, daß mans in Wittenberg größer nicht gedenkt“, sagt der Bericht der Universität.

In vielen Städten gedachte man des heimgegangenen Reformators durch besondere Feierlichkeiten; in Straßburg und Tübingen wurden unter entsprechender Feier akademische Gedächtnisreden gehalten; die Universität Wittenberg beging den Todestag ihres größten Lehrers noch lange mit gebührender Feierlichkeit.

Überall erregte die Kunde von seinem Tode die größte

Trauer, von allen Seiten gingen bei seinem Schwiegersohne Peucer zahllose Beileidsschreiben ein. „Wir sind hier ob des Todes eines solchen Mannes schwer betrübt“, schrieb Peter Martyr aus der Schweiz, „und fürwahr mit Recht. Wer wird nicht trauern, wenn er eines nach dem andern die Lichter der Kirche verlöschen sieht! . . . Zur Strafe für unsere Sünden ist nun auch das so sanft leuchtende Licht Meister Philipps, das der Wissenschaft und der Kirche bisher geleuchtet hatte, zum größten Nachteil aller guten und gelehrten Männer ausgelöscht worden. Der gerechte Schmerz der Frommen könnte aber noch ertragen werden, wenn nur streitsüchtige Menschen ihm, der bereits in Gott ruht, diese Ruhe gönnten. Daran denken sie aber nicht; sie fahren fort, ihn durch ihre bösen Schriften nicht nur anzugreifen, sondern offen zu verdammen. Ich hoffe indessen, daß ihr Urteil von den Bessergesinnten nicht gebilligt werden wird. Ihr, die ihr gleichfalls von ihnen verfolgt werdet, ihr werdet eurer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gemäß nicht zugeben, daß eures Meisters und eurer Schule Lehre verunglimpft werde, ohne daß ihr sie verteidigt.“

Mit dem Tode Melanchthons wurde, wie Ernst Regius in seiner Gedächtnisrede am Jahrestage seines Todes 1561 zu Straßburg sagte, die schönste Periode der Reformationszeit abgeschlossen.

---

42. Melanchthons Verdienste.

Es ist nur billig, wenn wir noch die Verdienste dieses großen Mannes kurz zusammenfassend würdigen.

Wir haben gesehen, daß M.'s Leben in die Zeit des Aufblühens der Wissenschaften fiel, aber auch, daß die Vertreter und Verfechter des klassischen Studiums, die Humanisten, nicht immer die Grenzen inne hielten, die auch der Wissenschaft gezogen sind, vor allem zum Teil eine der Religion feindliche Stellung einnahmen. Da ist es Melanchthon gewesen, der der

Wissenschaft die richtige Bahn wies, auf der sie mit dem Glauben friedlich neben einander gehen kann, und die Wahrheit frei erforscht und sucht, die dem Glauben gewiß ist. Er war es, der der Wissenschaft alle Eitelkeit und falschen Stolz auf ihre Errungenschaften nahm und ihr die Liebe zur Wahrheit einprägte. „Laßt uns von ganzem Herzen alle unsere Kräfte darauf richten, die Wahrheit zu finden und sie aufs klarste und einfachste darzustellen. Sie allein verbindet uns mit Gott, ist unserer eigentlichen Natur gemäß und dient der Kirche und dem Staate zum Heile."

Für den Unterricht in den alten Sprachen ist er bahnbrechend geworden, seine Methode wurde jahrhundertelang die herrschende, und seine grammatischen Lehrbücher wurden eben so lange, in Sachsen bis 1734, in den gelehrten Schulen gebraucht. So ist er der Reformator auch der lateinischen und griechischen Grammatik geworden.

Nicht minder hat er der weltlichen und kirchlichen Rede neue Antriebe gegeben und sie aufs erfolgreichste umgebildet. Wie er selbst einer der größten Redner war, so lehrte er die Alten nicht sklavisch nur nachahmen, sondern zum Nutzen der Jugend, des Staates und der Kirche fleißig studieren; „die Einfachheit erklärte er mit den Worten Albrecht Dürers für den höchsten Schmuck der Kunst."

Die Dichtkunst schätzte er hoch und übte seine Schüler darin; er wollte, daß sie die höchsten, besonders die religiösen Dinge zum Gegenstand wähle; „da ohne allen Zweifel diese Art zu schreiben von Gott eingegeben ist, so ziemt es den Dichtern, auch ihre Gabe zur Verherrlichung der göttlichen Dinge zu gebrauchen; schon Pindar*) und andere haben es ausgesprochen, daß die Musen vor allem die Gottheit besingen sollen", schrieb er 1537 an den Humanisten Eoban Hesse.

Auch dem Studium der Philosophie hat er neue Bahnen gewiesen und es ist nicht recht, daß das so wenig hervorgehoben wird; er vereinfachte vieles, und wenn er nicht alles auf einmal leistete, so gab er doch den Anstoß dazu.

---

*) Ein lyrischer griechischer Dichter.

Den richtigen Standpunkt nahm er den Naturwissenschaften gegenüber ein, und seine Worte darüber haben nichts von ihrer Geltung verloren, und seine Weissagung, daß sie eine große Zukunft hätten, ist in Erfüllung gegangen. „Wenn auch das Wesen der Dinge nicht völlig durchschaut“, sagte er in seiner Vorrede zu den „Anfangsgründen der Naturlehre“, die er 1549 herausgab, „und die Ursachen der so wunderbaren Werke Gottes nicht eher verstanden werden können, als bis wir den Ratschluß des ewigen Baumeisters selber vernehmen, so ist doch schon jetzt, in dieser unserer Finsternis, die Betrachtung der Harmonie der Weltkörper ein Zugang zur Erkenntnis Gottes und zur Tugend, sie treibt uns an, Ordnung und Maß in allem unsern Thun zu bewahren. Die Menschen sind offenbar auch darum geschaffen, um die Natur zu betrachten; die Lehre von den Elementen, den Bewegungen, den Eigenschaften und Kräften der Körper sollen wir daher lieben und pflegen; gewiß findet jeder, der seinen klaren Verstand besitzt, nichts Süßeres als diese Studien. Viele zwar verachten sie aus mancherlei Gründen. Die einen halten sie für zweifelhaft, weil sie nicht alle Erscheinungen auf sichere Ursachen zurückführen können, diesen ist zu erwidern, daß eine nützliche Wissenschaft nicht zu verwerfen ist, wenn sie auch manches Dunkle enthält; es ist Gottes Wille, daß wir in der Schöpfung seiner Spur nachgehen und das auswählen, was uns zum Leben nötig ist; auch ist dieses Studium eine Vorbereitung auf jene ewige Schule, wo wir die gesamte Natur in ihrem Zusammenhange erkennen werden, wenn uns der Schöpfer selbst das ideale Vorbild der Welt offenbaren wird. Andere verlachen die Anfänge unserer Kunst als gering; ich bekenne, daß es allerdings nur Anfänge sind, sie werden aber zu immer weiterer Entwicklung führen; würde auch ein helleres Licht unseren Geist erleuchten, so daß wir tiefer in das Wesen der Dinge hineinblicken könnten, so muß doch immer die Wissenschaft mit kleinen Anfängen beginnen.“

Daß er sich mit den Himmelserscheinungen viel abgab und, hierin ein Kind seiner Zeit, ihnen einige Bedeutung für

die Schicksale der einzelnen wie der Völker zuschrieb, haben wir gesehen. „Magister Philipp“, sagte Luther einmal in seinen Tischreden, „hält hart darüber, hat mich aber niemals dazu bereden können; er bekennt selber und sagt, die Kunst ist wohl vorhanden, aber niemand hat sie, denn sie hat weder Grundsätze, gewisse Gründe noch derselben Erfahrung.“ Zu diesen Dingen zog ihn das Geheimnisvolle, das sie umgab, für das er eine große Vorliebe hatte.

Der Erforschung der menschlichen Natur wandte er in sittlich religiösem Interesse seine volle Aufmerksamkeit zu. In seinem Buch „Von der Seele“, der ersten Seelen- und Menschenlehre, führte er aus, daß der Mensch die Welt im kleinen sei, in der sich die Welt im großen spiegelt. (Mikrokosmos und Makrokosmos). Besonders zog ihn eine der geheimnisvollsten Erscheinungen des Seelenlebens, der Traum an; er selber schrieb seinen Träumen nicht unwesentliche Bedeutung zu, wie auch seine Freunde es thaten, und in seinem Briefwechsel spielen diese Dinge eine große Rolle.

Die Sittenlehre gründete er auf den Willen Gottes, wie wir ihn aus der Offenbarung Gottes erkennen, und machte so die Sittenlehre unabhängig von der Moral des Altertums. Wie der göttliche Wille das höchste Sittengesetz ist, so ist Gott auch das höchste Gut und Ziel des Menschen. Sittlich gut handelt der, der dem göttlichen Willen gehorsam ist. Tugendhaft ist der, der den Willen Gottes zum alleinigen Führer nimmt.

Ganz außerordentlich sind Melanchthons Verdienste um das Studium der Geschichte. Er nannte sie ein „Gemälde des Menschengeschlechts“, ohne dessen Kenntnis das Leben nichts wäre als „eine fortwährende Kindheit, ein blindes Herumtappen im Finstern.“ Er erkannte genau und gab richtig die Eigenschaften eines guten Geschichtsschreibers an und besaß selbst ausgebreitete und wohlgeordnete geschichtliche Kenntnisse nicht nur des Altertums, sondern auch des Mittelalters, wie seine trefflichen Reden über die deutschen Kaiser Otto I., Friedrich Barbarossa und Sigismund beweisen; er gab teilweise selbst,

teilweise mit andern Geschichtswerke heraus und bemühte sich den Sinn für Geschichte zu wecken und zu fördern.

Bekannt wohl am meisten sind seine Verdienste um den Unterricht auf den Schulen und Universitäten. Wir haben gesehen, wie derselbe, wenn auch anerkennenswerte Versuche zu seiner Hebung gemacht wurden, im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts darniederlag. Er wie Luther erkannten die Notwendigkeit guter Schulen für die Ausbreitung des Evangeliums; da sie den Leuten die deutsche Bibel in die Hände gaben, mußten sie auch sorgen, daß sie dieselbe lesen konnten. Daher das unabläßige Drängen beider Reformatoren auf die Errichtung von höheren und niederen Stadt- und Landschulen. Daher fügte Melanchthon den Visitationsartikeln, die er 1527 aufsetzte, einen Lehrplan bei, der für die Volksschule den folgenreichsten Anstoß gegeben hat; zuerst hatte er es freilich auf Schulen abgesehen, welche die alten Sprachen wenigstens in den Anfangsgründen lehrten und wenigstens etwas auf die Universitäten vorbereiteten: „Es sollen auch die Prediger die Leute vermahnen", heißt es in den Visitationsartikeln, „ihre Kinder zur Schule zu thun, damit man Leut aufziehe, geschickt zu lehren in der Kirche und sonst zu regieren . . . und solcher geschickter Leute bedarf man nicht allein zu der Kirche, sondern auch zu dem weltlichen Regiment; darum sollen die Eltern um Gottes willen die Kinder zur Schule thun und sie Gott dem Herrn zurüsten, daß sie Gott andern zu Nutz brauchen könne."

Die Schüler waren nach ihm in drei „Haufen" oder Klassen zu teilen; der erste Haufe soll mit dem Lesen beginnen und zu den Anfangsgründen des Lateinischen übergehen, in der Religion wurde hier das Vater unser und der Glaube gelehrt; auch der Unterricht im Schreiben und Gesang fehlte nicht; der zweite Haufen treibt tüchtig Grammatik und liest leichte lateinische Schriften; die zehn Gebote, der Glaube, das Vater unser werden erklärt, auch einige lateinische Psalmen und Briefe des Neuen Testaments sollen schon gelesen werden. Der dritte Haufen endlich geht zu den lateinischen Dichtern über, die Schüler lernen hier die Anfangsgründe der Redekunst

und der Dialektik kennen und üben sich fleißig im mündlichen und schriftlichen lateinischen Gedankenausdruck; die Bibel wird gründlicher gelesen.

Viele Schulen wurden auf Melanchthons und Luthers Anregung nun gegründet, und nach Wittenberg strömten die Studierenden, um zu den Füßen des „Lehrers von Deutschland“ zu lernen und dann das Gelernte auszustreuen und ein neues Geschlecht nach besseren Grundsätzen heranzubilden.

Alle Wissenschaften aber sollten nach Melanchthons Absicht der Gottesgelehrsamkeit dienen. Die klassischen Studien waren ihm „das Werkzeug, um den in der heiligen Schrift verborgenen Schatz zu heben.“ „So wie ohne Licht die Unterschiede der Farben nicht gesehen werden, so bleibt ohne Sprachkenntnis die ganze Rede des Alten und Neuen Testaments im Dunkel“ pflegte er zu sagen. Er gab auch eine Anleitung zum theologischen Studium, für seine Zeit ein treffliches Werk. Das Studium der Weltweisheit hielt er für nützlich. „So wie das Auge“, urteilte er, „von Natur das Licht erschaut, so hat auch der (natürliche) Geist ein gewisses Licht, durch das er manches erkennen und beurteilen kann.“ Noch heute richtig ist und wird es bleiben, wie er über das Verhältnis von Vernunft und Offenbarung dachte: „Diejenigen irren, die aus der Vernunft ein Urteil über die christliche Lehre fällen; es ist vielmehr der größte Trost der Frommen, daß man nicht nach der Meinung der Vernunft über den Willen Gottes urteilen darf. Wie es ein Wahnsinn wäre zu sagen, man könne aus den Regeln des Schusterhandwerks über die christliche Lehre urteilen, so irren die, welche der Weltweisheit ein Urteil über dieselbe zuschreiben.“

---

43. Melanchthons Charakter.

Den Grundzug in dem Wesen Melanchthons bildete eine aufrichtige kindliche Frömmigkeit. Seine Eltern, sahen wir, hatten ihn gottesfürchtig erzogen, und seine Studien hatten

seiner Frömmigkeit nicht nur keinen Abbruch gethan, sondern sie nur geläutert. Wie vorbildlich ist er uns darin, wenn er sagt: „Ich bin mir bewußt, daß ich niemals aus einer andern Ursache Theologie getrieben habe, als um mein Leben zu bessern.“ Und so faßte er auch seinen Lehrerberuf auf. „Von Gottes wegen sind wir an diesen Ort gestellt“, schrieb er, „daß wir die heilsame Lehre unter dem menschlichen Geschlechte erhalten und ausbreiten. Diesen Fleiß fordert Gott von den Lehrern und Schülern gleichermaßen. Darum sollen die Jünglinge bedenken, daß sie es Gott schuldig sind, nach der gründlichen und vollkommenen Gelehrsamkeit zu streben, mit der sie der Kirche und dem gemeinen Wesen dienen sollen. Dieselbe Gesinnung, welche wir in den Tempel mitbringen, sollen wir auch in die Schule mitbringen, das Verlangen nämlich, die göttlichen Dinge zu lernen und zu lehren. Wenn jemand in die Schule kommt, nur um von da ein Stück Gehrsamkeit mit hinwegzunehmen, wovon er Gewinn und Ehre haben will, der soll wissen, daß er das Heiligtum der Wissenschaft entweihe.“ „Über dem Eingang vieler alter Kirchen“, sagt er an einer andern Stelle, „ist der Spruch: Mein Haus ist ein Bethaus in Stein eingegraben. Diese Aufschrift sollten auch die Schulgebäude führen, weil die Schulen ein Teil des öffentlichen Gottesdienstes sind und wir darin die Wahrheit lernen und lehren und Gebet damit verbinden müssen.“

Allem, was ihm begegnete, gab er eine Beziehung zu Gott. „Unser Herr Gott helf und sei uns gnädig“ war das Wort, das er täglich gebrauchte, und er hielt auf feste Gewohnheit im Beten und bestimmte Gebete; „wir müssen uns“, empfahl er, „auch an das Hersagen einer gewissen Formel beim Beten gewöhnen, weil, wenn es auch durch einen Seufzer des Herzens geschehen mag, doch wenn ernstliche Bewegungen stattfinden, sie zuweilen nicht anders entladen werden können als durch ein Gebet in Worten, gleichwie andrerseits, wenn niemals oder doch nur selten Gebete gesprochen werden, das ein Zeichen ist, daß das Herz kalt sei und nicht sehr gerührt werde. Daher ist das namentliche und wörtliche Gebet nicht zu verachten,

welches auch dazu dient, daß wir uns recht aufrütteln." Wir können es uns nicht versagen, sein tägliches Gebet, welches er alle Morgen betete, herzusetzen. Es lautete: „Allmächtiger, ewiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, Schöpfer Himmels und der Erden und der Menschen, zugleich mit deinem Sohne, unserm Herrn Jesu Christi, deinem Wort und Ebenbilde, und mit deinem heiligen Geiste: erbarme dich unser und vergieb uns unsere Sünden, um deines Sohnes willen, den du nach wunderbarem Ratschluß zum Mittler gemacht hast und heilige uns mit deinem heiligen Geiste, der ausgegossen worden über die Apostel; verleihe uns, daß wir dich wahrhaft erkennen und preisen in alle Ewigkeit."

In unsrer glaubenswirren Zeit, die selbst vor dem apostolischen Glaubensbekenntnis sich nicht mehr beugen will, wird es doppelt interessieren, zu erfahren, daß es Melanchthon täglich dreimal gebetet und diesen frommen Brauch zur Nachahmung sehr empfohlen hat. Er wies dabei auf das Beispiel des Rechtsgelehrten Dr. Hieronymus Schurf hin, „der es vor seinem Tode fast jede Stunde wiederholte und das mit solcher Lebendigkeit des Geistes, daß man sah, wie sehr er durch jenes Bekenntnis aufgerichtet und gestärkt wurde."

Wir haben gesehen, wie er die häusliche Andacht selber übte; er unterließ aber auch nicht, zum fleißigen Kirchenbesuch zu ermahnen, weil er die große Macht des gemeinsamen Gebets kannte.

Man könnte nun einen Widerspruch darin finden, daß Melanchthon sich so sehr besonders um die öffentlichen Angelegenheiten sorgte, ja, daß sie ihn bis zu dem Maße quälten, daß seine Gesundheit darunter litt. Seine Freunde, besonders auch Luther kannten das an ihm, und wir sahen, wie sie ihn vergeblich davon abzubringen suchten. Seinem lieben Camerarius sagte er einmal darüber: „Hätte ich keine Sorgen, so hätte ich auch kein Bedürfnis, Gott anzurufen; sie bewegen mich zum Gebet, und durch dieses besiege ich sie."

Groß war seine Bescheidenheit und Demut; wir hatten Gelegenheit, sie zu beobachten. „Ich habe Dienste gethan",

konnte er im Jahre 1558 von sich bekennen, „so viel mir Gott Kräfte verliehen hat, für die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Leute in meinem Lehramte gesorgt und habe in diesem Schulstaube keinen glänzenden Namen gesucht.“ Wir wissen, daß er weder Reichtum noch Ansehen suchte. Jeder Ehrgeiz lag ihm fern. „Rechte Christen“, urteilte er inmitten der größten Streitigkeiten, „verachten andere nicht, sondern schenken ihren guten Erinnerungen Gehör, halten sie in Ehren und verteidigen ihre Irrtümer nicht hartnäckig; sie wissen endlich, daß ihre Gaben, wie groß sie immer sein mögen, zum Nutzen der Kirche verliehen sind, nicht um damit ein eitles Schaugepränge zu treiben, wie es heißt: Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst sollt ihr es auch geben. Darum teilen sie gern andern ihre Gaben mit und brauchen sie nicht, um sie zu verletzen oder sie zu unterdrücken. O daß diese sonderliche und den Lehrern der Kirche so nützliche Tugend den meisten Lehrern des Evangeliums eigen wäre, so würde es weniger Unruhen in dieser Zeit geben. Jetzt aber herrscht solch ein Ehrgeiz, solch ein Durst nach Ruhm in Etlichen, daß sie lieber alles zu Grunde gehen lassen, als irgendwo einen Irrtum erkennen und verbessern.“

Wir sahen, wie er unter den vielen Streitigkeiten, in die er verwickelt wurde, litt; er suchte immer mit großer Milde sie beizulegen und vertraute auf den endlichen Sieg der Wahrheit und der guten Sache. „Wie oft empfange ich Streiche“, schrieb er einmal, „nicht nur von den Widersachern, sondern auch von den Unseren! Wir wollen es tragen und durch Mäßigung mildern.“ „Ich weiß,“ schrieb er 1544 an einen Freund, „daß viele es für etwas Rühmliches halten, kühn gegen alles loszuschlagen, keinen zu verschonen, Freund und Feind mit Krieg zu überziehen; so denke ich nicht, so sollst auch du nicht denken, so, meine ich, hat Paulus nicht gedacht, der da gebietet, auf die Schwachen Rücksicht zu nehmen und sich der Brüder anzunehmen.“ Er antwortete nur und auch dann milde, wenn die Bedeutung der Sache es notwendig forderte. „Es ist zuweilen nötig zu antworten“, meinte er dann, „wenn

Gottes Ehre beeinträchtigt erscheint, wobei unser Bekenntnis erfordert wird. Zu einer andern Zeit ist aber wiederum nichts zu antworten, oder doch wenigstens mit großer Mäßigung, nämlich bei Vorwürfen geringer Art." Gern führte er dafür den Ausspruch des alten Kirchenlehrers Cyprian an: „der ist nicht unglücklich, der eine Schmährede hört, sondern der sie ausstößt."

Wir sahen, wie seine Nachgiebigkeit ihm oft zum Vorwurf auch von Freunden gemacht wurde; er blieb aber dabei: „Es ist besser durch Lindigkeit fehlen." Wenn er manchmal seinem Unwillen in Briefen an vertraute Freunde Luft machte, so geschah es mehr unter dem Einfluß trüber Stimmungen, zu denen er sehr neigte: sein Herz war und blieb von Groll und Haß frei.

Dr. Ratzeberger, der Kurfürstliche Leibarzt weiß zwar in seiner mißgünstigen Beurteilung Melanchthons zu erzählen, Melanchthon habe gewußt, daß er eine hervorragende Stellung einnahm und daher genau auf seiner Ausdrucksweise bei Disputationen bestanden, und wenn die Antworten nicht so kamen, wie er es verlangte, dann „geschwinde unlustig" wurde und dann sehr schelten konnte. Er selbst bekannte, daß er leicht zum Zorne geneigt sei, doch ging die Aufwallung ebenso schnell vorüber, wie sie gekommen war, und niemanden trug er etwas nach und vergaß persönliche Beleidigungen.

Seine Nachgiebigkeit entsprang übrigens nicht aus persönlicher Furchtsamkeit. Er hat es oft bewiesen, daß er sich nicht mit andern decken wollte, sondern bereit war, für sein evangelisches Bekenntnis einzustehen und auch dafür zu dulden. Um seine Person sorgte er nicht. Die Studenten wußten, daß Magister Philipp auch ein tapfrer Mann sein konnte. Wenn es Unruhen unter ihnen gab, wohl gar zu öffentlichen Aufläufen kam, ging er furchtlos unter die tobenden Studentenhaufen und stellte die Ruhe her.

Einst störten betrunkene Studenten aus Friesland die Nachtruhe; er stand von seiner Arbeit auf, ging hinunter und stiftete Ruhe; einige flohen, andere baten ihn mit Thränen

um Verzeihung. Dann schalt er sie tüchtig aus und ließ sie gehen. „Wenn doch", scherzte er über diese „Schlacht" gegen seinen Freund Camerarius, „die Ungarn die Türken so leicht vertrieben hätten!"

Ein andermal ging er gegen Abend nach Hause und begegnete einem Haufen Studenten, die von einem Zechgelage kamen. In jugendlichem Übermut wollten sie sich noch einen besonderen, allerdings unziemlichen Scherz machen, nahmen Melanchthon, den sie bei der Dunkelheit nicht erkannten und trugen ihn an die Elbe, um ihn unterzutauchen; dieser ließ sie ruhig gewähren; als sie am Fluß aber angekommen waren, sagte er lächelnd, sie hätten Magister Philipp unter den Händen; voll Schrecken liefen einige davon, die andern, schnell ernüchtert, brachten ihn ehrerbietig nach Hause. Aber auch bei wirklicher Gefahr zeigte er seine Furchtlosigkeit. So hörte er einmal gegen zehn Uhr abends einen großen Lärm in der Collegiengasse, wo er wohnte. Er nahm einen Spieß und ging mit seinem treuen Johannes herunter, um die Ruhe herzustellen. Die Studenten waren gehorsam und entfernten sich auch; nur einer, ein junger polnischer Edelmann ging wiederholt auf Melanchthon mit gezücktem Degen los; dieser setzte sich aber gehörig zur Wehr, bis der Student nachgab. Der grobe Mensch wurde auf acht Jahre von der Universität entfernt, der Dichter Johannes Stigel verherrlichte aber Philipps Tapferkeit in einem Gedicht.

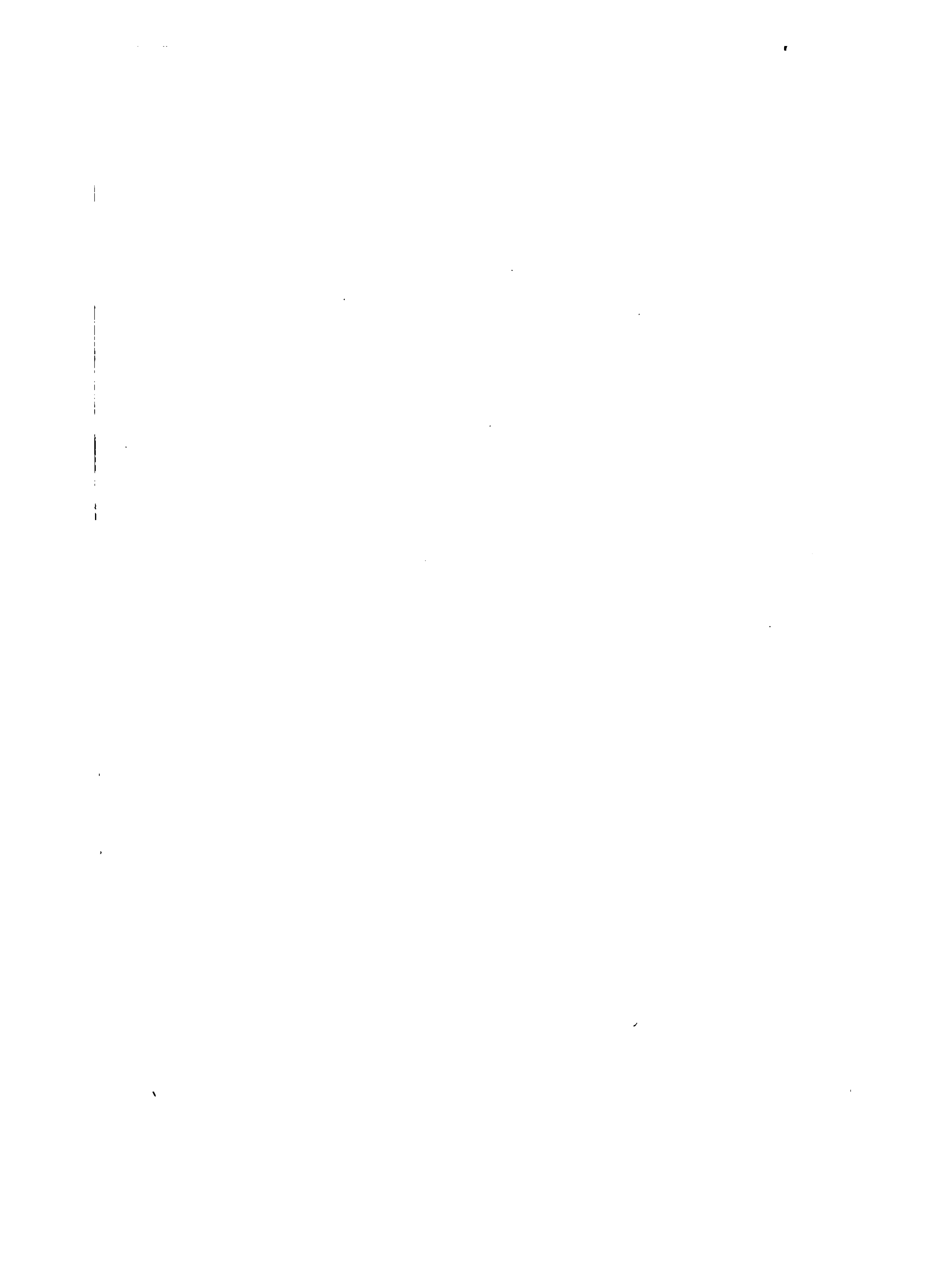
Seine außerordentliche Wohlthätigkeit ist uns bekannt geworden; er wie seine Frau übten sie als etwas für fromme Christen durchaus Selbstverständliches. An sie schloß sich eine große Gutmütigkeit und Dienstwilligkeit gegen Freunde nicht nur, sondern Bittsteller aller Art an; Seine Gutmütigkeit und Harmlosigkeit trugen ihm oft schlechte Früchte. Er, der selbst an sich immer die höchsten Anforderungen stellte, traute auch andern das Beste zu und mußte dann zu seinem Schaden erleben, daß diese das auf sie gesetzte Vertrauen gröblich mißbrauchten. Eine große Menge Kummer hätte er sich ersparen können, wenn er nicht so vertrauensselig gewesen wäre.

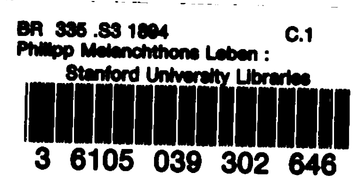
Wie sehr er auch die Freundesliebe pflegte und wie groß der Kreis seiner Freunde war, haben wir gesehen. Er war eine gesellige Natur, und wenn er von seinen Arbeiten einmal ausruhte, war er gern in anmutiger Gesellschaft. „Was ist das Leben", urteilte er, „ohne die gegenseitige freundschaftliche Mitteilung? Wollt ihr Menschen sein, so lebt wie Menschen. Irenäus (ein alter Kirchenlehrer) sagt, Polykarp (ein alter christlicher Bischof von Smyrna) habe oft die Worte des Apostels Johannis angeführt, welcher gesagt habe, „wie so holdselig der Herr Christus mit den Leuten geredet habe", und Menschen, die nicht zu „ehrbaren Mahlzeiten zu ihren Freunden kommen" wollten, nannte er „Menschenhasser". Der höchste Genuß aber dabei war ihm eine angeregte und fesselnde Unterhaltung.

Melanchthon war eine konservative Natur; das zeigt sich auch in seinem Verhältnis zu den kirchlichen Gebräuchen. Er änderte ungern solche, die nicht gegen das göttliche Wort waren; er war zu kunstsinnig, um die rohe Bilderstürmerei zu billigen, ganz abgesehen davon, daß sie ein Verbrechen war. Das Evangelium hatte ihn solche Barbarei nicht gelehrt. Das erklärt auch seine Stellung zu der neuen zeitweiligen Kirchenordnung, die der Kaiser einführen ließ, wegen der er so sehr geschmähet wurde. Er spricht sich selber ganz klar darüber aus. „Nicht bloß aus Furcht werde ich bewogen, wenn ich den Wunsch kundgebe, daß fromme, schmuckvolle und gleichartige Gebräuche in unsern Kirchen im Gebrauche sein möchten. Schon vor vielen Jahren habe nicht nur ich, sondern auch viele andere Aufseher der Kirche den Rat gegeben, man möge in denselben eine Ehrfurcht gebietende und gleichmäßige Form der Gebräuche einführen. Darum heben wir die Lehre von der evangelischen Freiheit nicht auf, sondern alle besonnenen Männer erkennen, daß das Schmuckvolle bei den öffentlichen Zusammenkünften der Natur des Menschen angemessen sei; und ich bedaure, daß an vielen Orten auch nützliche Gebräuche, wie die der Absolution, der Gesänge abgeschafft sind." Wir sind jetzt in Bezug darauf wieder in die richtigen Bahnen eingelenkt, und auch eine evangelisch-kirchliche Kunst sorgt für Ausschmückung unserer Gottes-

häuser, und die gottesdienstliche Ausgestaltung hat manche wertvolle Bereicherung durch Liturgie und schönen Gesang erfahren. Konservativ war er auch in der Beibehaltung der Festtage der alten Kirche; natürlich lag ihm jede Heiligenverehrung fern, aber sie bedeuteten für ihn eine nützliche Erinnerung an die kirchliche Vergangenheit und mehrten den Zusammenhang mit ihr, der ihm sehr wertvoll war. „Wir haben neulich", sagte er einmal, „den Namenstag des Polykarp gehabt, und heute ist der des Basilius. Wir müssen eben die Entwicklung der Kirche aller Zeiten wissen, sowie auch die Kämpfe der alten Lehrer, durch welche wir die Lehre, die in der Kirche erschallt, empfangen haben."

Wir brechen ab, da hier doch nur Andeutungen gegeben werden konnten und sollten. Das Urteil aber dürfen wir zum Schluß wohl aussprechen: Melanchthon war „gehaßt und verfolgt von vielen, die nicht wußten, was sie thaten, aber auch tief betrauert und gesegnet von viel Tausenden, die ihn und das Evangelium kannten — eine klare, lichte Erscheinung voll Weisheit und Wahrheit, voll Liebe und Milde."





DATE DUE

